

Familiendition Hartz IV? Soziale Reproduktion von Armut in Familie und Biografie

Wagner, Dominik

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wagner, D. (2017). *Familiendition Hartz IV? Soziale Reproduktion von Armut in Familie und Biografie*. (Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, 19). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/84742042>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Dominik Wagner

Familientradition Hartz IV?

Soziale Reproduktion von Armut

in Familie und Biografie

Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, Band 19

Verlag Barbara Budrich



Buchreihe

Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit

herausgegeben von

Wolfram Fischer, Universität Kassel

Cornelia Giebeler, Fachhochschule Bielefeld

Martina Goblirsch, Kinder- und

Jugendlichenpsychotherapeutin in eigener Praxis,
Bad Wildungen

Ingrid Miethe, Justus-Liebig-Universität Gießen

Gerhard Riemann, Technische Hochschule Nürnberg

Georg Simon Ohm

Bettina Völter, Alice Salomon Hochschule Berlin

aus dem

Netzwerk für Rekonstruktive Soziale Arbeit – zur
Entwicklung von Forschung, Lehre und beruflicher
Praxis

Band 19

Dominik Wagner

Familientradition Hartz IV?

Soziale Reproduktion von Armut in
Familie und Biografie

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 Dieses Werk ist beim Verlag Budrich UniPress erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution-ShareAlike 4.0 International (CC BY-SA 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Verwendung der gleichen CC-BY-SA 4.0-Lizenz und unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84742042>).
Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2042-2 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1024-9 (PDF)
DOI 10.3224/84742042

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal –
<http://disegnokommunikation.de/>
Lektorat und typografisches Lektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau

Dank

An erster Stelle gilt mein Dank all denjenigen, die mir einen Einblick in ihre Lebensgeschichten gewährt haben. Die Offenheit und das Vertrauen, welches mir meine Interviewpartner*innen entgegengebracht haben, bilden das Fundament dieser Untersuchung. Gerade in einem solch sensiblen Feld bedarf es teilweise großer Überwindung, sich einer weitgehend fremden Person anzuvertrauen. Dass sie es dennoch gewagt haben, kann ich ihnen nicht hoch genug anrechnen. Ich hoffe, ich habe diese Arbeit in ihrem Sinne verfasst und kann einen Beitrag dazu leisten, dass ihnen und den übrigen Familien in Armut ein klein wenig mehr Verständnis entgegengebracht wird.

Zu besonderem Dank bin ich Ingrid Miethe verpflichtet. Sie hat die Anregung zu dieser Arbeit gegeben und sie maßgeblich betreut. Dabei hat sie mich weit über das allgemein übliche Maß hinaus unterstützt und mir vom ersten bis zum letzten Moment mit Empfehlungen und Kritik zur Seite gestanden. Dank gilt auch Thomas Brüsemeister, der als Gutachter am Promotionsverfahren teilgenommen hat. Seine feinsinnigen Anmerkungen haben insbesondere die theoretischen Schlussfolgerungen dieser Arbeit bereichert. Eine wichtige Konstante während des gesamten Forschungsprozesses war das von Ingrid Miethe initiierte Forschungskolloquium. In unseren regelmäßigen Treffen erhielt ich wichtige Anregungen, welche den Forschungsprozess maßgeblich beeinflusst haben. Ich fühle mich allen Beteiligten sehr verbunden, möchte jedoch insbesondere meinen langjährigen Begleiterinnen Heike Dierckx, Marina Metz, Regina Soremski, Sonja Grabowski und Jana Ballenthien gegenüber meinen Dank ausdrücken. Weitere wichtige Anregungen, hilfreiche Interpretationen und Kritik verdanke ich vor allem Johanna-Luise Rühle und Silke Jakob.

Ich hätte mich niemals auf den Weg gemacht, die bisher spannendste Reise meines Lebens anzutreten, ohne die Unterstützung dreier Personen. Besonderer Dank gilt Helmut Dubiel, Jörg-Johannes Lechner und Marcel Eulenbach dafür, dass sie das Interesse an der Wissenschaft in mir geweckt haben.

Zuletzt gilt mein Dank meiner Familie und insbesondere meiner Partnerin Eva Diehl, dafür dass sie immer nachsichtig mit mir waren, wenn die Zeit knapp wurde oder ich gedanklich von „meinen“ Fällen nicht los kam. Sie haben mir immer wieder den Rücken freigehalten und mich auch hinsichtlich inhaltlicher Fragestellungen bestmöglich unterstützt.

Selbstverständlich möchte ich auch allen weiteren Personen danken, die ich an dieser Stelle nicht aufführen kann. Einige davon waren genau zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort, andere wiederum halfen mir, kontinuierlich die kleinen und großen Hürden eines solchen Vorhabens zu überwinden.

Inhalt

Einleitung.....	9
1. Zugänge zur sozialen Reproduktion von Armut in Familien.....	15
1.1 Soziale Reproduktion zwischen Sozialisation, Generation und Biografie	15
1.2 Rahmenbedingungen des Lebens von Familien in Armut	21
1.2.1 Armutsdefinitionen.....	21
1.2.2 Datenlage zu Armut und Familienarmut.....	24
1.2.3 Sozialgesetzgebung.....	26
1.2.4 Arbeitslosigkeit und prekäre Beschäftigung	31
1.3 Theoretische Anknüpfungspunkte in der Armutsforschung.....	34
1.3.1 Armut wird sozial vererbt: Kultur der Armut	35
1.3.2 Sozialeleistungen begünstigen Armut: Armutsfalle und Welfarization	37
1.3.3 Armut als Folge von Arbeitslosigkeit: Neue Armut	38
1.3.4 Armut und soziale Ausgrenzung: Exklusionsdebatte	41
1.3.5 Armut als Lebensphase: Dynamische Armutsforschung	43
1.3.6 Weitere aktuelle Armutsdiskurse.....	46
1.3.7 Zusammenfassung	51
2. Forschungsdesign	53
2.1 Der biografisch-rekonstruktive Ansatz	53
2.2 Der Zugang zum Feld	55
2.3 Feldphase und Durchführung der Interviews	58
2.4 Die Auswertung des Materials	63
3. Fallrekonstruktionen	71
3.1 Familie James.....	71
3.1.1 Maria James.....	71
3.1.2 Celina James	97
3.1.3 Kontrastierung: Familie James	118

3.2 Familie Bauer.....	123
3.2.1 Andrea Bauer.....	123
3.2.2 Katja Bauer.....	153
3.2.3 Kontrastierung: Familie Bauer.....	176
3.3 Familie Michel.....	180
3.3.1 Irene Michel.....	180
3.3.2 Anton Michel.....	226
3.3.3 Kontrastierung: Familie Michel.....	259
4. Komparative Analyse der rekonstruierten Struktur Aspekte	265
4.1 Erwerbslosigkeit und Erwerbsorientierung.....	266
4.2 Soziale Exklusion und sozialräumliche Segregation.....	272
4.3 Statusverlust und soziale Anerkennung.....	278
4.4 Erosion familialer Orientierungen und Familienmodell	284
4.5 Umgang mit Erfahrungen biografischer Diskontinuität.....	289
5. Theoretische Schlussfolgerungen.....	297
6. Fazit.....	307
6.1 Struktur Aspekte eines Lebens in Armut	307
6.2 Theoretische Perspektiven	310
6.3 Ausblick.....	315
Literaturverzeichnis	317
Anhang.....	337
Abkürzungsverzeichnis.....	337
Transkriptionszeichen.....	338
Übersichtstabellen.....	339

Einleitung

Obwohl das vierte Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt (ugs. Hartz IV)¹ nach seiner Umsetzung im Jahr 2005 zunächst großes Aufsehen erregte, scheint das öffentliche Interesse daran, über zehn Jahre danach, nur noch vergleichsweise gering zu sein. Ähnliches gilt für die Diskussion über Armut in Deutschland im Allgemeinen. Zwar zeigen sich einzelne Verbände und Organisationen nach wie vor darum bemüht, das Thema aufzugreifen², ein Interesse der breiten Öffentlichkeit besteht hingegen kaum. Spätestens seitdem das deutsche Sozialsystem als Vorzeigebispiel für andere Länder Europas gilt und vermehrt von einem „zweiten Wirtschaftswunder“ (vgl. Brenke 2010) die Rede ist, scheint Armut als gesamtgesellschaftliches Problem weitgehend überwunden zu sein und nur noch eine Minderheit zu betreffen.

Doch auch ohne die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gestaltet sich das Leben für all jene Personen, die über Jahre hinweg von Armut betroffen sind, nach wie vor schwierig. Obwohl die Zahl derjenigen, die auf den Bezug von Arbeitslosengeld II angewiesen sind, in den vergangenen Jahren leicht gesunken ist (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2015: 105), existiert nach wie vor eine Art „Sockelarmut“, die sich allen Aktivierungsbemühungen des Sozialstaates zu widersetzen scheint.³ Als Ursache dessen wird oftmals der Unwille „der Armen“ unterstellt, sich eigenständig um eine Verbesserung ihrer Lebensumstände zu bemühen. Grundlegend dafür ist die Annahme, Menschen, die in Armut leben, müssten sich nur ausreichend bemühen, um eine Beschäftigung zu finden, die ihnen einen Ausstieg aus der Armut erlaubt. Ob jemand erwerbstätig ist oder nicht, liegt demnach vor allem in der Verantwortung Einzelner und scheint nur am Rande durch strukturelle Gegebenheiten bedingt zu sein. Im Zuge einer allgemeinen Subjektivierung gesellschaftlich und institutionell erzeugter Risiken und Widersprüche (vgl. Beck 2012: 218) werden auch die Ursachen von Armut bei den Betroffenen selbst verortet. Dementsprechend wurden insbesondere in den ersten Jahren der soge-

-
- 1 Nachfolgend werden die beiden Bezeichnungen synonym verwendet. Die Bezeichnung Hartz IV wird in der öffentlichen Diskussion mittlerweile derart stark mit den von Peter Hartz mitgestalteten Gesetzesreformen assoziiert, dass eine synonyme Verwendung gerechtfertigt erscheint.
 - 2 Zuletzt machte der Paritätische Gesamtverband (2015) mit seinem Bericht zur regionalen Armutsentwicklung medienwirksam auf das Thema aufmerksam.
 - 3 So wird beispielsweise im Datenreport des Statistischen Bundesamtes (2013: 178f.) darauf hingewiesen, dass sich das Risiko, im untersten Einkommensquintil zu verbleiben, in den vergangenen Jahren leicht erhöht hat. Der Anteil der Menschen, die von den untersten in höhere Einkommenslagen aufgestiegen sind, hat sich somit entsprechend verringert. Zudem sprechen die Zahlen des Datenreports dafür, dass 81 Prozent der Personen, die im Jahr 2011 in relativer Einkommensarmut lebten, auch in den vier Jahren zuvor mindestens ein weiteres Mal von Armut betroffen waren.

nannten Hartz-Reformen die Bezieher*innen von Sozialleistungen stigmatisierend als „Drückeberger*innen“ und „Sozialschmarotzer*innen“ etikettiert, die ihr Leben in der „sozialen Hängematte“ verbringen würden. Vonseiten offizieller Regierungskreise wurden derartige Interpretationen gestützt und es wurde gegen eine vermeintliche „Selbstbedienung im Sozialstaat“ mobil gemacht (vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2005).

Doch nicht nur Einzelpersonen, sondern insbesondere auf Sozialleistungen angewiesenen Familien wurde und wird der Vorwurf eines bewussten Missbrauchs von staatlichen Unterstützungsleistungen gemacht. Diesbezüglich wurde vor allem der Begriff des „Sozialhilfeadels“ geprägt, welcher exemplarisch für die Semantik des öffentlichen Armutsdiskurses steht (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: 98). Im Kern wird dabei unterstellt, der Bezug von Sozialleistungen würde Familien, deren ökonomisches Niveau unterhalb der relativen Armutsgrenze liegt, ein bequemes Leben ermöglichen. Insbesondere Familien, die über mehrere Generationen hinweg auf Sozialleistungen angewiesen sind, gelten demnach als typisches Beispiel für einen selbst verschuldeten sozialen Rückzug auf Kosten der übrigen Gesellschaftsmitglieder. Unterstellt wird, dass es vor allem die Familien selbst seien, die aufgrund mangelnder Erziehungskompetenzen und einer bewussten Ausnutzung sozialstaatlicher Leistungen zur sozialen Reproduktion von Armut beitragen. Als Folge dessen würde Armut in Familien von einer Generation an die nächste „sozial vererbt“. Diese weitverbreitete These einer familialen generationenübergreifenden Reproduktion von Armut soll in der vorliegenden Untersuchung kritisch hinterfragt werden.

Historisch betrachtet kam die Annahme einer sozialen Reproduktion von Armut in Familien nicht erst im Zuge des Armutsdiskurses der Hartz-Reformen auf. Welche Auswirkungen Armut und Erwerbslosigkeit auf das Leben von Familien haben können, wurde bereits in den 1930er Jahren in der Marienthalstudie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1975) untersucht. Zentral war dabei vor allem der unterschiedliche Umgang der Familien mit dem zur Verfügung stehenden Zeitbudget und den knappen ökonomischen Ressourcen. Mögliche Ursachen der sozialen Reproduktion von Armut in Familien gerieten hingegen erstmals in den 1950er und 1960er Jahren unter dem Begriff der „Kultur der Armut“ (vgl. Lewis 1959; 1971) in den Blick.⁴ Grundlegend dafür war die Annahme, Familien bildeten angesichts widriger Lebensumstände kulturelle Praktiken heraus, die ihnen das Leben in Armut erleichtern, ihnen zugleich aber den Ausstieg aus der Armut erschweren.

Auch in den folgenden Jahren befassten sich einzelne Untersuchungen immer wieder mit Aspekten der sozialen Reproduktion von Armut in Familien (vgl. Kap. 1.3). Die thematischen Schwerpunkte der Armutsforschung waren jedoch überwiegend anders gelagert. So wurde in der Diskussion um

4 In Deutschland wurde die ursprünglich aus den USA stammende Diskussion mit etwas Verzögerung in den 1970er Jahren aufgegriffen.

die „neue Armut“ der 1980er Jahre vor allem ein Wandel der Armutspopulation beschrieben, im Zuge dessen zunehmend auch junge und erwerbsfähige Personen von Armut betroffen waren. In der „dynamischen Armutsforschung“ der 1990er Jahre rückten Zeitlichkeit und Dynamik von Armutsverläufen in den Blick. Die etwa zeitgleich aufkommende „Exklusionsdebatte“ der Armutsforschung beschrieb wiederum eine gesellschaftliche Spaltung, die mit einer Ausgrenzung armer Bevölkerungsgruppen einhergeht. Im Kontext der Hartz-Reformen wurde schließlich das aus der US-amerikanischen Diskussion stammende „Armutsfalletheorem“ (poverty trap) aufgegriffen, demzufolge ein zu hohes Niveau der Sozialleistungen den Anreiz zur Arbeitsaufnahme von Langzeiterwerbslosen mindern soll. In all diesen Debatten wurde Armut zwar aus jeweils relevanten theoretischen Perspektiven betrachtet, die Ursachen der sozialen Reproduktion von Armut wurden dabei jedoch entweder einseitig aufseiten der Familien verortet oder den strukturellen Bedingungen zugerechnet. Am ehesten findet der Zusammenhang von Familie und Armut aktuell in der erziehungswissenschaftlichen Diskussion Beachtung. Der Fokus liegt dabei jedoch entweder auf Fragen der „Bildungsarmut“, welche vor allem die Bildungsbenachteiligung von Kindern in den Blick nehmen, oder aber auf den Ursachen ökonomischer Deprivation und deren Folgen für das Aufwachsen von Kindern, welche unter dem Stichwort „Kinderarmut“ verhandelt werden.

So sehr all diese wissenschaftlichen Ansätze und gesellschaftlichen Diskurse teilweise passende Erklärungen für einzelne Aspekte einer generationenübergreifenden sozialen Reproduktion von Armut in Familien beleuchten, scheinen sie doch die von Armut betroffenen Menschen jeweils nur ausschnittsweise oder unter sehr spezifischen Vorannahmen in den Blick zu nehmen. Zumeist werden die zentralen Ursachen des Verbleibs in Armut entweder den Familien selbst zugeschrieben (wie etwa im Konzept der „Kultur der Armut“) oder aber externen Faktoren, denen die Familien weitgehend hilflos ausgeliefert scheinen (wie im Falle des „Armutsfalletheorems“ oder der „Exklusionsdebatte“). Die Grenzen dieser Armutskonzepte zeigen sich spätestens dann, wenn man in direkten Kontakt mit Menschen in Armut tritt. Konfrontiert mit konkreten Lebensgeschichten und Schicksalen erweisen sich viele der bisherigen theoretischen Überlegungen als unzureichend. Lässt man sich auf derartige Gespräche ein, so zeigt sich, dass weder die Vorurteile des öffentlichen Diskurses noch die meisten armutstheoretischen Konzepte gegenüber real existierenden Personen bestehen können.⁵

5 Für mich ergaben sich derartige Konfrontationen vor allem in der sozialpädagogischen Zusammenarbeit mit Familien im Leistungsbezug, aber auch in informellen Gesprächen mit Langzeiterwerbslosen im Rahmen von Protestaktionen nach der Einführung der Hartz IV-Gesetzgebung.

Ausgehend von diesem Problemaufriss soll die vorliegende Arbeit den Betroffenen selbst Gehör verschaffen und dazu anregen, sie als Expert*innen ihres eigenen Lebens ernst zu nehmen. Menschen, die in Armut leben, haben ihre jeweils eigenen (Lebens-)Geschichten, die zugleich auf sie als handelnde Subjekte und auf die strukturellen Bedingungen verweisen, mit denen sie sich arrangieren müssen. Ein biografischer Ansatz vermag es, die derzeit medial inszenierte Subjektivierung sozialer Risiken zu durchbrechen, indem er die Verknüpfung von Individuum und Gesellschaft im Lebensvollzug sichtbar macht. Biografien werden zwar einerseits subjektiv konstituiert, verweisen jedoch zugleich auf reale Erfahrungen und Erlebnisse. Wie die soziale Position der Familie oder generationale Aspekte sozialisatorisch auf eine Person einwirken, lässt sich nie direkt beobachten. Biografien erlauben jedoch zumindest einen indirekten Zugang, da all diese Aspekte ihre Spuren in den subjektiven Erfahrungsaufschichtungen eines Menschen hinterlassen.⁶ Mittlerweile existiert zwar eine Fülle von armuts-theoretischen Konzepten, aber eine Armutsforschung, welche die soziale Reproduktion von Armut ausgehend von den Biografien der Betroffenen betrachtet, stellt nach wie vor ein Desiderat der Forschung dar. Ein lebensnahe Verständnis der sozialen Reproduktion von Armut kann einen Beitrag leisten, die stigmatisierenden Darstellungen des derzeit dominanten Armutsdiskurses zu durchkreuzen.⁷ Dabei erweisen sich die Vorurteile von den „faulen Arbeitslosen“, in deren Familien sich Armut reproduziert, als ebenso unzutreffend wie Theorien, die davon ausgehen, dass Menschen in Armut ausschließlich „Opfer“ struktureller Verhältnisse seien.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen widmet sich diese Arbeit der Forschungsfrage: Welche Ursachen und Zusammenhänge der intergenerationalen sozialen Reproduktion von Armut zeichnen sich in den Biografien von Menschen ab, deren Familien über mindestens zwei Generationen in Armut leben? Dabei liegt der Fokus nicht allein auf den familialen Sozialisationsprozessen, sondern auf dem Verhältnis familialer und gesellschaftlicher Einflussfaktoren.

6 Auf das Verhältnis von Sozialisation, Generation und Biografie wird ausführlich im nachfolgenden Kapitel (1.1) eingegangen.

7 Dies bedeutet nicht, dass Theorien der Armutsforschung keine Berücksichtigung finden. Angesichts des reichhaltigen Fundus an differenzierten Überlegungen sollen diese mit der Lebenswirklichkeit von Menschen im Leistungsbezug in Verbindung gebracht werden. Das Hauptaugenmerk liegt in dieser Arbeit jedoch auf den Betroffenen selbst, weshalb der lebensgeschichtliche Kontext immer an erster Stelle steht. Ziel dieser Arbeit ist es, Armutsforschung von den Subjekten und deren Lebensgeschichten aus zu denken und nicht die Biografien von Menschen in Armut als Vehikel der Armutsforschung zu benutzen.

Als Fundament der vorliegenden Untersuchung dienen insgesamt 17 biografisch-narrative Interviews (Schütze 1977; 1983), die in acht verschiedenen Familien durchgeführt wurden.⁸ Die Altersspanne der interviewten Personen reicht von 18 bis 76 Jahre. In allen Familien werden seit mehreren Jahren Sozialleistungen bezogen und zumeist sind die Lebensgeschichten der Eltern von jahrelanger Erwerbslosigkeit gekennzeichnet. In den teilweise sehr intensiven Gesprächen wurden die einzelnen Familienmitglieder dazu aufgefordert, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, woraufhin sie überwiegend selbst strukturierte Erzählungen entwickelten. Ausgewertet wurden diese Interviews in Anlehnung an das Verfahren der biografischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal (1995; 2008) in einer als theorieorientierte Fallrekonstruktion bezeichneten Modifikation (vgl. Miethe 2015; Miethe et al. 2015). Kennzeichnend für beide Herangehensweisen ist ein hermeneutisch-fallrekonstruktives Vorgehen, welches sich in erster Linie an den Relevanzsystemen der Interviewten orientiert.

Das Kernstück dieser Arbeit bilden die Ergebnisse von insgesamt sechs Fallrekonstruktionen aus drei Familien, die einen differenzierten Einblick in die Perspektiven von Familien in Armut und die ihnen zugrunde liegenden Strukturen erlauben. In diesen erfolgt eine Rekonstruktion der erlebten und erzählten Lebensgeschichten der interviewten Personen, entlang der Abfolge zentraler biografischer Daten.

In der Kontrastierung der fallrekonstruktiven Ergebnisse ergaben sich zunächst unterschiedliche Hypothesen bezüglich der zentralen Strukturmerkmale der Biografien (sogenannte Strukturhypothesen), die zu insgesamt fünf fallübergreifenden Strukturaspekten verdichtet wurden (vgl. Kap. 4.).⁹ Den Ergebnissen dieser Analysen zufolge sehen sich Menschen in Armut mit einer Vielzahl unterschiedlicher Strukturaspekte konfrontiert, zu denen sie sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Handlungs- und Deutungsmustern verhalten müssen. Die Art und Weise, wie sie sich diesbezüglich positionieren, kann einen Einfluss darauf haben, inwieweit es zu einer Reproduktion von Armut über Generationen hinweg kommt. Die einzelnen Strukturaspekte dürfen dabei jedoch nicht getrennt voneinander betrachtet werden, sondern laufen letztendlich in den Biografien der von Armut betroffenen Menschen zusammen. Wie sich Familien mit dem Leben in Armut arrangieren, ergibt sich somit immer erst vor dem Hintergrund eines komplexen Zusammenspiels unterschiedlicher, teilweise gegenläufiger Strukturaspekte. Nachvollziehen lässt sich der diesen Ergebnissen zugrundeliegende Forschungsprozess entlang der folgenden sechs Kapitel:

8 Eine tabellarische Übersicht der interviewten Personen findet sich im Anhang dieser Arbeit.

9 Das Konzept der Strukturhypothesen und -aspekte wird ausführlich im Methodenteil dieser Arbeit vorgestellt (vgl. Kap. 2.4). Die ausformulierten Strukturaspekte geben Auskunft über zentrale Strukturen, die fallübergreifend eine Bedeutung für das Leben in Armut und die Reproduktion von Armut in Familien haben können.

Das *erste Kapitel* beschreibt den theoretischen Kontext, in dem sich diese Arbeit verortet. Dabei werden zuerst einige Grundannahmen bezüglich des Zusammenhangs von Sozialisation, Generation und Biografie im Hinblick auf die Frage der sozialen Reproduktion formuliert. Ausgehend davon wird die aktuelle Datenlage hinsichtlich der Rahmenbedingungen des Lebens von Familien in Armut vorgestellt. Das erste Kapitel schließt mit einer chronologischen Präsentation von Theorien der Armutsforschung, die gleichsam Bezug nehmen auf den Themenkomplex Armut, Familie und Biografie. Im Zuge dessen wird auf Studien unterschiedlicher Theorietraditionen verwiesen, welche den Forschungsstand dieser Arbeit fundieren.

In dem darauffolgenden *zweiten Kapitel* steht die Diskussion des methodischen Vorgehens und der methodologischen Grundlagen der Untersuchung im Vordergrund. Dabei werden zuerst die Vorzüge eines biografischen Ansatzes im Hinblick auf die Forschungsthematik veranschaulicht und der konkrete Zugang zum Feld kritisch reflektiert. Im Anschluss daran erfolgen eine Darstellung der Durchführung der Interviews sowie eine allgemeine Beschreibung der Feldphase. Zudem werden das Auswertungsverfahren der biografischen Fallrekonstruktion und deren Modifikation hin zur theorieorientierten Fallrekonstruktion vorgestellt.

Das *dritte Kapitel* legt die fallrekonstruktive Auswertung von insgesamt sechs Lebensgeschichten aus drei Familien offen. Diese Falldarstellungen und deren innerfamiliärer kontrastiver Vergleich bilden das Kernstück dieser Untersuchung. In ihnen wird der biografische Einfluss von Armut am Einzelfall ersichtlich. Die Auswahl der Fälle ist durch ein theoretical sampling begründet, welches jeweils am Anfang der Falldarstellungen plausibilisiert wird.

Im Anschluss daran erfolgt im *vierten Kapitel* eine komparative Analyse der aus den Fallrekonstruktionen gewonnen Erkenntnisse. Diese werden entlang von insgesamt fünf interdependenten Strukturaspekten des Lebens von Familien in Armut dargestellt.

Auf der Basis dieser Analyse erfolgen im *fünften Kapitel* eine theoretische Verallgemeinerung, sowie eine Rückbindung an den allgemeinen wissenschaftlichen Diskurs.

Das *letzte Kapitel* dieser Arbeit, das Fazit, fasst zentrale Ergebnisse der Untersuchung zusammen und eröffnet einen Ausblick auf die Potenziale einer biografisch orientierten Armutsforschung.

1. Zugänge zur sozialen Reproduktion von Armut in Familien

Eine Untersuchung, die den Lebens- und Familiengeschichten von Menschen in Armut möglichst offen begegnen möchte, lässt sich nicht vorab auf eine einzige theoretische Perspektive eingrenzen. Das folgende Kapitel soll daher vor allem solche Ansätze miteinbeziehen, die sich auf den Zusammenhang von Biografie, Armut und Familie beziehen. Die Auseinandersetzung mit diesen unterschiedlichen Ansätzen stellt keine inhaltliche Vorentscheidung über die theoretische Konzeption der vorliegenden Untersuchung dar. Sie dient vielmehr als heuristisches Mittel zur Sensibilisierung für den biografisch-fallrekonstruktiven Teil. In welcher Hinsicht diese Zugänge letztlich relevante Erklärungen für das untersuchte Phänomen bieten, ergibt sich erst in der Auseinandersetzung mit dem konkreten Forschungsgegenstand.

An erster Stelle wird auf einige grundlegende Annahmen bezüglich der Mechanismen der generationenübergreifenden sozialen Reproduktion von Armut in Familien eingegangen. Daraufaufgehend werden die Rahmenbedingungen des Lebens von Familien in Armut, insbesondere solcher, die auf den Bezug von Sozialleistungen angewiesen sind, in den Blick genommen. Da der Forschungsstand dieser Arbeit in verschiedenen Theorietraditionen zu verorten ist, werden abschließend zentrale Studien entlang der historischen Entwicklung unterschiedlicher Konzepte der Armutforschung vorgestellt. Dabei wird nur auf solche empirischen Untersuchungen eingegangen, die einen konkreten Bezug zu dem Themenkomplex der biografischen Ursachen einer intergenerationalen Reproduktion von Armut aufweisen.

1.1 Soziale Reproduktion zwischen Sozialisation, Generation und Biografie

Fragt man nach der generationenübergreifenden sozialen Reproduktion von Armut in Familien, so gilt es zunächst, das in dieser Fragestellung verwendete Vokabular zu präzisieren. Allgemein gesprochen bezeichnet soziale Reproduktion die Reproduktion sozialer Systeme und Strukturen insbesondere im Hinblick auf Fragen sozialer Ungleichheit. Aus erziehungswissenschaftlicher und pädagogischer Sicht kommt diesbezüglich der Familie eine zentrale Bedeutung zu (vgl. Ecarius/Köbel/Wahl 2011: 73). Im Anschluss daran soll im Folgenden unter der sozialen Reproduktion von Armut ein Teilaspekt der generationenübergreifenden Reproduktion sozialer Ungleichheit verstanden

werden. Wie sich soziale Strukturen auf der Mikroebene reproduzieren, findet vor allem in sozialisationstheoretischen Ansätzen Beachtung. Zugleich lassen sie sich als Prozesse der intergenerationalen Tradierung beschreiben, wie sie in der theoretischen Diskussion zum Thema Generation aufgegriffen werden. Rekonstruieren lässt sich der sozialisatorische Einfluss der Generationenverhältnisse anhand der sich in den Biografien abzeichnenden Erfahrungsaufschichtungen. Dieser Zusammenhang von Sozialisation, Generation und Biografie soll im Folgenden in knapper Form dargelegt werden.¹⁰

Sozialisation bezeichnet kein einheitliches, sondern ein theoretisch breit angelegtes Konzept sowie ein facettenreiches Forschungsfeld (vgl. Grundmann 2006: 30). Gemeinsam ist den unterschiedlichen Ansätzen der Sozialisationstheorie vor allem die Frage danach, wie Individuen in die Gesellschaft integriert werden. Dabei kommt der Sozialisation eine doppelte Bedeutung zu: einerseits als Prozess der Kollektivbildung und andererseits als Persönlichkeitsentwicklung (vgl. ebd.: 199). Bereits in den Hauptwerken der Sozialisationstheorie wird davon ausgegangen, dass Erziehung nicht nur das Individuum betrifft, sondern die Fortdauer und den Zusammenhalt der gesamten Gesellschaft sichert (vgl. Durkheim 1984). Auch wurde treffend festgestellt, dass sich das Selbstbild eines Menschen letztlich immer in Auseinandersetzung mit den Vorstellungen und Erwartungen Anderer entwickelt (vgl. Mead 1991) und dass im Prozess der Sozialisation Orientierungen erworben werden, die ein erfolgreiches Rollenhandeln in der Gesellschaft ermöglichen (vgl. Parsons 1979). Sozialisation im heutigen Sinne wird überwiegend als eine lebenslange Auseinandersetzung zwischen Anlage und Umwelt verstanden, in der sich eine handlungsfähige Persönlichkeit herausbildet und über den Lebensverlauf weiterentwickelt (vgl. Hurrelmann 2006: 15f.).

Trotz der zunehmenden Auslagerung von Erziehungsfunktionen gilt die Familie nach wie vor als primäre Sozialisationsinstanz. Noch vor dem Besuch von Kindergarten und Schule legt sie die Grundsteine für alle weiteren Entwicklungen. Familien fungieren dabei vor allem als Erschließer*innen und Vermittler*innen der äußeren Realität (vgl. ebd.: 30). Sie nehmen somit eine vermittelnde Funktion zwischen Individuum und Gesellschaft ein. In der

10 Ein vertiefender Überblick kann und soll an dieser Stelle nicht gegeben werden. Stattdessen geht es vor allem um eine einleitende Sensibilisierung für einige grundlegende Konzepte, die ihm Rahmen der vorliegenden Arbeit Berücksichtigung finden. Weitergehende allgemeine Ausführungen zur Sozialisationstheorie finden sich beispielsweise bei Grundmann (2006), Hurrelmann (2006), Brüsemeister (2008), Abels/König (2010). Die Habitusstheorie von Bourdieu wird beschrieben in Bourdieu (1987; 1993; 2001), Büchner (2006), Brüsemeister (2008), Baumgart (2008), Ecarius, Köbel und Wahl (2011). Auf die Thematik der Generationen wird unter anderem eingegangen in Mansel, Rosenthal und Tölke (1997), Lüscher und Liege (2003), Jureit und Wildt (2005), Ecarius (2008). Der Zusammenhang von Biografie und Sozialisation schließlich wird behandelt von Hoerning (2000), Behnken und Mikota (2009), Garz und Zizek (2014).

familialen Sozialisation werden aber nicht nur Erziehungsleistungen berücksichtigt, sondern auch die unintendierte Einwirkung von Werten, Einstellungen und Lebensstilen. Die in der Familie bearbeiteten Themen entsprechen eben nicht einem Rational-Choice-Modell, ihnen liegen vielmehr typisierende Sinndeutungen zugrunde, die sich mit unterschiedlichen Inhalten und Beziehungskonstellationen verbinden (vgl. Ecarius 2007: 147). Insbesondere der sozialen Positionierung der Familie in ihrem Umfeld kommt dabei eine entscheidende Rolle zu (vgl. Hurrelmann 2006: 30f.). Je nach Familie und Milieu unterscheidet sich der Rahmen, in dem Menschen Erfahrungen machen können, die sozialisatorisch auf sie einwirken. In einer Gesellschaft, in der eine Vielzahl unterschiedlicher Lebenswelten und Normvorstellungen aufeinandertreffen, ist Sozialisation somit auch ein Mechanismus der Entstehung und Weitergabe sozialer Ungleichheit (vgl. Geulen 2009: 17).

Insbesondere im Hinblick auf die Rolle der Sozialisation für die Reproduktion sozialer Ungleichheit erweist sich das Habitus-Konzept von Pierre Bourdieu als fruchtbarer Ansatz. Der Habitus bezeichnet eine verinnerlichte Grundhaltung eines Menschen, die sich aus einer Vielzahl von erlernten Denk- und Handlungsmustern zusammensetzt. Nach Bourdieu (1993) bringen unterschiedliche Existenzbedingungen unterschiedliche Formen des Habitus hervor. Insofern ist der Habitus „einverlebte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte“ (ebd.: 105) in der die Vergangenheit eines Menschen weiterwirkt. Er wird „gewissermaßen mit der Lebensgeschichte bezahlt“ (Brüsemeister 2008: 87).

Bereits in der Kindheit erwirbt jeder Mensch über alltägliche Handlungen, die er primär in der Familie nachahmt, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, welche die Grundlage des Habitus bilden (vgl. Ecarius/Köbel/Wahl 2011: 86). Die Familie ist somit als Referenzsystem für die Herausbildung eines individuellen Habitus zu verstehen. Der familiäre Habitus ist in die Sozialisation eingewoben und kann als Möglichkeitsraum des Aufwachsens in einer Familie verstanden werden (vgl. Büchner 2006: 27f.). Menschen mit ähnlichem familiären Hintergrund weisen demnach eine habituelle Nähe zueinander auf.

Nach außen kennzeichnet sich der Habitus anhand eines Zusammenhangs sozialer Praxisformen, der als Lebensstil erkennbar wird und sich von den Lebensstilen anderer Akteur*innen unterscheiden lässt (vgl. Bourdieu 1987: 278). Diese Lebensstile werden wiederum von den sozialen Akteur*innen als systematische Konfigurationen von Eigenschaften und Merkmalen wahrgenommen, beurteilt und interpretiert (vgl. ebd.: 278f.).

Eingebunden ist das Habitus-Konzept von Bourdieu in eine übergeordnete Theorie sozialer Felder. Gesellschaft ist demnach als ein Ensemble von Feldern zu verstehen, die sich innerhalb eines sozialen Raumes bewegen und aufeinander beziehen. „Jedes Feld kann als Ganzes betrachtet werden, differenziert sich jedoch auch in Unterfelder aus“ (Brüsemeister 2008: 85). Das

Wissen um die Spielregeln eines sozialen Feldes entscheidet über Teilhabe oder Ausschluss. Nur wer um die Regeln weiß und sie beachtet, kann sich anerkannte gesellschaftliche Positionen sichern. Die Struktur des sozialen Raumes, in dem die sozialen Felder angeordnet sind, ergibt sich wiederum anhand der Nähe und Distanz der einzelnen Habitusträger*innen zueinander.

Im sozialen Raum nehmen die Individuen, abhängig von ihren Lebensstilen und dem ihnen zur Verfügung stehenden Kapitalvolumen, unterschiedliche hierarchische Positionen ein (vgl. Bourdieu 1987: 212f.). Das Kapitalvolumen einer Person resultiert dabei nicht allein aus ihren finanziellen Ressourcen, sondern setzt sich laut Bourdieu (1983) aus insgesamt drei Kapitalarten zusammen. Unterschieden wird zwischen ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, wobei das Kulturkapital noch einmal in inkorporierte, objektiviert und institutionalisierte Formen unterteilt ist.¹¹ Am engsten mit einer Person verbunden ist das inkorporierte kulturelle Kapital, da es jeweils nur durch Bildungsprozesse erworben wird und mehr oder weniger sichtbare Spuren hinterlässt (vgl. ebd.: 186f.). Als Folge dessen ist vor allem das inkorporierte kulturelle Kapital kennzeichnend für den jeweiligen Habitus und maßgeblich an der Reproduktion gesellschaftlicher Hierarchien beteiligt, die innerfamiliär bereits im Kindesalter gefestigt werden (vgl. Büchner 2006: 30). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit geht es in erster Linie zwar nicht darum, die Reproduktion des familialen Habitus von Menschen in Armut zu untersuchen, dennoch soll die Habitualisierung – als wichtiger Aspekt der Sozialisation und des Mechanismus der Reproduktion sozialer Ungleichheit – in der Auswertung des Untersuchungsmaterials Berücksichtigung finden.

Familien sind jedoch nicht nur von einem familialen Habitus gekennzeichnete Orte unserer primären Sozialisation, die uns oft ein Leben lang begleiten. Sozialisatorische Interaktionen, wie sie in Familien stattfinden, sind zudem maßgeblich durch tradierte Relevanzstrukturen mitbestimmt, wie sie sich in Generationenverhältnissen abzeichnen (vgl. Grundmann 2006: 124). Bereits in den erstmals Anfang des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Arbeiten von Schleiermacher (1983) war die familiäre Erziehung in der Frage

11 Für eine detaillierte Beschreibung all dieser Kapitalformen siehe auch Bourdieu (1983). Ökonomisches Kapital ist demnach all jenes, das in Form von finanziellen Mitteln vorliegt bzw. direkt in Geld konvertierbar ist. Soziales Kapital bezeichnet die zur Verfügung stehenden Sozialkontakte, die einer Person als Ressource dienen und die etwa in Form von Adelstiteln institutionalisiert werden können (vgl. ebd.: 185). Das inkorporierte Kulturkapital ist wiederum grundsätzlich körpergebunden und setzt eine Verinnerlichung voraus (vgl. ebd.: 186ff.). Davon zu unterscheiden sind das objektiviert Kulturkapital, etwa in Form von Büchern, Gemälden oder Instrumenten, und das institutionalisierte Kulturkapital in Form von Schulabschlüssen und Titeln (vgl. ebd.: 188ff.). Aus der Gesamtheit all dieser Kapitalformen setzt sich das Kapitalvolumen zusammen, über das eine Person verfügen kann. Auch eine Kapitalumwandlung ist möglich, wobei jedoch immer eine gewisse Transformationsarbeit zu leisten ist (vgl. ebd.: 195).

danach, was die ältere mit der jüngeren Generation beabsichtige, aufs Engste mit dem Begriff der Generation verbunden. Auch heute gilt es als zentrales Kennzeichen von Familien, dass in ihnen mehrere Personen durch eine Verwandtschaftsbeziehung in einem generationalen Verhältnis zueinander stehen.

Dabei wird der Generationenbegriff üblicherweise nicht alltagssprachlich als Geburtenkohorte verstanden, sondern gemäß der Tradition der theoretischen Konzeptionen von Karl Mannheim (1964).¹² Dieser unterscheidet grundlegend zwischen Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit. Dabei bildet die Generationenlagerung (ähnlich der Klassenlage bei Karl Marx) nur einen potenziellen Hintergrund, wohingegen der Generationenzusammenhang die Teilhabe an einem gemeinsamen Schicksal bezeichnet. Die Generationseinheiten sind wiederum Teile der Generationszusammenhänge, die in je spezifischer Weise auf historische und lebensgeschichtliche Ereignisse reagieren (vgl. ebd.: 541-544). Zwischen den Generationen finden Prozesse der Tradierung statt, die laut Mannheim durch eine Übernahme von Lebenshaltungen, Gefühlshaltungen und Einstellungen gekennzeichnet sind. Insbesondere solche Aspekte, die in der ersten Jugendzeit als Milieuwirkung „einsickern“, legen sich dabei in Form eines scheinbar natürlichen Weltbildes fest und stabilisieren dieses (vgl. ebd.: 538).

Obwohl Eltern und Großeltern als primäre Sozialisationsagenten für Mannheim eine wesentliche Rolle bei der Generationenbildung spielen, werden intra- und intergenerationale Prozesse der Erfahrungstradierung zwischen den Generationen nur andeutungsweise berücksichtigt (vgl. Rosenthal 1997: 58). In der heutigen Forschungsliteratur zum Thema Generation wird demgegenüber davon ausgegangen, dass die Familie als eine vermittelnde Institution zu verstehen ist, die auf der Mesoebene zwischen Gesellschaft und Subjekt angesiedelt ist. Zu ihren zentralen Aufgaben und Leistungen gehört es, gesellschaftliche Normierungen und Anforderungen im intergenerationalen Austausch auszubalancieren (vgl. Ecarius 2008: 148f.). Folglich nimmt in der Familie die generative Reproduktion der Gesellschaft ihren Ausgangspunkt (vgl. Rauschenbach 1998: 14). Die nachfolgenden Generationen sind dabei keine passiven Rezipienten, sondern setzen sich aktiv mit den älteren Generationen auseinander. „[D]ie Tradierung von Generationenerfahrungen enthält immer schon Verweise auf Modifikationen, Anpassungen und sozialen Wandel der tradierten Wissensbestände“ (Grundmann 2006: 128). Dabei verändert sich in der Auseinandersetzung mit ihren Nachkommen auch die Perspektive der älteren Generation (vgl. Rosenthal 1997: 60). Generationenbeziehungen sind demnach niemals unidirektional,

12 Zwar wurde der Generationenbegriff von Mannheim angesichts des gesellschaftlichen Diskurses um Individualisierung und Pluralisierung oftmals aufgrund seiner kollektiven Ausrichtung kritisiert (vgl. Matthes 1985), er gilt jedoch nach wie vor als wichtige Grundlage des heutigen Generationenverständnisses.

sondern wirken immer in beide Richtungen. Es ist davon auszugehen, dass auch Erfahrungen von Arbeitslosigkeit und Armut im Familienkontext nicht nur subjektiv verarbeitet, sondern zwischen den Generationen ausagiert werden.

Die Regeln wiederum, die das Zusammenleben der Generationen gestalten, hängen eng mit den subjektiven biografischen Erfahrungen zusammen, die in allgemeine Muster der täglichen Interaktion und Erziehung einfließen. Zugleich zeigen sich diese familialen Interaktionsmuster in den biografischen Erfahrungen jedes einzelnen Familienmitglieds (vgl. Ecarius 2008: 153f.). Der vorliegenden Untersuchung liegt ein Verständnis von Biografie im Sinne einer soziologisch-pädagogischen Forschungstradition zugrunde. Folgt man diesbezüglich beispielsweise Alheit und Dausien (2000), so können Außeninflüsse niemals an sich wahrgenommen werden, sondern immer erst vor dem Hintergrund aufgeschichteter Erfahrungen (vgl. ebd.: 274). Die zuvor beschriebenen sozialisatorischen Einflüsse stellen diesbezüglich keine Ausnahme dar. Dementsprechend ist Biografieforschung notwendigerweise immer auch Sozialisationsforschung (vgl. Geulen 2000: 187). Die Biografie konstituiert die soziale Wirklichkeit und die Erfahrungs- und Erlebniswelt der Subjekte und bietet damit die Chance einer Annäherung an die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 412).

Dabei sind Biografien jedoch nicht identisch mit dem Leben selbst, sondern resultieren aus einer Erfahrungsaufschichtung, die sich über den Lebensverlauf hinweg vollzieht. Als sozialweltliche Orientierungsmuster sind sie prinzipiell offen gestaltet und werden dennoch durch die Erwartung einer Gesamtgestalt konstituiert (vgl. Fischer/Kohli 1987: 26-29). „Orientierung ist [dabei] kein sozialer Automatismus, sondern eine biographische Leistung, die immer auch begleitet ist von potenzieller und faktischer Desorientierung“ (ebd.: 31). Um die Orientierungsprobleme ihrer Mitglieder zu lösen und deren Integration zu gewährleisten, wirken Gesellschaften an der Herausbildung von Biografien mit (Fischer-Rosenthal 1996: 149). Dabei wird auch soziale Kontrolle über die Strukturierung der Biografie ausgeübt, wobei institutionelle Vorgaben und das Sinnggebungsinteresse der Individuen zusammenwirken (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 408).¹³ Biografien erlauben es daher, das Zusammenspiel individueller Sinnbedeutung, familialer Sozialisation und gesellschaftlicher Einflussfaktoren in den Blick zu nehmen, was für die Frage nach der sozialen Reproduktion von Armut von zentraler Bedeutung ist.

Zusammenfassend soll unter der intergenerationalen sozialen Reproduktion im Folgenden ein Prozess der Reproduktion sozialer Ungleichheit verstanden werden, in dem sozialisatorische Einflüsse vor dem Hintergrund

13 Relevant sind diesbezüglich beispielsweise die Einflüsse der Sozialgesetzgebung, welche strukturgebend auf die Alltagsorganisation der von ihr Betroffenen wirkt.

eines Generationenverhältnisses zusammenlaufen und sich in den Biografien der Subjekte widerspiegeln. In den Sozialisationsprozessen verbinden sich familiale und gesellschaftliche Einflüsse und werden von den betroffenen Subjekten produktiv bearbeitet und angeeignet. Unterschiedliche Existenzbedingungen führen im Zuge dessen zu unterschiedlichen Formen der Habitualisierung und zu einer sozialen Reproduktion ungleicher Lebensstile. Diese familialen Sozialisationsprozesse sind immer auch in Generationenverhältnisse eingebunden und schlagen sich in den Erfahrungen der einzelnen Familienmitglieder nieder. Deren Biografien konstituieren sich wiederum aus den Erfahrungsaufschichtungen des bisherigen Lebens und verweisen auf die Relevanz von Sozialisation und Generation.

1.2 Rahmenbedingungen des Lebens von Familien in Armut

Nachdem herausgestellt wurde, dass die Untersuchung der generationenübergreifenden sozialen Reproduktion von Armut einer Berücksichtigung individueller, familialer und gesellschaftlicher Einflussfaktoren bedarf, sollen nunmehr die Rahmenbedingungen eines Lebens in Armut thematisiert werden. Familien in Armut sind mit ganz spezifischen Problemkonstellationen konfrontiert, die im Folgenden dargelegt werden. Dabei erscheint es sinnvoll, einerseits darauf einzugehen, wie Armut im Allgemeinen zu definieren ist und andererseits einen Überblick über aktuelle Befunde zu Armut und Familienarmut zu geben. Da das Leben von Familien in Armut teilweise stark durch die Vorgaben der Sozialgesetzgebung beeinflusst wird, ist zudem eine Auseinandersetzung mit deren Rahmenbedingungen und den mit den sogenannten Hartz-Reformen einhergehenden Neuerungen notwendig. Hintergrundinformationen zu Arbeitslosigkeit und prekärer Beschäftigung müssen dabei miteinbezogen werden, da Armut in Deutschland überwiegend aus Einkommensarmut resultiert.

1.2.1 Armutsdefinitionen

Mittlerweile hat sich eine Reihe unterschiedlicher Armutsdefinitionen herausgebildet, die je nach Forschungsperspektive Verwendung finden. In der aktuellen Armutsforschung wird vor allem zwischen dem „Ressourcenansatz“ und dem „Lebenslagenansatz“ unterschieden (vgl. Hradil 2005: 243f.). Der Ressourcenansatz definiert Armut primär anhand der zur Verfügung stehenden monetären Ressourcen. Die sogenannte „absolute Armutsgrenze“ des Ressourcenansatzes orientiert sich daran, inwieweit eine Person dazu in der Lage ist, ihre grundlegenden Bedürfnisse zu befriedigen. Selbst Men-

schen am unteren Rand der deutschen Gesellschaft leben nur in Ausnahmefällen in absoluter Armut. Von absoluter Armut wird heute vor allem im Zusammenhang mit der Armutproblematik in den im internationalen Vergleich wirtschaftlich am wenigsten entwickelten Ländern gesprochen. Die Auseinandersetzung mit absoluter Armut stellt jedoch einen ganz eigenen Forschungskontext dar, der von anderen Relevanzen geprägt ist als jene Armutforschung, die sich auf marktwirtschaftlich und wohlfahrtsstaatlich organisierte westliche Gesellschaften bezieht.

Armut in heutigen westlichen Gesellschaften wird vor allem anhand der „relativen Armutsgrenze“ bestimmt. Die offizielle politische Grenze relativer Armut ist in Deutschland durch den Anspruch auf ALG II und Sozialhilfe festgelegt (vgl. ebd.: 245). Demnach gelten all jene Personen als arm, die einen solchen gesetzlichen Leistungsanspruch haben. Die politische Definition dieser Grenze ist durchaus problematisch, da sie sich nicht an den tatsächlichen Bedürfnissen der Menschen orientiert. „Als größte Schwierigkeit politischer Armutsgrenzen wird meist gesehen, daß bei einer Erhöhung der Leistungen Armut automatisch zunimmt. Umgekehrt würde eine Verringerung oder gar Einstellung staatlicher Leistungen die so definierte Armut verringern bzw. zum Verschwinden bringen“ (Pichaud 1992: 66). Im Forschungskontext wird sie daher oft durch davon abweichende, wissenschaftlich, politisch oder ethisch begründete relative Armutsgrenzen ersetzt. Diese liegen je nach Ansatz bei einem Nettoäquivalenzeinkommen¹⁴ von 40-60 % des bundesdeutschen Durchschnitts. Problematisch an einer solchen Definition ist, dass individueller Bedarf, Preisschwankungen und Sonderkosten nicht berücksichtigt werden. So können sich beispielsweise im Falle einer Krankheit oder bei regionalen Mietpreisschwankungen die dadurch entstehenden Kosten stark auf die individuelle Lebenssituation auswirken.

Einen ähnlichen Weg schlägt der sogenannte „Warenkorbstandard“ ein. Bei diesem wird errechnet, wie viel Geld eine Person für den Einkauf von Lebensmitteln, Bekleidung, Bildung etc. benötigt. Personen, die diesen Bedarf nicht decken können, wären demnach als arm zu definieren. Problematisch daran ist, dass der jeweilige Bedarf in Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Vorgaben unterschiedlich definiert wird. Zudem können die Anforderungen der einzelnen Personen in Abhängigkeit von Körpergewicht, Aktivitätsniveau und Stoffwechsel durchaus stark variieren (vgl. ebd.: 68). Kritisch betrachtet stellen solche Berechnungen des Bedarfsniveaus lediglich eine weitere (ernährungswissenschaftlich begründete) relative Armutsgrenze dar.

Wesentlich fruchtbarer, forschungspraktisch aber weitaus schwerer umzusetzen, ist der in der Armutforschung mittlerweile weitverbreitete „Lebenslagenansatz“. Dieser geht ursprünglich auf Otto Neurath (1931) zurück

14 Dieses bezeichnet das Haushaltsnettoeinkommen pro Kopf.

und wurde insbesondere von Gerhard Weisser (1956) und Ingeborg Nahsen (1975) weiterentwickelt. Gegenüber dem Ressourcenansatz betont der Lebenslagenansatz, dass sich Armut nicht allein auf einen Mangel ökonomischer Ressourcen beschränkt, sondern eine Unterversorgung in allen Lebensbereichen nach sich zieht. Insofern kann der Lebenslagenansatz nicht allein als Armutsdefinition begriffen werden, sondern stellt zugleich ein eigenständiges Armutskonzept dar, das in der Armutforschung weitgehend anerkannt wird. Allerdings ist er empirisch deutlich schwerer zu operationalisieren, weshalb häufig auf den praktikableren Ressourcenansatz zurückgegriffen wird (vgl. Hanesch/Krause/Bäcker 2000: 51). „Um Armut als Lebenslage messbar zu machen, muss nicht nur die Frage entschieden werden, welche Lebensbereiche und Handlungsoptionen einbezogen werden sollten. Auch deren Gewichtung untereinander ist eine bisher immer noch offene Frage“ (Chassé/Zander/Rasch 2010: 19).

Da es bei der vorliegenden Untersuchung immer auch um die Folgen der Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen geht, fällt die nachfolgend verwendete Armutsdefinition zwangsweise mit der politisch-normativ gesetzten Armutsgrenze des Leistungsanspruchs zusammen.¹⁵ Es wird davon ausgegangen, dass Menschen, die über Jahre hinweg auf Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts angewiesen sind, relativ kontinuierlich in Armut leben. Tatsächlich bildet die staatlich „bekämpfte Armut“ (vgl. Hauser/Cremer-Schäfer/Nouvertné 1981) der Menschen im Leistungsbezug nur die Spitze des Eisbergs, da sie lediglich jene Fälle von Armut sichtbar macht, deren Nicht-Unterstützung politisch kaum tragbar wäre. Der Vorteil einer Untersuchung der „bekämpften Armut“ liegt jedoch darin, dass sie den institutionellen Kontext des Lebens in Armut mitberücksichtigt (vgl. Buhr 1995: 20).¹⁶ Dabei ist es allerdings wichtig zu betonen, dass im Rahmen dieser Arbeit zwar der Ressourcenansatz als pragmatische Grenze verwendet wird, Armut an sich aber im Sinne des Lebenslagenansatzes verstanden werden soll. Betrachtet man Armut dementsprechend nicht allein als ein finanzielles Problem, sondern als eines der Unterversorgung in mehreren Bereichen des Lebens, so legt dies bereits ein biografisches Vorgehen nahe.

15 Dem möglichen Einwand, Leistungsbeziehende könnten nicht als arm gelten, da sie vom Staat Leistungen erhalten, die ihnen dabei helfen, ihre Existenz zu sichern, soll an dieser Stelle ausdrücklich widersprochen werden. Eine solche Darstellung ist eindeutig politisch motiviert und übersieht, dass sich der Anspruch auf Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts gerade aus der Unfähigkeit ableitet, den eigenen Lebensunterhalt ohne fremde Hilfe zu bestreiten. In diesem Sinne ist es insbesondere das Angewiesensein auf die Hilfe anderer, welches die Lebenssituation armer Menschen prägt (vgl. Hradil 2005: 245).

16 Allgemein scheint die Rede von der „bekämpften Armut“ angesichts der großen Nachfrage nach Einrichtungen wie den Tafeln äußerst fragwürdig.

1.2.2 Datenlage zu Armut und Familienarmut

Wie gezeigt werden konnte, ist die Frage danach, wann ein Mensch in Deutschland als „arm“ gelten kann, nicht eindeutig zu beantworten. Ähnlich diskussionswürdig wie die Definitionen von Armut ist die Frage nach dem Ausmaß von Armut und Familienarmut. Je nach Standpunkt und Messinstrument geben die Armuts- und Reichtumsberichte der Bundesregierung (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2001; Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung 2005; Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2008; 2013), die Armutsberichte des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbands (Hanesch 1994; Hanesch/Krause/Bäcker 2000), die regelmäßigen Berichte der Bundesagentur für Arbeit oder die Datenreporte des Statistischen Bundesamtes (zuletzt 2013) voneinander abweichende Einblicke in die aktuelle Lage von Menschen in Armut. In dieser Diskussion Partei zu ergreifen, würde am Fokus der vorliegenden Arbeit vorbeigehen. Es ist allerdings sinnvoll, zumindest einen groben Überblick zu geben, möchte man die Rahmenbedingungen des Lebens von Familien in Armut angemessen berücksichtigen.¹⁷

Relativ zuverlässige Daten liefert der regelmäßig erscheinende Datenreport des Statistischen Bundesamtes. Der Datenreport für 2013 setzt eine Armutsgefährdungsquote von 60 % des mittleren Nettoäquivalenzeinkommens der Bevölkerung an. Demnach sind ca. 15,8 % der deutschen Bevölkerung von Armut gefährdet (vgl. Deckl 2013: 161). Damit befindet sich Deutschland im europäischen Vergleich im Mittelfeld, was die relative Einkommensarmut und die Armutsdimensionen Gesundheit und Bildung bei Kindern und Jugendlichen anbelangt (vgl. Benz 2012: 446). Die Anzahl der Personen, die tatsächlich von Armut betroffen sind, schwankt allerdings stark in Abhängigkeit von der jeweils angelegten Armutsquote.¹⁸

Familien mit Kindern sind nicht an sich überdurchschnittlich oft von Armut bedroht. Das Armutsrisiko hängt eng mit der jeweiligen familialen Situation zusammen. In der Regel ergeben sich nützliche Synergieeffekte, wenn mehrere Personen auf dieselben Güter zurückgreifen können (vgl. Benz

17 Einen guten Gesamtüberblick über die Anfänge der Armutsberichterstattung in Deutschland geben z.B. Hauser und Neumann (1992).

18 Nicht erfasst im Rahmen vieler Studien wird die sogenannte „verdeckte Armut“. Davon sind all jene Personen betroffen, die trotz Unterversorgung keine Sozialleistungen beanspruchen. So hat unter anderem Hartmann (1981) darauf hingewiesen, dass dieser Teil der Armutpopulation empirisch kaum zu erfassen ist. Die Dunkelziffer der Nichtinanspruchnahme kann nur geschätzt werden (vgl. Bäcker 2002). Die Gründe für eine Nichtinanspruchnahme sind vielfältig. Sie reichen von einer Ablehnung der Unterstützung durch den Staat bis hin zur Unwissenheit über den eigenen Leistungsanspruch. Auch „die Befürchtung von sozialer Kontrolle durch das Amt, die Ablehnung der Offenlegung der persönlichen (Einkommens-) Verhältnisse sowie die Angst vor dem möglichen Rückgriff auf die Familie“ (Bäcker/Neubauer 2012: 631) können eine entscheidende Rolle spielen.

2012: 437). Andererseits sind beispielsweise Ein-Eltern-Familien deutlich häufiger von Armut betroffen als Zwei-Eltern-Familien und kinderreiche Familien häufiger als Familien mit ein oder zwei Kindern. Für Alleinerziehende scheint laut Werner (2003: 126f.) nicht primär die Qualifikation ein Problem zu bedeuten, sondern die Frage der Kinderbetreuung. Insbesondere neu gegründete Familien mit kleinen Kindern können in ihrer Aufbauphase auf finanzielle Probleme stoßen. Zudem sieht der aktuelle Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung eine Hauptursache von Familienarmut in der seltenen oder nur geringfügigen Beschäftigung vieler Frauen. Vor allem die Vereinbarkeit von Kindererziehung und Beruf wird demnach häufig zum Problem (vgl. Träger 2009: 35f.). Insgesamt würden jedoch zunehmend mehr Frauen nach der Geburt ihres Kindes ins Berufsleben zurückkehren (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013: 187f.).¹⁹

Besonders häufig tritt Armut nach wie vor in Familien mit Migrationshintergrund auf. Dies ist unter anderem dadurch bedingt, dass der Anteil der Erwerbslosen in dieser Bevölkerungsgruppe mit ca. 12 % überdurchschnittlich hoch ist (vgl. Boeckh 2012: 422). „Familien mit Migrationshintergrund sind insgesamt etwa doppelt so häufig armutsgefährdet wie Familien ohne Migrationshintergrund“ (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013: 125). Dementsprechend hoch ist der Anteil von Migrant*innen, die auf Transferleistungen und insbesondere auf ALG II angewiesen sind. Es muss jedoch bedacht werden, dass es sich dabei um eine sehr heterogene Gruppe handelt, weshalb die Armutsgefährdung der einzelnen Migrant*innen stark variieren kann. So stoßen beispielsweise ehemalige Arbeitsmigrant*innen und Flüchtlinge nach wie vor auf deutlich weniger Akzeptanz als andere gesellschaftliche Gruppen (vgl. Boeckh 2012: 429f.), was sich unter anderem auf deren Erwerbssituation auswirken kann.

Auch wenn von absoluter Armut in Deutschland keine Rede sein kann, ist es für viele Familien in Armut nach wie vor schwierig, ihre grundlegenden Bedürfnisse regelmäßig zu decken. Einiges deutet darauf hin, dass der Abstand zwischen dem Lebensstandard armer Menschen und dem Durchschnitt der Bevölkerung kontinuierlich zunimmt (vgl. Geißler 2011: 210). Dies zeigt sich insbesondere in Bezug auf die Nahrungsversorgung, wie der Datenreport 2013 verdeutlicht: „Im Jahr 2011 konnte sich nach eigener Einschätzung mehr als jede vierte armutsgefährdete Person (27 %) keine regelmäßigen Mahlzeiten mit Fleisch, Geflügel oder Fisch (oder eine entsprechende

19 Laut Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2013: 121ff.) ist die Zahl der leistungsbeziehenden Bedarfsgemeinschaften mit Kindern seit 2007 deutlich gesunken. Als wichtigste Neuerungen werden dabei die Weiterentwicklung des Kindergeldzuschlags im Jahr 2008 und die Wohngeldreform von 2009 angesehen. Alleinerziehende sind jedoch trotz aller positiven Prognosen nach wie vor besonders häufig von Langzeitarmut betroffen.

vegetarische Mahlzeit) leisten“ (Deckl 2013: 163). Auch die Expansion der Tafelbewegung belegt den gestiegenen Bedarf an günstigen Lebensmitteln und die direkten Folgen von Armut auf die Haushaltsführung von Familien.

Insbesondere in den letzten Jahren hat die sogenannte „Infantilisierung von Armut“ vermehrt Aufmerksamkeit erhalten (vgl. Kap. 1.3.6). Wurde Armut von Kindern in den 1980er Jahren noch nicht als eigenständiges Thema wahrgenommen, so rückte diese erstmals in den 1990er Jahren in den Blick (vgl. Holz 2010: 88). Spätestens seit der Hart IV-Reform wird immer wieder darauf hingewiesen, dass sich das Problem der Kinderarmut in Deutschland drastisch verschärft habe (vgl. Peuckert 2008: 356). Statistisch wurde mehrfach belegt, dass sich Kinder überdurchschnittlich häufig am unteren Ende der Wohlstandsskala befinden (vgl. Butterwegge/Kludt/Belke-Zeng 2008: 146). Dabei sind sie vor allem Opfer von Familienarmut, da sie weitgehend von den Einkommensverhältnissen ihrer Eltern abhängig sind. Familienarmut kann negative Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Eltern und Kindern haben – auf den Zugang der Kinder zu sozialen und kulturellen Ressourcen ebenso wie auf deren Möglichkeiten zur Befriedigung von Grundbedürfnissen im Bereich der Ernährung, Bekleidung und der Wohnverhältnisse (vgl. Chassé/Zander/Rasch 2010: 319ff.).

Fasst man die zur Verfügung stehenden Informationen zusammen, so zeigt sich, dass es kaum möglich ist, eine allgemeine Einschätzung der Lebensbedingungen von Menschen in Armut zu geben. Je nach Quelle wird das Ausmaß der Armut in Deutschland ganz unterschiedlich eingeschätzt. Fest steht jedoch, dass, obwohl Familien im Allgemeinen keine Risikogruppe darstellen, einige Familienformen überproportional stark von Armut betroffen sind (Migrant*innenfamilien, Mehrkindfamilien, Ein-Eltern-Familien). Für diese Familien ist es teilweise kaum möglich, ihre grundlegenden Bedürfnisse zu decken. Vor allem die Kinder aus solchen Familien sind von den negativen Auswirkungen der Armut betroffen, weshalb heute oft von einer „Infantilisierung der Armut“ gesprochen wird. Insgesamt scheint die Deutungshoheit im Bereich der Armutforschung angesichts ihrer politischen Brisanz hart umkämpft zu sein. Es bietet sich daher an, die Makroperspektive zu verlassen und die von Armut betroffenen Personen selbst zu Wort kommen zu lassen.

1.2.3 Sozialgesetzgebung

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, allzu detailliert auf die Sozialgesetzgebung vor 2005 und die Kritik am neuen Paradigma des aktivierenden Sozialstaats²⁰ einzugehen. Es sollen jedoch zumindest einige grundlegende

20 Dazu siehe z.B. Claus (2008) oder Butterwegge (2014).

Informationen zusammengefasst werde, welche dem Verständnis der besonderen rechtlichen Rahmenbedingungen dienen, mit denen sich die interviewten Familien dieser Untersuchung konfrontiert sehen.

Zu berücksichtigen sind vor allem die folgenden drei Leistungsformen und deren Wandel im Rahmen der Hartz-Reformen: (1) An die Stelle des früheren Arbeitslosengeldes ist das beinahe identische Arbeitslosengeld I (ALG I) getreten. (2) Ebenfalls weitgehend unverändert geblieben ist die Situation für nicht-erwerbsfähige Hilfebedürftige. Sofern sie nicht über andere Wege finanziert werden (z.B. Rente), stehen ihnen Hilfen zum Lebensunterhalt (HLU) in Form der Sozialhilfe zur Verfügung. (3) Wichtigste Neuerung des vierten Gesetzes für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt (ugs. Hartz IV) war die Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe für erwerbsfähige Personen im Arbeitslosengeld II (ALG II). An die Stelle des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) und des Sozialgesetzbuches VI traten die Sozialgesetzbücher II und XII, welche die Vergabe von ALG II und Sozialhilfe regeln (vgl. Lange 2010: 15). Die Verantwortung für die Gewährung von Hilfeleistungen, die vor 2005 den Arbeitsämtern (Arbeitslosenhilfe) und Sozialämtern (Sozialhilfe) oblag, wurde an die Agenturen für Arbeit und die Jobcenter²¹ übergeben.

Das ALG I ist eine Lohnersatzleistung der Arbeitslosenversicherung und wird in Abhängigkeit von der Dauer der vorherigen Beschäftigung und der Höhe des dabei erzielten Einkommens ausgezahlt (vgl. Kantel 2008: 48). Die Bezugsdauer beträgt i.d.R. maximal 12 Monate, kann bei älteren Erwerbslosen über 50 Jahren jedoch teilweise länger gewährt werden. Zugleich gelten erwerbslose Menschen ab einer Bezugsdauer von über einem Jahr offiziell als langzeitarbeitslos. Bis 2004 hatten Arbeitslose, deren Anspruch auf Arbeitslosengeld erloschen war, die Möglichkeit, Arbeitslosenhilfe zu beantragen. Aktuell wechseln sie hingegen bereits nach einem Jahr vom ALG I in das deutlich schlechter gestellte ALG II. Einen Anspruch auf ALG II haben wiederum alle erwerbsfähigen Personen, die das 15. Lebensjahr vollendet haben, ihren Aufenthaltsort in Deutschland haben und den gesetzlichen Kriterien der Hilfebedürftigkeit entsprechen. Das SGB II definiert alle Personen als hilfebedürftig, die ihren Lebensunterhalt nicht oder nicht ausreichend sichern können und keine Hilfe von Angehörigen oder Trägern anderer Sozialleistungen erhalten (vgl. § 9 SGB II). Dies führt dazu, dass, anders als zu Zeiten der Arbeitslosenhilfe, Personen und Haushalte zuerst ihr Privatvermögen aufbrauchen müssen, bevor sie einen Anspruch auf ALG II geltend machen können. Als arbeitsfähig nach dem SGB II gelten all jene Personen, die dazu in der Lage sind, mindestens drei Stunden täglich zu arbeiten. Personen, denen eine Arbeitsunfähigkeit bescheinigt wird, können einen Anspruch auf Sozialhilfe nach SGB XII geltend machen.

21 Diese wurden bis 2010 auch als ARGEn (Arbeitsgemeinschaften) bezeichnet.

Insgesamt spielt das ALG II bei der Absicherung erwerbsloser Personen eine wesentlich größere Rolle als das ALG I. Dies liegt vor allem daran, dass eine Anwartschaft auf ALG I eine bestimmte Dauer einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung voraussetzt (mind. 12 Monate). Personen, die jeweils nur für wenige Monate eine Anstellung finden oder denen der Berufseinstieg nach der Ausbildung nicht gelingt, fallen somit automatisch in die Zuständigkeit des ALG II. Bäcker und Neubauer (2012: 639) beschreiben angesichts dessen einen Drehtüreffekt, demzufolge 27,2 % derjenigen, die aus dem Leistungsbezug ausscheiden, nur drei Monate später erneut auf Leistungen angewiesen sind. Auch der Wegfall der früheren Arbeitslosenhilfe trägt dazu bei, dass Personen nach dem Ablauf eines Jahres im ALG I-Bezug direkt in das ALG II wechseln. „Zudem fielen mit der Systemumstellung etliche Arbeitslosenhilfebezieher/-innen aufgrund vorhandener Partnereinkommen aus dem Kreis der Bezugsberechtigten hinaus. Dies konnte für Familien auch ein Abrutschen an die Armutsgrenze bedeuten“ (Benz 2012: 446). Darüber hinaus haben neben Erwerbslosen auch erwerbstätige Personen, deren Lohn für den Lebensunterhalt nicht ausreicht, einen Anspruch auf ALG II (sogenannte Aufstocker*innen). „Die Grundsicherung für Arbeitssuchende – in Abweichung vom Namen des Gesetzes – ist keinesfalls nur auf Arbeitssuchende beschränkt, sondern umfasst alle Erwerbsfähigen und ihre Angehörigen, soweit sie bedürftig sind“ (ebd.: 628).

Vormalige Sozialhilfeempfänger*innen, die nunmehr ALG II beziehen, erhalten nach der Reform zwar einen etwas höheren monatlichen Betrag, einmalige Zahlungen, wie sie vormals üblich gewesen waren, fallen damit jedoch weg, sodass die Leistungsbeziehenden²² insgesamt etwas schlechter gestellt sind (vgl. Promberger 2010: 15). Für volljährige Partner*innen innerhalb einer Bedarfsgemeinschaft²³ lag der Eckregelsatz im Jahr 2015 bei 360 Euro. Der Eckregelsatz für alleinstehende Personen lag bei 399 Euro monatlich (Stand 01.01.2015). Die Regelsätze für Kinder und Jugendliche werden je nach Alter abgestuft und liegen deutlich darunter. Zu diesem Betrag hinzu kommt eine Finanzierung der laufenden Kosten für Unterkunft und Heizung (kurz KdU), die sich an der jeweiligen Wohnsituation orientieren. Ihr Regelsatz wird für die gesamte Familie bzw. Bedarfsgemeinschaft zusammen berechnet. Kritisiert wird diesbezüglich, dass „marktfremde“ Mietobergrenzen häufig zu problematischen Wohnsituationen führen und

22 Da sich die Biografien, die im Rahmen dieser Arbeit betrachtet werden, sowohl auf die Zeit vor den Hartz-Reformen als auch auf die Zeit danach beziehen, ist es notwendig, eine Begrifflichkeit zu wählen, die sowohl neue als auch alte Leistungsformen umfasst. Einen Kompromiss bietet die Bezeichnung „Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts“, welche sowohl die frühere Sozialhilfe als auch das heutige ALG II umfasst. Personen, die ihren Lebensunterhalt hauptsächlich aufgrund dieser Transferleistungen bestreiten, werden im Folgenden aus pragmatischen Gründen als „Leistungsbeziehende“ bezeichnet.

23 Familien, die sich über ALG II finanzieren, werden im SGB II als Bedarfsgemeinschaften bezeichnet.

verhindern, dass eine passende Unterkunft gefunden werden kann. Als Folge dessen werden arme Familien in schlechten Wohnungen und Wohngebieten festgehalten (vgl. Claus 2008: 162ff.).

Familien mit Kindern können darüber hinaus auf einige weitere Leistungsformen zurückgreifen. Noch bis 2007 konnten Eltern mit kleinen Kindern Erziehungsgeld beziehen. Die Umstellung des Erziehungsgeldes zum Elterngeld hat sich jedoch vor allem auf die Situation von Familien in Armut ausgewirkt. Das Erziehungsgeld wurde in einem Umfang von 300 Euro pro Monat über einen Zeitraum von maximal zwei Jahren ausgezahlt – solange das Haushaltseinkommen eine bestimmte Grenze nicht überschritt. Das Elterngeld wiederum soll 67 % des vorherigen Einkommens ersetzen und liegt bei maximal 1800 Euro pro Monat. Insgesamt wird es nicht länger als 14 Monate gewährt. Auch hier liegt der Minimalsatz bei 300 Euro. Dahinter stand die Absicht der Ermöglichung einer höheren Beteiligung der Väter an der Kindererziehung und einer schnelleren Rückkehr junger Mütter in den Beruf. Allerdings führte dies laut Peuckert (2008: 360f.) für ALG II-Beziehende dazu, dass diese nur noch 12 Monate lang den Basissatz von 300 Euro erhalten, wohingegen sie zuvor über zwei Jahre abgesichert waren. Im Vergleich zum Erziehungsgeld lässt sie das Elterngeld daher wesentlich schlechter dastehen.

Eine weitere Transferleistung, die Familien an der unteren Einkommensgrenze erhalten, ist der sogenannte Kinderzuschlag. Dieser dient dazu, Familien zu unterstützen, die die Mindesteinkommensgrenze zwar überschreiten, jedoch nicht genügend Einkommen erwirtschaften, um ihre Kinder ausreichend versorgen zu können. Familien, die unterhalb dieser Grenze liegen und sich als Bedarfsgemeinschaft über ALG II finanzieren, erhalten jedoch keinen Kinderzuschlag. Zudem wird das Kindergeld bei Haushalten im ALG II-Bezug in vollem Umfang angerechnet, obwohl Familien in der Regel Anspruch auf Kindergeld in Höhe von 184 Euro monatlich pro Kind haben. Den betroffenen Familien steht somit, trotz gestiegener finanzieller und zeitlicher Belastungen, kaum mehr als der im SGB II vorgesehene Regelsatz zur Verfügung.

Allgemein ist fraglich, inwieweit leistungsberechtigte Familien über ausreichende Informationen verfügen, um die öffentlichen Unterstützungsangebote in vollem Umfang nutzen zu können. Werner (2003) stellt beispielsweise in ihrer Studie zu alleinerziehenden Sozialhilfeempfängerinnen große Informationsdefizite fest, die zur Folge haben, dass die Betroffenen nur einen Teil ihres gesetzlichen Anspruches geltend machen. Mit der Einführung des ALG II dürfte sich diese Problematik noch weiter verschärft haben. Einen Hinweis darauf geben die zahlreichen neu erschienenen Ratgeber, die den Leistungsbeziehenden dabei helfen sollen, sich in den für Laien schwer verständlichen Regelungen der Sozialgesetzgebung zurechtzufinden. Die Unübersichtlichkeit der neuen Gesetzgebung sowie zahlreiche Probleme bei

der Bewilligung von Anträgen haben dazu geführt, dass seit der Einführung des ALG II im Jahr 2005 eine Vielzahl an Klagen und Beschwerden eingereicht wurde (vgl. Butterwegge 2015: 159f.).

Anders als gelegentlich angenommen war die Abschreckung von Leistungsberechtigten bereits zu Zeiten des alten Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) fester Bestandteil der Sozialgesetzgebung. Die Androhung einer Kürzung von Leistungen (vgl. § 25 BSHG, i.d.F. vom 23. März 1994) oder der Einsatz von Arbeitsgelegenheiten (vgl. § 19, § 20 BSHG, i.d.F. vom 23. März 1994) waren bereits vor den Reformen von 2005 ein gängiges Mittel (vgl. Buhr 1995: 41). Bedacht werden muss jedoch, dass der Sozialhilfe des BSHG noch der Grundsatz einer „Hilfe zur Selbsthilfe“ zugrunde lag (vgl. § 1 II 2 BSHG, i.d.F. vom 23. März 1994). Das Aktivierungsparadigma der Hartz IV-Reform hat diesen heute weitgehend ersetzt. Grundlage dessen sind die sogenannten Eingliederungsvereinbarungen, in welchen Leistungsbeziehende zu unterschiedlichsten Aktivierungsmaßnahmen verpflichtet werden können (vgl. Butterwegge 2015: 129). „Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen“ (BvB-Maßnahmen), „Berufsvorbereitungsjahre“ (BVJ) und „Berufsausbildungen in außerbetrieblichen Einrichtungen“ (BAE) sollen jungen Menschen einen Zugang zum Arbeits- und Ausbildungsmarkt ermöglichen und werden von den Agenturen für Arbeit ausgeschrieben. Das wohl bekannteste Instrument stellen die als „Ein-Euro-Jobs“ bezeichneten „Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung“ (AGH-MAE) dar, die erwerbslosen Menschen einen Weg zurück in den Arbeitsmarkt eröffnen sollen und aus einer Vielzahl an Gründen kritisiert werden.²⁴

Besonders problematisch gestaltet sich die Sanktionierungspraxis bei Nichtteilnahme an vereinbarten Maßnahmen. Junge Menschen unter 25 Jahren müssen bei Nichterfüllung ihrer Eingliederungsvereinbarungen befürchten, ihre Leistungen um bis zu 100 Prozent gekürzt zu bekommen. Dies trifft auf alleinerziehende Mütter ebenso zu wie auf alleinstehende Erwerbspersonen (vgl. Lange 2010: 98). Ausgenommen sind Alleinerziehende mit Kindern unter drei Jahren, da die Zumutbarkeitsregelung des SGB II besagt, dass diese nicht gegen ihren Willen zu einer Arbeitsaufnahme bewegt werden dürfen. Eltern von Kindern ab drei Jahren sind jedoch ebenso wie andere Leistungsbeziehende von möglichen Sanktionen betroffen, sollten sie den vereinbarten Maßnahmen nicht nachkommen. Zudem werden die unter 25-jährigen Leistungsbeziehenden systematisch an einem Auszug aus dem Elternhaus gehindert und erhalten nur in Ausnahmefällen Unterstützung beim Umzug in eine eigene Wohnung (vgl. § 22 Abs. 5 SGB II).

Diese kurze Übersicht des Wandels der Gesetzeslage verdeutlicht, wie umfassend das Leben Leistungsbeziehender durch die Reformen der Hartz-Kommission beeinflusst wird. Inwieweit sich der Rückgang der Arbeitslo-

24 Problematisch sind etwa die Schaffung eines neuen Niedriglohnssektors und die mögliche Verdrängung regulärer Arbeitsplätze durch Arbeitsgelegenheiten.

senzahlen auf die Effekte der Hartz IV-Reform zurückführen lässt, ist jedoch nach wie vor fragwürdig. Der öffentliche Diskurs über das Leben von Leistungsbeziehenden ist stark moralisierend und oft widersprüchlich. Es spricht einiges dafür, dass die Zunahme der Arbeitsnachfrage eher auf eine positive Entwicklung der Exportwirtschaft zurückgeführt werden kann, als auf die aktivierende Arbeitsmarktpolitik (vgl. z.B. Horn/Logeay/Stapff 2007; Krämer 2010). Eindeutig ist, dass mit der Hartz IV-Reform eine Reihe neuer Instrumente eingeführt wurde, welche den Druck auf die Leistungsbeziehenden erhöhen. Die Institutionen des Sozialstaats sollen im Kontext dieser Arbeit jedoch nicht nur als Kontrollinstanzen betrachtet werden, sondern auch in ihrer unterstützenden Funktion. Ein nur positives oder negatives Fazit bezüglich der Einführung des SGB II lässt sich demnach nicht ziehen und wäre dem Fokus dieser Arbeit auch nicht dienlich.

1.2.4 Arbeitslosigkeit und prekäre Beschäftigung

Obwohl Armut häufig aus Arbeitslosigkeit resultiert, dürfen die beiden Phänomene nicht gleichgesetzt werden. Arbeitslosigkeit bezeichnet zunächst einmal nur, dass ein Mensch keiner (Lohn-)Arbeit nachgeht. Dieser gängige und verkürzte Arbeitsbegriff schließt damit vor allem gering oder gar nicht entlohnte Leistungen wie etwa Hausarbeit, Pflege und Erziehung aus (vgl. Weiß 2008: 96). Der im Folgenden verwendete Begriff der Arbeitslosigkeit bezieht sich zwar ebenfalls ausschließlich auf Lohnarbeit, ohne jedoch dabei Formen der unbezahlten Arbeit gering zu schätzen. Obwohl sich die Armutsforschung häufig auf die Problematik der Arbeitslosigkeit bezieht, werden beide Phänomene überwiegend separat voneinander behandelt. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Arbeitslosigkeit und ihren Folgen hängt dabei stark von der konjunkturbedingten Aktualität der Thematik ab (vgl. Kronauer/Vogel/Gerlach 1993: 7).

Nach der Phase des Wiederaufbaus, in der anfangs eine relativ hohe strukturelle Arbeitslosigkeit zu verzeichnen war, erlebte Deutschland in den 1960er Jahren eine Phase der annähernden Vollbeschäftigung. Erst Anfang der 1970er Jahre mit dem ersten Ölpreisschock stieg die Zahl der Erwerbslosen erneut an und es entstand ein zunehmendes Interesse am Thema der Arbeitslosigkeit. „Noch in den [19]70er Jahren herrschte in der internationalen Forschung die Überzeugung vor, die Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit entsprächen weitgehend denjenigen, die die wegweisenden Untersuchungen der [19]30er Jahre schon beschrieben hatten“ (Kronauer/Vogel/Gerlach 1993:

10).²⁵ Als Grundlage galten noch immer Arbeiten wie die vielzitierte Marienthal-Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1975).²⁶ In Anlehnung an Eisenberg und Lazarsfeld (1938) wurde überwiegend von einem relativ eindimensionalen phasenhaften Verlauf der Arbeitslosigkeit ausgegangen. Erst Ende der 1970er Jahre setzte sich sukzessive die Erkenntnis durch, dass der Umgang mit Arbeitslosigkeit und die individuellen Arbeitslosigkeitserfahrungen teilweise stark variieren können. Mit der Zunahme der Erwerbslosigkeit in den folgenden Jahren wuchs auch das wissenschaftliche Interesse an dieser Thematik. „Es ist das Verdienst der Arbeitslosenforschung der [19]80er Jahre, nachgewiesen zu haben, daß Arbeitslosigkeit von den Betroffenen in sehr unterschiedlicher Weise verarbeitet werden kann und verarbeitet wird“ (Kronauer/Vogel/Gerlach 1993: 13). Zugleich wurden in den 1980er Jahren Langzeiterwerbslose erstmals als neue, eigenständige Randschicht in der Sozialstruktur Deutschlands erkennbar (vgl. Geißler 2011: 213).

Üblicherweise wird die Frage der Erwerbslosigkeit heutzutage mit der meist öffentlichkeitswirksam präsentierten Arbeitslosenquote assoziiert. Diese misst den Anteil der Erwerbslosen an der Gesamtzahl aller zivilen Erwerbepersonen.²⁷ Über die Ursachen und Folgen von Arbeitslosigkeit sowie das Ausmaß der verdeckten Arbeitslosigkeit sagt die jeweilige Arbeitslosenquote jedoch relativ wenig aus. Aufschlussreicher ist dahingegen die Differenzierung von vier Typen von Arbeitslosigkeit: (1) „Friktionelle Arbeitslosigkeit“ resultiert aus dem Umstand, dass der Wechsel eines Arbeitsplatzes oder ein Berufseinstieg oftmals eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen. Sie ist meist von kurzer Dauer und kann durch eine kürzere Vermittlungsdauer reduziert werden. (2) Die „saisonale Arbeitslosigkeit“ betrifft vor allem Branchen, die regelmäßigen saisonalen Schwankungen unterliegen. (3) „Konjunkturelle Arbeitslosigkeit“ resultiert aus einem Rückgang der Nachfrage nach Arbeitsleistung. Bei guter konjunktureller Lage besteht diese Form der Erwerbslosigkeit nur in geringem Umfang (4). „Strukturelle Arbeitslosigkeit“ wiederum ist bedingt durch grundsätzliche Veränderungen der

25 Eine herausragende Studie der 1970er Jahre, insbesondere im Hinblick auf die Rolle der Familie im Zusammenhang mit Erwerbslosigkeit, stammt von Glen Elder (1998). Dieser untersuchte in einer Längsschnittstudie die Folgen der Erwerbslosigkeit während der Zeit der „Großen Depression“ für die Kinder, die in dieser Zeit aufgewachsen waren.

26 Weitere relevante Arbeiten aus dieser frühen Phase sind beispielsweise die von Komarovsky (1940), welche den Autoritätsverlust von Vätern aufgrund von Arbeitslosigkeit untersuchte und Bakke (1940), welcher sich mit der gesellschaftlich-politischen Orientierung erwerbsloser Menschen auseinandersetzte.

27 Bis 2009 bezog sich diese Quote nur auf die Anzahl aller abhängigen Erwerbepersonen, wobei Selbstständige und mithelfende Familienangehörige aus den Berechnungen ausgeschlossen wurden (vgl. Statistisches Bundesamt 2015).

Wirtschaftsstruktur. Dies umfasst technologische Entwicklungen, veränderte Produktionsweisen ebenso wie den grundlegenden Wandel von einer Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft (vgl. Hradil 2005: 184f.).

Insbesondere strukturelle Erwerbsprobleme führen häufig in die Langzeitarbeitslosigkeit. Für die Gruppe der Langzeiterwerbslosen wirkt sich der Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt oftmals besonders drastisch aus. Über Erwerbsarbeit werden Menschen in gesellschaftliche Zusammenhänge eingebunden. Lang anhaltende Erwerbslosigkeit zieht daher nicht nur finanzielle Probleme nach sich, sondern oftmals auch soziale Desintegration. „Das Risiko ist groß, dass die Arbeitsmarktexklusion zu einer gesellschaftlichen Exklusion führt“ (Bäcker/Neubauer 2012: 625). Erwerbslosigkeit bedeutet in diesem Fall nicht nur finanzielle Einbußen, sondern stellt darüber hinaus mit Erwerbsarbeit verknüpfte Lebensentwürfe infrage.

Nicht zuletzt deshalb resultieren aus Erwerbslosigkeit, prekärer Beschäftigung und Stigmatisierung oftmals enorme psychische Belastungen für die Betroffenen. Diese können sich etwa in Depressionen, Schlaflosigkeit oder anderen psychosomatischen Beschwerden ausdrücken (vgl. Hradil 2005: 2009). Gesundheitliche Probleme sind zum einen oftmals Reaktionen des Organismus auf die materielle und soziale Bedrohung durch Erwerbslosigkeit (vgl. Kurella 1992), können zum anderen jedoch auch zur Ursache von Erwerbslosigkeit werden. Insgesamt haben erwerbslose Personen überdurchschnittlich oft unter gesundheitlichen Problemen zu leiden (vgl. Elkeles /Seifert 1992), wobei mit zunehmender Arbeitslosigkeitsdauer auch die Zahl gesundheitlicher Beschwerden zunimmt (vgl. Holleder 2003). Vor allem ältere Erwerbslose leiden besonders häufig unter gesundheitlichen Einschränkungen.

Es herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass Erwerbstätigkeit sowie ein hoher Bildungsgrad am ehesten vor Armut schützen. Insbesondere die Gefahr der Langzeitarmut ist für diese Personengruppen gering. „Dennoch waren 2010 immerhin noch jeweils 7,7 % der Erwerbstätigen und 7,7 % der Hochgebildeten von Armut bedroht“ (Deckl 2013: 162). Erwerbslosigkeit und Armut können somit letztlich beinahe jede Person treffen. Als wichtige Ursache dessen gilt die zunehmende Flexibilisierung und Prekarisierung am Arbeitsmarkt, die neue Unsicherheiten in Erwerbsverläufen schafft. Dabei stellt der Datenreport 2013 zunächst einmal einen deutlichen Rückgang der Arbeitslosigkeit in der BRD fest: „Im Jahr 2010 lag die durchschnittliche Erwerbslosenzahl erstmals seit 1992 wieder unter 3 Millionen. Bis 2012 hat sie sich weiter deutlich verringert und lag bei 2,3 Millionen. Damit ist das Niveau von 1991 nahezu wieder erreicht“ (Schüller/Wingerter 2013: 116). Zugleich wird jedoch kritisch darauf hingewiesen, dass die Zahl der Erwerbstätigen noch nichts über Dauer, Umfang und Entlohnung einer Tätigkeit aussagt (vgl. ebd.: 119).

Zu verzeichnen ist eine deutliche Zunahme von Teilzeitarbeit und atypischen Beschäftigungsverhältnissen. „Personen mit einer geringeren beruflichen Qualifikation sind deutlich häufiger atypisch beschäftigt. Im Jahr 2012 waren 37 % der Erwerbstätigen ohne eine anerkannte Berufsausbildung atypisch beschäftigt“ (ebd.: 120). Zu beachten ist zudem, dass die offiziellen Arbeitslosenzahlen all jene Personen ausklammern, die sich in Maßnahmen der Arbeitsmarktpolitik befinden. „Hochgerechnet [für das Jahr 2010] befanden sich im Jahresdurchschnitt 960 000 Personen in Maßnahmen aktiver Arbeitsmarktpolitik“ (ebd.: 126). So war bereits vor den Hartz-Reformen abzusehen, dass durch die Aktivierungspolitik zwar mehr Ausstiege aus der Arbeitslosigkeit zu erwarten sind, jedoch weniger dauerhafte Ausstiege aus der Armut (vgl. Buhr 2004: 28). Der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Armut besteht also nach wie vor, auch wenn nicht einmal die Hälfte aller Personen im Leistungsbezug aktuell tatsächlich arbeitslos gemeldet sind (vgl. Butterwegge 2015: 216).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Intensität der Auseinandersetzung mit Arbeitslosigkeit konjunkturbedingt schwankt. Nachdem in den 1930er Jahren die Grundlagen für die sozialwissenschaftliche Arbeitslosigkeitsforschung gelegt wurden, gewann die Thematik erst ab den 1970er Jahren erneut an Bedeutung und erreichte in den 1980er Jahren ihren vorläufigen Höhepunkt. Grundlegend wird heute zwischen vier verschiedenen Formen der Arbeitslosigkeit unterschieden. Insbesondere die Folgen struktureller und langandauernder Arbeitslosigkeit können als besonders schwerwiegend gelten. Zu diesen gehören vor allem gesundheitliche Beschwerden, die zugleich einen erneuten Einstieg in den Arbeitsmarkt erschweren. Aktuell gilt Erwerbslosigkeit zwar nach wie vor als häufigste Ursache von Armut, diese geht jedoch zunehmend auch mit atypischen und prekären Beschäftigungsverhältnissen einher.

1.3 Theoretische Anknüpfungspunkte in der Armutforschung

Die deutsche Forschung zum Thema Armut weist einige Eigenheiten auf. Jene Theorien der Armutforschung, die sich auf die vormarktwirtschaftliche Gesellschaft beziehen, haben für das heutige Leben von Familien in Armut nur noch wenig Aussagekraft.²⁸ Auch in den Jahren zwischen 1945 und 1970 entstanden im Westen Deutschlands kaum theoretische Abhandlungen zum

²⁸ Einen guten Überblick zu dieser Thematik bietet z.B. Schäfer (2008).

Thema Armut, die heute noch passend wären.²⁹ Armut war zu dieser Zeit kein relevantes Thema in der westdeutschen Sozialforschung. Begründet wurde dies oft damit, dass die allgemeine „soziale Frage“ weitgehend geklärt sei und die gesamte Bevölkerung vom wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands profitiert habe. Gesellschaftlich und wissenschaftlich hatte sich eine Konstellation ergeben, die zu einer weitgehenden Dethematisierung von Armut führte.³⁰ Auch die Ungleichheitsforschung, von der man eine Auseinandersetzung mit Armut hätte erwarten können, ignorierte diese weitgehend. Ihr wissenschaftlicher Fokus lag vor allem auf der erwerbstätigen Bevölkerung, wohingegen gesellschaftliche Randgruppen von den Betrachtungen oftmals ausgeschlossen wurden (vgl. Leibfried/Leisering et al. 1995: 13). Stattdessen bildete sich eine eigenständige Tradition der Armutsforschung heraus, welcher der Anschluss an die Ungleichheitsforschung und Sozialstrukturanalyse nur teilweise geglückt ist. Im Folgenden soll herausgearbeitet werden, was sich aus diesen unterschiedlichen Ansätzen für das Verständnis der sozialen Reproduktion von Armut im Familienkontext gewinnen lässt. Es ist damit allerdings nicht intendiert, einen vollständigen Überblick aller Armutskonzepte zu geben, sondern eine Einordnung all jener Beiträge zu leisten, die einem biografischen Verständnis der intergenerationalen Tradierung von Armut im Familienkontext dienlich sein können. Jene empirischen Untersuchungen, die für den Forschungsstand der vorliegenden Untersuchung von Bedeutung sind, werden dabei nicht gesondert thematisiert, sondern jeweils im Rahmen desjenigen Strangs der Armutsforschung, in dem sie theoretisch verortet werden können.³¹

1.3.1 Armut wird sozial vererbt: Kultur der Armut

Bis auf die bekannte Studie über die „Arbeitslosen von Marienthal“ aus den 1930er Jahren (vgl. Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933/1975) finden sich nur wenige Informationen über die frühe Forschung zum Thema Armut im deutschsprachigen Raum. Die meisten älteren Arbeiten, die sich dem Leben von Menschen in Armut widmen, stammen aus dem angelsächsischen Raum (z.B. Rowntree 1901; Anderson 1923; Bakke 1935; 1940). Das von Oscar Lewis in den 1950er und 1960er Jahren entwickelte anthropologische Kon-

29 Hauser und Neumann (1992) benennen einige wenige Arbeiten, die sich mit Armut im Nachkriegsdeutschland befassen, und geben einen guten Überblick über die Thematisierung von Armut im Kontext der Sozialwissenschaften.

30 Zur Nichtthematisierung von Armut in den Sozialwissenschaften siehe Leibfried/Voges (1992).

31 Daraus resultiert, dass in manchen Abschnitten relativ viele relevante Studien thematisiert werden (beispielsweise im Hinblick auf die „neue Armut“ oder die dynamische Armutsforschung), in anderen wiederum nur wenige oder keine konkreten empirischen Studien benannt werden können (Armutsfallentheorem, Exklusionsdebatte).

zept einer „Kultur der Armut“ (vgl. Lewis 1959; 1971) ist eines der Ersten, das in Deutschland, vor allem im Kontext der Randgruppenforschung der 1970er Jahre, aufgegriffen wurde und auch heute noch von Relevanz ist. Diesem kultursoziologischen Ansatz zufolge stellen Armutskarrieren generationenübergreifende Verfestigungen abweichender Lebensstile dar. „Zentral für Lewis’ Theorem ist eine Persistenz-These, die die relative Verselbständigung dieser Subkultur behauptet und sie an die intergenerationelle Weitergabe der wesentlichen Merkmale der Subkultur durch Sozialisationsprozesse innerhalb der Familie knüpft“ (Goetze 1992: 89).

Die „Kultur der Armut“ wird dabei vor allem als Anpassung an die Randposition der Familien und deren Chancenlosigkeit interpretiert (vgl. Lewis 1971: 48). Grundlage dieser Hypothese waren biografisch orientierte Familienstudien, in denen sich die Verfestigung von Armut nachweisen lässt. In Deutschland wurde die Diskussion unter anderem von Albrecht (1969), Goetze (1971; 1989) und Rommelspacher (1989) aufgegriffen. Kritisiert wurde dabei vor allem der Kulturbegriff von Lewis. Dieser habe den Einfluss der Familie überschätzt und außerfamiliäre Lebensereignisse nicht ausreichend berücksichtigt. Zudem wurde die mangelhafte theoretische Fundierung des ursprünglichen Konzepts einer „Kultur der Armut“ bemängelt (vgl. Goetze 1992: 95). Noch heute wird jedoch oftmals von einer ähnlichen Fokussierung auf die Rolle der Familie für die Reproduktion von Armut ausgegangen.

Dass die Hypothese einer „Kultur der Armut“ nach wie vor diskutiert wird, zeigt sich in Ronald Lutz’ (2012) aktueller Veröffentlichung, in der er die Hypothese einer „neuen Erschöpfung“ und „Verwundbarkeit“ armer Familien vertritt. Er weist darauf hin, dass die Ungleichverteilung der Bildungschancen die Tradierung von eher passiven Armutsbewältigungsmustern fördert. Daraus entwickeln sich Kreisläufe der Armut, in denen sich Menschen mit dem Leben in Armut arrangieren und diese innerfamiliär von Generation zu Generation weiter reichen. Laut Lutz entwickeln sie eine Alltagskultur, in der sie sich mit den ihnen verbleibenden Möglichkeiten der Lebensgestaltung einrichten (vgl. ebd.: 52f.). Die soziale Erschöpfung von Familien zeigt sich demnach insbesondere darin, dass diese oftmals dazu bereit sind, sich mit ihrer marginalisierten Lebensweise abzufinden. Sein Konzept der Erschöpfung und Verwundbarkeit von Familien in Armut bleibt dabei allerdings relativ unkonkret und muss seine empirische Relevanz noch beweisen.

Die Ansätze einer Kultur der Armut bieten durchaus sinnvolle Anknüpfungspunkte, möchte man sich mit den Biografien von Familien in Armut auseinandersetzen. Insbesondere die Berücksichtigung des sozialisatorischen Einflusses von Familien in Armut findet sich auch in der vorliegenden Arbeit wieder. Es scheint jedoch sinnvoll, auch neuere Forschungsansätze zu berücksichtigen, die weitaus weniger deterministisch angelegt sind und die

gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stärker mit einbeziehen als der von Lewis verwendete Ansatz. Eine biografische Perspektive, wie sie der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt, kann sich eben nicht darauf beschränken, die Ursachen der sozialen Reproduktion von Armut allein in den Familien zu verorten.

1.3.2 Sozialeleistungen begünstigen Armut: Armutsfalle und Welfarization

Eine einseitige Weiterentwicklung der Theorie einer „Kultur der Armut“ findet sich in dem aus Großbritannien stammenden Armutsfallentheorem (poverty trap), das davon ausgeht, dass sich Menschen mit zunehmender Dauer in ihrer Armut einrichten und nur noch schwer daraus lösen können. Die Hauptursache dessen wird in der Annahme gesehen, dass Menschen, deren Löhne unterhalb des Regelsatzes der Grundsicherung liegen, kaum einen Anreiz haben, in die Berufstätigkeit zurückzukehren (vgl. Fehr/Vobruba 2011: 212). Das Leistungssystem würde demnach keine Arbeitsanreize schaffen, sondern in die Erwerbslosigkeit führen. Die US-amerikanische Armutsforschung behandelt dasselbe Phänomen unter der Bezeichnung „Welfarization“.³² Dabei wird davon ausgegangen, dass die Abhängigkeit von Sozialleistungen über einen längeren Zeitraum, ähnlich einer „Kultur der Armut“, zu einer Verfestigung von Armutslagen führt. In beiden Ansätzen wird dem Sozialstaat und seinen Zuwendungen eine Mitschuld an der Verfestigung von Armut gegeben.

In Deutschland wurde dieser Ansatz in den 1980er Jahren aufgegriffen. Strang (1985: 31) beispielsweise versteht unter „Welfarization“ einen Prozess, im Zuge dessen sich Menschen in Armut einrichten und den Gegebenheiten des Wohlfahrtsstaates anpassen. Insgesamt wird unter „Welfarization“ einerseits die Instrumentalisierung von Sozialleistungen durch arbeitsfähige Personen verstanden und andererseits die Verfestigung des Leistungsbezugs mit zunehmender Dauer (vgl. Buhr 1995: 32). Insbesondere die Hartz IV-Reform rekurrierte auf diese Annahme und begründete damit das Aktivierungsparadigma der aktuellen Sozialgesetzgebung (vgl. Fehr/Vobruba 2011). Eine solche Perspektive vernachlässigt jedoch wesentliche strukturelle Ursachen von Erwerbslosigkeit und verleitet dadurch dazu, die Schuld für den Verbleib in Armut primär den Erwerbslosen zuzuschreiben. Nachweislich konnte zudem festgestellt werden, dass sich die Verweildauer im Leistungsbezug trotz der Neuregelungen im Jahr 2005 nicht messbar verändert hat. Dementsprechend ist davon auszugehen, „dass das Problem, um das es

32 Zur „Welfarization“-These siehe z.B. Segalman/Basu (1981) und Strang (1987).

der Hartz-Reform zentral ging, nicht existierte; oder dass es nicht gelungen ist, die Arbeitslosigkeitsdauer weiter zu reduzieren“ (Fehr/Vobruba 2011: 216).³³

Während die „Kultur der Armut“ den Anteil der Familien an der sozialen Reproduktion von Armut betont, liegt der Fokus des Armutsfallentheorems und der „Welfarization“-These vor allem auf einem Teilaspekt der strukturellen Begebenheiten. Beide Perspektiven scheinen jedoch nur ein unvollständiges Bild der Reproduktion und Verfestigung von Armut zu zeichnen. Zudem gehen insbesondere die Vertreter*innen der „Welfarization“-These von einem eher passiven und negativ eingefärbten Menschenbild aus, demzufolge sich Personen vorrangig aufgrund des monetären Gewinns für eine Erwerbstätigkeit entscheiden. Erwerbslosigkeit wäre demnach nicht durch problematische Konstellationen des Arbeitsmarktes bedingt, sondern allein durch einen zu geringen (finanziellen) Anreiz.

1.3.3 Armut als Folge von Arbeitslosigkeit: Neue Armut

Trotz der Diskussion um eine „Kultur der Armut“ war das Leben armer Menschen in den Zeiten des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg ein Randthema. Das deutsche „Wirtschaftswunder“ verdeckte den Blick auf die Lücken der sozialen Sicherung. Ganze Familien lebten nur äußerst selten in Armut, von der zu dieser Zeit vor allem alte, kranke und obdachlose Menschen betroffen waren. Diese wurden am ehesten im Kontext der Randgruppenforschung thematisiert. Dies änderte sich grundlegend mit der Wirtschafts- und Ölkrise von 1973, die steigende Arbeitslosenzahlen nach sich zog (vgl. Werth 1991: 130). Im Jahr 1976 prägte der damalige CDU-Generalsekretär Heiner Geißler den Begriff der „neuen sozialen Frage“, mit dem er als einer der Ersten auf das Phänomen der „neuen Armut“ hinwies (vgl. Geißler 1976).³⁴ Im Zuge der 1980er Jahre kam es daraufhin vermehrt zur Kritik an den schicht- und klassenspezifischen Modellen, welche die damalige Ungleichheitsforschung dominierten und sich überwiegend mit der erwerbstätigen Bevölkerung beschäftigten.

In der aus der Arbeitslosenforschung hervorgegangenen Diskussion über die „neue Armut“ wurde Sozialhilfebezug als entscheidendes Kriterium für

33 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Bäcker (2006), der feststellt, dass der vom Armutsfallentheorem unterstellte Wirkungszusammenhang nur eingeschränkt zutrifft.

34 Die klassische „soziale Frage“ des 19. Jahrhunderts versuchte, persönliche Notlagen als Strukturfragen des politischen Systems zu beschreiben. Sie war vor allem als Arbeiterfrage definiert, in der Armut nur einen Teilaspekt darstellte (vgl. Leibfried/Leisering et al. 1995: 11). Geißler ging davon aus, dass jene Entwicklungen, die geholfen hatten, die alte soziale Frage zu überwinden (neue Systeme staatlicher Sicherung, Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände) letztlich zu einer Benachteiligung aller nicht organisierten und unproduktiven Personen geführt hatte (vgl. Hauser/Neumann 1992: 240).

Armut betrachtet (siehe dazu z.B. Balsen et al. 1984; Breckner et al. 1989; Lompe 1987). Eine allgemeine Theorie der „neuen Armut“ gibt es indes nicht. Vielmehr kam es zu einer Vielzahl an Veröffentlichungen, die allesamt dem Umstand Rechnung tragen, dass sich in den 1980er Jahren ein Strukturwandel der Armut vollzogen hatte.³⁵ Dabei wurde offensichtlich, dass nicht länger primär alte und kranke Menschen von Armut betroffen waren, sondern mehr und mehr junge, arbeitsfähige Menschen, Alleinerziehende und kinderreiche Familien unterhalb der Armutsgrenze lebten. Verantwortlich gemacht wurde vor allem die Zunahme der konjunkturellen und strukturellen Langzeitarbeitslosigkeit. Armut als Folge der zunehmenden Erwerbslosigkeit konnte erstmals scheinbar jede*n treffen.

Beate Werth (1991: 326f.) weist darauf hin, dass das Aufkommen einer „neuen Armut“ nicht etwa dafür sorgte, dass die alte Armut verschwand. Vielmehr waren lediglich plötzlich weitere, bisher weitgehend abgesicherte Bevölkerungsgruppen von Armut betroffen. Befürchtet wurde dementsprechend, dass eine Schicht von armen Menschen entstehen würde, die einen eigenständigen, subkulturellen Lebensstil begünstigt. Bezeichnend dafür war die damals breit geführte Diskussion um eine „Zwei-Drittel-Gesellschaft“ (Glötz 1984). Diese unterstellte, dass gut ein Drittel der Menschen in Deutschland dauerhaft in Armut leben würde und in allen Lebensbereichen davon betroffen sei. Eine Tradierung armutspezifischer Lebensstile erscheint vor diesem Hintergrund als selbstverständliche Antwort auf eine allgemeine Krise der Arbeitsgesellschaft.

Eine relevante Veröffentlichung dieser Zeit, die sich aus einer biografischen Perspektive mit den Lebensgeschichten arbeitsloser Jugendlicher auseinandersetzt, stammt von Peter Alheit und Christian Glaß (1986). Diese stellen insgesamt drei Falldarstellungen vor, in denen unterschiedliche Verarbeitungsmuster von Arbeitslosigkeitserfahrungen sichtbar werden. Sie nehmen allerdings Abstand davon, einzelne Typen zu rekonstruieren und bemühen sich darum, ein „Reservoir an Überlebensstrategien“ darzustellen.³⁶ Schlussendlich formulieren sie die Annahme, erste Umriss einer „beschädigten Generation“ erkennen zu können, deren Vertreter*innen zwar ganz gewöhnliche Zukunftswünsche teilen, jedoch nicht darauf hoffen dürfen, diese auch realisieren zu können (vgl. ebd.: 352).

Nur wenige Jahre darauf erschien eine ähnlich ausgerichtete Arbeit von Vonderach, Siebers und Barr (1992), die ebenfalls eine biografische Betrach-

35 Einen guten Überblick über die Unterschiede zwischen neuer und alter Armut gibt Werth (1991). Diese weist zudem darauf hin, dass unter alter Armut auch eine von der vorherigen Generation „vererbte“ Armut verstanden werden kann (vgl. ebd.: 26). Im Rahmen dieser Arbeit soll der Begriff „alte Armut“ jedoch gemäß dem gängigen Verständnis als Pendant zur Definition der „neuen Armut“ verstanden werden.

36 Typisch für die Biografien erwerbsloser Jugendlicher sind demnach unter anderem „strukturelle Verwahrlosung“, „biografische Bruchstellen“, „Surrogatkarrieren“ oder „Subkarrieren“ (vgl. Alheit/Glaß 1986).

tung junger Langzeiterwerbsloser unternahmen. Auf der Grundlage von narrativen Interviews mit 64 langzeit- und mehrfachtungslosen Personen untersuchten sie die „Reaktions- und Verarbeitungsformen junger Menschen in ländlichen Regionen gegenüber langandauernder Arbeitslosigkeit“ (ebd.: 12). Dabei arbeiteten sie insgesamt sieben fallübergreifende Bewältigungsformen von Arbeitslosigkeit heraus. Diese resultieren aus unterschiedlichen Konzepten der Lebensführung, die angesichts der zunehmenden Pluralisierung von Lebensentwürfen in den 1980er Jahren von eher traditionellen, normalbiografischen bis hin zu stark individualisierten Biografieverläufen reichen können (vgl. ebd.: 198).

Eine der wenigen weiteren Untersuchungen, die sich mit dem Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Familie auseinandersetzen, stammt von Sabine Walper (1988). In ihrer Monografie setzt sie sich mit den familiären Konsequenzen ökonomischer Deprivation auseinander. Dabei stellt sie fest, dass, entgegen den Annahmen früherer Studien, angesichts einer ökonomisch deprivierten Familiensituation kaum ein Unterschied zwischen der psychischen Belastung von Frauen und ihren Männern festzustellen ist (vgl. ebd.: 279). Aufgrund dessen kann es zu Beeinträchtigungen in der Mutter-Kind-Interaktion kommen, insbesondere was den Umgang mit älteren Kindern anbelangt. Darüber hinaus sind die Auswirkungen ökonomischer Einbußen auf die Familie von deren Bildungsgrad und den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen abhängig. So kann Erwerbslosigkeit statt als persönliche Krise auch als eine Gelegenheit zur Neuorientierung erfahren werden und beispielsweise arbeitslose Männer dazu bewegen, sich mehr der Familie zuzuwenden (vgl. ebd.: 280f.).

Einen relativ weitreichenden Überblick über die Situation von Familien in Arbeitslosigkeit während der 1980er Jahre gibt ein von Schindler, Wacker und Wetzels (1990) herausgegebener Sammelband. In diesem sind sozialwissenschaftliche Beiträge zusammengefasst, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Zusammenhang von Familie und Arbeitslosigkeit auseinandersetzen. Dabei werden individuelle und familiäre Bewältigungsmuster von Arbeitslosigkeit vorgestellt, der Wandel des familiären Rollengefüges in Arbeitslosigkeit betrachtet sowie allgemeine Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf das Familienleben und die Haushaltsführung untersucht.

Trotz aller Vielfalt blieb eine Studie, die den gesamten Themenkomplex von Arbeitslosigkeit, Armut, Familie und Biografie betrachtet, selbst in dieser Hochphase der Armutforschung aus. Mittlerweile ist die von der damaligen Forschung gezogene Verbindung zwischen Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug fragwürdig geworden. Insbesondere die Zunahme atypischer und prekärer Beschäftigungsverhältnisse führt dazu, dass immer mehr Menschen trotz Erwerbstätigkeit in Abhängigkeit von Sozialleistungen leben (vgl. Kap. 1.3.6). Die „neue Armut“ der 1980er Jahre ist zwar nicht mehr neu, aber immer noch aktuell. Nach wie vor sind nicht nur alte und kranke

Menschen von Armut betroffen, sondern ebenso eine Vielzahl junger, gesunder und erwerbsfähiger Personen. Tatsächlich hat sich Armut weiter ausdifferenziert, sodass sich in den untersuchten Familien erstmals zwei Generationen finden lassen, die von der „neuen Armut“ betroffen sind. Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass es sich im untersuchten Sample um eine stark ausdifferenzierte Gruppe handelt, die nicht mehr mit den gängigen Klischees der ursprünglichen Randgruppenforschung zu fassen ist.

1.3.4 Armut und soziale Ausgrenzung: Exklusionsdebatte

Die „neue Armut“ führte in den 1980er Jahren schließlich dazu, dass auf der Suche nach passenden Erklärungsmodellen die amerikanische „Underclass“-Diskussion (vgl. z.B. Auletta 1983; Wilson 1987; Mayer/Jencks 1989) und die französische Forschung zur „Exclusion“ (vgl. z.B. Martin 1996; Paugam 1998) aufgegriffen wurden. Diese beiden Ansätze ähneln in vielerlei Hinsicht den theoretischen Überlegungen im Kontext der „Kultur der Armut“. Ihnen allen ist die Annahme gemein, es existiere eine sich selbst reproduzierende Gruppe armer Menschen am Rande der Gesellschaft (vgl. Goetze 1992: 97). Goetze weist allerdings darauf hin, dass die Einschätzung der „Underclass“-Analytiker*innen insofern pessimistischer ist, „als sie vermuten, daß die Problematik sich ständig verschärft, während die kulturorientierten Positionen subkulturelle Differenzen eher als Hindernis für Aufstiegsmobilität sehen, denn als Ursache für sozialen Abstieg“ (ebd.: 97). Anfang der 1990er Jahre entwickelte sich in der deutschen Forschungslandschaft aus diesen Anstößen eine eigenständige Debatte um Exklusion bzw. soziale Ausgrenzung. Insbesondere Martin Kronauer (1996; 2010) und Heinz Bude (z.B. Bude 2008; Bude/Willisch 2008b) griffen die die US-amerikanischen und französischen Ansätze auf.

Kronauer (1996: 60) geht davon aus, dass das Gemeinsame der Beiträge zum Thema „Exclusion“ und „Underclass“ vor allem in der Annahme besteht, dass Marginalisierung am Arbeitsmarkt und Ausschluss von Erwerbsarbeit in der heutigen hoch entwickelten kapitalistischen Gesellschaft für eine große Anzahl von Menschen mit gesellschaftlicher Isolation einhergehen. Dabei wird soziale Ungleichheit nicht länger primär anhand vertikaler Schicht- und Klassenunterschiede beschrieben, sondern vor allem durch eine prozesshafte Polarisierung von „Innen“ und „Außen“.³⁷ Ausgrenzung wird laut Kronauer dann zum Merkmal der Sozialstruktur, wenn die aufgezwungene Ausgrenzungsposition von den Betroffenen selbst reproduziert

37 Kronauer weist in späteren Texten darauf hin, dass die sozial Ausgeschlossenen durchaus noch innerhalb unserer Gesellschaft leben und daher im Grunde zugleich sozial ein- und ausgeschlossen sind (vgl. Kronauer 2010).

wird (vgl. ebd.: 66). Ähnliches findet sich auch in dem Konzept der „Überflüssigen“, wie es bei Bude ausführlich beschrieben wird (vgl. Bude/Willisch 2008b; Bude 2008).

Da Ausgrenzung immer auch auf ausgrenzende Akteurinnen und Akteure hinweist, ist der Begriff der Exklusion stärker politisch akzentuiert als beispielsweise der der Armut (vgl. Huster/Boeckh/Mogge-Grotjahn 2012: 14). Steffens (2008: 17) kritisiert diesbezüglich allerdings, dass sich der verwendete Exklusionsbegriff oftmals vor allem auf eine Selbstexklusion beziehe, welche die Verantwortung für den gesellschaftlichen Ausschluss letztlich auf das Individuum zurückwerfe. Daraus schließt er: „Zugehörigkeit zur ‚Allgemeinheit‘ bemisst sich nicht mehr nach vorab vorausgesetzter Wechselseitigkeit von Anerkennung, sondern nach der Marktfähigkeit der Individuen“ (ebd.). Dem wäre entgegenzuhalten, dass es der Exklusionsdiskussion weniger um individuelle Schuldzuweisungen geht, sondern überwiegend um eine kritische Rekonstruktion sozialer Ausgrenzungsmechanismen. Dabei wird der Blick nicht nur auf jene Personen gelenkt, die schon immer als gesellschaftliche Randgruppe betrachtet wurden, sondern auf eine heterogene Gruppe von Ausgeschlossenen. Als Ursache dessen wird nicht deren eigenes Unvermögen angesehen, sondern eine neue Unübersichtlichkeit und Entkoppelung im Verhältnis von Status, Qualifikation und Arbeitsmarkt. Eben diese Unsicherheiten und die durch den aktivierenden Arbeitsmarkt gestellte Forderung nach einer Marktfähigkeit des Individuums machen den Kern der Exklusionsdebatte aus. Armut wird dabei weniger als ein Mangel an Ressourcen, sondern vor allem als ein Mangel an gesellschaftlicher Teilhabe verstanden: „Exklusion verweist zum einen auf gesellschaftliche Instanzen (Strategien von Unternehmen, institutionelle Regelungen und Verfahrensweisen, soziales Verhalten), die Ausgrenzung bewirken. [...] Zum anderen lenkt er das Augenmerk auf die biographische Kumulation, das sukzessive Ineinandergreifen von Ausgrenzungsfolgen und -erfahrungen“ (Kronauer 2010: 19).

Positiv hervorzuheben ist die besondere Berücksichtigung sozialräumlicher Segregation innerhalb der Exklusionsdebatte. Das segregierte Leben in marginalisierten Quartieren ist demnach ein räumlicher Ausdruck des gesellschaftlichen Ausschlusses von Menschen in Armut. „Von Wohnungsnot betroffen sind zum Teil dieselben Gruppen, die bereits als Risikogruppen für Einkommensarmut bekannt sind: insbesondere kinderreiche Familien, alleinerziehende Mütter sowie – mit rückläufiger Tendenz – Kinder und Jugendliche“ (Geißler 2011: 211). Als Akteur*innen der Konsumtionssphäre des Wohnungsmarktes sind Menschen in Armut auf preisgünstige Wohnungen angewiesen. Insbesondere im Leistungsbezug sind sie dabei auf eine gewisse Mietobergrenze festgelegt (vgl. Farwick 2001: 61). Je niedriger das Einkommen, desto größer sind die Konkurrenz Nachteile auf dem Mietwohnungsmarkt. Demnach finden sich diejenigen Familien mit den geringsten

finanziellen Mitteln am ehesten in unattraktiven Stadtteilen wieder. Dies wird umso wahrscheinlicher, je länger der Verbleib in Armut andauert (vgl. Burkart 1998: 63f.).

Menschen in Armut sind aufgrund ihrer oft geringen Mobilität auf die Ressourcen ihrer unmittelbaren Umgebung angewiesen (vgl. Kronauer 2010: 207). Im Gegensatz zu den US-amerikanischen Gettos oder den französischen Banlieues können innerstädtische Armutsquartiere jedoch durchaus soziale Ressourcen bereitstellen und unterstützende Milieus herausbilden, die zwar keinen Ausstieg aus der Armut ermöglichen, aber das Leben mit ihr erträglicher machen (vgl. ebd.: 212f.). So vertreten beispielsweise Keim und Neef (2000: 248f.) die Annahme, dass das Ausmaß der sozialen Marginalisierung entscheidend durch die Ressourcen und Restriktionen der Stadtteilbewohner*innen beeinflusst wird. Einerseits kann das Quartier als Ressource zur Verbesserung und oder Sicherung der Lebensverhältnisse gesehen werden, indem es Sicherheit und emotionalen Rückhalt gibt. Andererseits kann es sozialen Abstieg bewirken, von informellen Ressourcen abschneiden oder die Selbsthilfefähigkeit seiner Bewohner*innen negativ beeinflussen.

Anders als es eine sich selbst reproduzierende „Kultur der Armut“ nahe legt, ist der Ausschluss armer und erwerbsloser Menschen in hohem Maße von gesellschaftlich gewährten Teilhabechancen abhängig. Die beschriebenen Mechanismen sozialer Exklusion führen letztlich dazu, dass Familien in denen sich Armut scheinbar „sozial vererbt“ als notwendiger gesellschaftlicher Ausschuss hingenommen werden, sind sie doch vermeintlich an ihrer eigenen Unfähigkeit gescheitert, sich den Erfordernissen des Marktes anzupassen. Der soziale Ausschluss geht dabei oft auch mit der sozialräumlichen Segregation armer Familien in marginalisierten Quartieren einher. Wie soziale Ausgrenzung von den Betroffenen selbst erfahren wird, wie sie sich auf deren Lebensgeschichten auswirkt und in die Familie hinein wirkt, konnte bisher allerdings nicht empirisch nachgezeichnet werden.

1.3.5 Armut als Lebensphase: Dynamische Armutsforschung

Einen zeitlich differenzierten Blick auf die große Vielfalt unterschiedlicher Biografien im Leistungsbezug liefert die in den 1990er Jahren parallel zur Exklusionsdebatte aufgekommene „dynamische Armutsforschung“.³⁸ Die Vertreter*innen der dynamischen Armutsforschung nehmen dabei einerseits Bezug auf die Diskussion um die Pluralisierung der Lebensstile (Schulze 1992) sowie auf die Individualisierung der Gesellschaft (Beck 2012) und beziehen andererseits Ansätze der Lebenslauforschung mit ein (z.B. Kohli

38 Der Exklusionsdiskurs und die dynamische Armutsforschung haben sich etwa zeitgleich entwickelt, ohne dabei aufeinander Bezug zu nehmen (vgl. Leisering 2008: 125).

1985; Voges 1987). Der dynamische Ansatz gehörte ab Mitte der 1990er Jahre zu den einflussreichsten Strömungen in der deutschsprachigen Armutsforschung. Ziel war die Rekonstruktion von „Sozialhilfekarrieren“ (Ludwig 1996), die Einblicke in biografische Verläufe von Armut geben und insbesondere den Ein- und Ausstieg aus Armut nachvollziehen. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde Armut vor allem in Querschnitterhebungen untersucht und überwiegend als Langzeitarmut wahrgenommen. Die dynamische Armutsforschung konnte erstmals verdeutlichen, wie heterogen die Gruppe der Leistungsbeziehenden ist, insbesondere was die Dauer des Leistungsbezuges anbelangt.

Federführend dabei waren vor allem die Arbeiten der Bremer Forscher*innengruppe um Stephan Leibfried und Lutz Leisering, die in einer Langzeitstudie 74 Sozialhilfeempfänger*innen über einen Zeitraum von sechs Jahren begleitete. Leibfried und Leisering et al (1995) untersuchten in ihren Arbeiten vor allem das subjektive Zeitempfinden Leistungsbeziehender und den Verbleib im Sozialhilfebezug. Dabei stellen sie heraus, wie der Sozialstaat Lebensläufe strukturiert und trotz einer neuen Unübersichtlichkeit biografische Kontinuität erzeugt. Sozialpolitik ist demnach in erster Linie Lebenslaufpolitik. Die Bremer Gruppe stellt fest, dass lediglich 11 % der Leistungsbeziehenden über einen Zeitraum von fünf Jahren dauerhaft Hilfen erhielten. Daraus schließen sie, dass Armut in Deutschland in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zeitlich begrenzt ist (vgl. ebd.: 83). Hinzugekommen sind jedoch neue Risiken, etwa in den Konsum-, Immobilien- und Finanzmärkten, welche die traditionellen sozialstaatlichen Mechanismen der Risikobewältigung an ihre Grenzen stoßen lassen. Insbesondere Familien scheinen durch diese „neuen Risiken“ gefährdet zu sein, die sozialstaatlich jedoch nur am Rande thematisiert werden (vgl. ebd.: 52f.).

Die Dauer und die biografische Bedeutung des Sozialhilfebezuges wurden erstmals systematisch von Petra Buhr (1995) untersucht. Kern von Buhrs Arbeit ist eine Kontrastierung, des in den 1990er Jahren noch weitgehend vernachlässigten Phänomens der Kurzzeitarmut mit dem der Langzeitarmut. Die Grundlage ihrer Untersuchung bilden neben den Daten der Bremer Langzeituntersuchung eine Reihe qualitativer Interviews mit Leistungsbeziehenden. Dabei sollte nicht nur deren „Problemgeschichte“ berücksichtigt, sondern auch ein Blick auf vorangegangene und parallel verlaufende biografische Abläufe geworfen werden (vgl. ebd.: 202f.). Buhr stellt fest, dass mit dem Wandel der Armutsbevölkerung (vgl. Kap. 1.3.3) auch ein Wandel der sozialen Mobilität einherging. Zudem ließ sich nachweisen, dass sowohl die Dauer von Armut, als auch der konkrete Umgang mit Armut, die subjektive Wahrnehmung der Dauer und die biografische Bilanzierung der Armutsphase individuell sehr stark variieren (vgl. ebd.: 202-223). Als Haupt-

ursachen des Sozialhilfebezugs macht sie vor allem Arbeitslosigkeit, aber auch „familiäre Ursachen“, wie etwa den Wegfall des Hauptnährers aus (vgl. ebd.: 120f.).

Monika Ludwig (1996), eine weitere wichtige Vertreterin der dynamischen Armutsforschung, gibt in ihrer biografisch-lebenslaufbezogenen Arbeit erstmals Aufschluss über oben bereits genannte „Sozialhilfekarrieren“. Mit ihrem Karrierekonzept knüpft sie an ältere devianzsoziologische Traditionen an, entwickelt daraus jedoch ein offenes Modell von Armutskarrieren, in denen nicht die Verfestigung von Armut rekonstruiert wird, sondern auch Wege des Ein- und Ausstiegs. Anhand quantitativer und qualitativer Daten kann sie aufzeigen, dass eine Armutskarriere nicht zwangsläufig auf ein Ende hinausläuft, sondern prinzipiell offen bleibt. Kritische Familienkarrieren werden dabei als lediglich einer von insgesamt drei sozialstrukturellen Abstiegstypen der Armutskarriere gefasst (vgl. ebd.: 156). Laut Ludwig verbleiben nur sehr wenige Familien tatsächlich länger in der Sozialhilfe. Familien langzeitbeziehender Personen stellen demnach auch unter den Leistungsbeziehenden eine Randgruppe dar, in der sich Armut massiv verfestigt (vgl. ebd.: 149-156). Darüber hinaus ergeben sich insgesamt fünf idealtypische (Selbst-)Hilfekonzepte von Menschen in Armut, angefangen bei den „ewigen Verlierern“, bis hin zu den „aktiven Gestaltern“.

Hervorgehoben werden sollen zudem insbesondere zwei Veröffentlichungen von Vera Sparschuh (2008; 2013), die ebenfalls am ehesten in den Kontext der dynamischen Armutsforschung eingeordnet werden können. Anhand einer biografischen Untersuchung zu Drei-Generationen-Familien im nordöstlichen Teil Deutschlands widmet sich Sparschuh (2008) der Dynamik von Armut im ländlichen Raum. Ihre im Rahmen des DFG-Projekts „Armutsdynamik im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns“ angestellten Überlegungen weisen eine inhaltliche Nähe zu dem Fokus der vorliegenden Arbeit auf. Das Sample wurde vor allem durch eine sogenannte Fokusgeneration³⁹ bestimmt, die sich durch Arbeitslosigkeit und Mangelsituationen nach 1990 auszeichnet. Untersuchungsschwerpunkt ist das Verhältnis von Armut und Generation (vgl. ebd.: 177). Dabei zeigt sich, dass insbesondere in bildungsfernen Familien biografische Entwicklungen und Probleme als schicksalhaft und der Einflussnahme entzogen wahrgenommen werden. Zugleich wird der Umgang mit Arbeitslosigkeit wesentlich durch familien-spezifische Traditionen bestimmt, die in der Region verankert sein können, aber auch durch gesellschaftliche Großereignisse verändert werden (vgl. ebd.: 190f.). Exemplarisch steht dafür der von Sparschuh als „Schicksalstyp“ bezeichnete Typus. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, dass insbesondere bildungsferne Familien in einen Erklärungsfatalismus geraten, demzufolge biografische Entwicklungen und bürokratische Strukturen als undurchschau-

39 Sparschuh (2008) bezeichnet damit die Generation ihres Samples, der ihr Hauptaugenmerk gilt.

bar wahrgenommen werden und sich der Einflussnahme entziehen (vgl. Sparschuh 2013).⁴⁰ Zwar stehen der ländliche Raum und die Folgen der Transformationsprozesse in den Neuen Bundesländern im Fokus ihrer Arbeit, wohingegen Familien, die über mehrere Generationen im Leistungsbezug verbleiben, nur einen Teilaspekt ausmachen, Sparschuh kann jedoch als eine von wenigen Autor*innen aufzeigen, wie sich aus der biografischen Untersuchung von Mehrgenerationenfamilien in Armut lohnenswerte Erkenntnisse ziehen lassen.

Die Vertreter*innen des dynamischen Ansatzes haben die Vorteile einer lebenslaufbezogenen und biografischen Betrachtungsweise verdeutlicht und für gängige Fehlinterpretationen von Langzeitarmut sensibilisiert. Inwieweit man von einer Armutsdynamik sprechen kann, hängt allerdings immer davon ab, welchen Armutsbegriff man verwendet. So ist beispielsweise Lewis Cosers (1992: 37) Feststellung, dass nur Menschen, die über längere Zeit in Armut leben, sich auch tatsächlich mit dieser identifizieren können, und Personen, die vorübergehend in Armut leben, in der Regel Anwärter*innen auf ihren früheren sozialen Status bleiben, durchaus zutreffend.⁴¹ Fokus meiner Arbeit ist jedoch gerade die verfestigte Armut, die in der dynamischen Armutsforschung eher als Randphänomen gehandhabt wird. Zudem rücken Fragen der Dynamik von Armut in den Hintergrund, da sich das Sample bewusst auf Personen beschränkt, die über mehrere Generationen in Armut verweilen. Dass der Großteil der Betroffenen nur kurzzeitig in Armut lebt, macht die Auseinandersetzung mit den zahlenmäßig geringen Fällen von Langzeitarmut keineswegs weniger dringlich. Das geschärfte Bewusstsein um den Prozesscharakter und die Dynamik von Armutskarrieren hilft allerdings die Frage zu klären, was manche Familien länger in Armut hält als andere.

1.3.6 *Weitere aktuelle Armutsdiskurse*

Neben den bereits genannten Forschungstraditionen bezieht sich eine Vielzahl weiterer aktueller Armutsdiskurse mehr oder weniger direkt auf die Thematik von Armut und der Verfestigung von Armut in Familien. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit ein vollständiges Bild all dieser theoretischen Strömungen zu zeichnen ist nur schwer möglich und hilft zudem kaum

40 Weitere vergleichbare Typen aus dem Projekt wurden bisher nicht publiziert. Es handelt sich daher um ein noch un abgeschlossenes Konzept.

41 Dass sich auch Personen, die über mehrere Jahre in Armut leben, als Anwärter*innen auf ihren früheren Status verstehen, zeigt sich in der vorliegenden Untersuchung (vgl. Kap. 3.2.1). Grundsätzlich kann jedoch davon ausgegangen werden, dass kurze Phasen der ökonomischen Deprivation eine andere Qualität für die Betroffenen aufweisen, als ein dauerhafter Verbleib in Armut.

bei der Präzisierung des Forschungskontextes. Im Folgenden soll daher lediglich eine stark fokussierte Auswahl erfolgen, die sich auf die spezielle Situation armer Familien konzentriert.

Seit dem Inkrafttreten der Hartz-Reformen erhielt das Thema Kinderarmut im öffentlichen und medialen Diskurs vermehrt Aufmerksamkeit (vgl. Butterwegge 2015: 279ff.).⁴² Dementsprechend nimmt die Problematik der Kinderarmut auch im Kontext der aktuellen Armutsforschung einen großen Stellenwert ein.⁴³ Die „Infantilisierung der Armut“ (Hauser 1997: 76) verweist dabei auf die gesamtgesellschaftlich gewachsene soziale Ungleichheit und die Verwundbarkeit von Familien. Kinderarmut resultiert i.d.R. aus Familienarmut, die zumeist die Erwerbslosigkeit der Eltern als Ausgangspunkt hat (vgl. Chassé/Zander/Rasch 2010: 16). Neben der Erwerbsbeteiligung der Eltern und deren Bildungsniveau ist die sozioökonomische Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen auch durch deren Anzahl und Alter sowie die jeweilige Familienform bedingt (vgl. Peuckert 2008: 355). Finanzielle Problemlagen wirken sich dabei vor allem indirekt auf die Entwicklung von Kindern aus, da sie über Veränderungen im „Familienklima“ vermittelt werden, „d.h. über Belastungen in den Beziehungen und Interaktionen zwischen den Eltern und zwischen Eltern und Kindern“ (Walper 1997: 275). Insgesamt kann somit von einem engen Zusammenhang zwischen der Thematik der Armut von Familien und der Forschung zum Thema Kinderarmut ausgegangen werden.

Die Zahl der Arbeiten, die sich dem Thema der Kinderarmut widmen, hat in den letzten Jahren stetig zugenommen. Dabei befassen sich diese überwiegend mit den Ursachen und Folgen von Armut für Kinder und möglichen Bewältigungsstrategien (vgl. Holz 2010: 88f.). Die Folgen früher Armuts-erfahrungen von Kindern werden unter anderem von Holz (2006; 2008; 2010) behandelt. Eine Folge langwieriger Armutserfahrungen im Kindes- und Jugendalter besteht beispielsweise in einem erhöhten Risiko multipler Deprivation, „also von deutlichen Unterversorgungs- und Mangellagen in gleich mehreren Armutsdimensionen“ (Benz 2012: 439). Kinder und Jugendliche zeigen (auto-)aggressives Verhalten, ziehen sich zurück, fliehen in Scheinwelten oder Süchte, verweigern jegliche Leistung oder bemühen sich früh um ökonomische Selbstständigkeit (vgl. ebd.). Nicht zuletzt sind Kinder in Armut häufiger gesundheitlichen Belastungen und schlechter Ernährung ausgesetzt (vgl. Walper 1997: 273). Andrá (2000: 279) hält zudem fest, dass Kinder in Schule und Bekanntenkreis nur sehr eingeschränkt über Armut

42 Butterwegge (2000: 50ff.) kritisiert daran vor allem die Aufteilung in „würdige“ und „unwürdige“ Arme. Das Kind nehme in der öffentlichen Diskussion über Armut geradezu Fettschcharakter an, wohingegen erwachsene Erwerbslose vor allem selbst für ihr Schicksal verantwortlich gemacht würden.

43 Einen guten Gesamtüberblick über das Thema der „Kinderarmut in Deutschland“ bietet der gleichnamige Sammelband von Butterwegge (2000).

sprechen können, da diese ein Tabuthema ist, welches nur bei engen Vertrauenspersonen zur Sprache kommt. Dabei sind sie einerseits darum bemüht, das Thema nicht nach außen dringen zu lassen, haben aber andererseits das Bedürfnis sich zu offenbaren und dennoch angenommen zu werden.

Bewältigungsstrategien von Kindern angesichts eines Lebens in Armut kommen unter anderem bei Walper (2001) und Chassé, Zander, Rasch (2010) in den Blick. Wie stark das Fehlen finanzieller Mittel die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen beeinflusst, hängt demnach beispielsweise davon ab, über welche weiteren Ressourcen diese verfügen, mit denen die nachteiligen Konsequenzen abgefangen werden können (vgl. Walper 1997: 277). Ganz allgemein steht die Frage nach den Ressourcen, die Kinder angesichts eines Aufwachsens in Armut entwickeln, häufiger im Raum (vgl. Holz/Skoluda 2003; Richter/Holz/Altgeld 2004). Holz (2010: 104ff.) stellt diesbezüglich fest, dass insbesondere ein zweckmäßiges elterliches Bewältigungshandeln einen wichtigen Schutzfaktor für das Aufwachsen von Kindern in Armut darstellen kann. Fehlen Familien hingegen die notwendigen Ressourcen, um Kindern ein Aufwachsen in Wohlergehen zu ermöglichen, so wird eine Unterstützung durch außerfamiliäre Förderangebote umso wichtiger.

Zusammenfassend konnte die Forschung zum Thema Kinderarmut mehrfach belegen, wie wichtig es ist, vor allem die jüngsten Mitglieder unserer Gesellschaft vor Armut zu schützen. Auch konnte aufgezeigt werden, welche Formen der Unterstützung Kinder benötigen, um trotz Armut kindgerecht aufwachsen zu können. Welche Auswirkungen das Aufwachsen in einer armen Familie langfristig auf die Biografie eines Menschen haben kann, kam dabei allerdings bisher nicht in den Blick.

In enger Verbindung zum Thema Kinderarmut wird ein weiterer Schwerpunkt der aktuellen Armutforschung auf den Zusammenhang von (formaler) Bildung und Armut gelegt. Ausgangspunkt dessen waren vor allem die PISA Studien der vergangenen Jahre. Bereits in der ersten PISA Studie von 2000 wurde offensichtlich, dass das Leistungsniveau von Schüler*innen in Abhängigkeit von deren sozioökonomischem Hintergrund variiert (vgl. Kuhlmann 2012: 355). Demnach geht materielle Armut oft mit einem Mangel an Bildung einher, der Kindern einen Ausstieg aus der Armut massiv erschwert. Die sogenannte „Bildungsarmut“ kann einerseits als „Zertifikatarmut“ beschrieben werden, die durch eine abgebrochene Schullaufbahn und fehlende berufsqualifizierende Abschlüsse gekennzeichnet ist. Andererseits wird Bildungsarmut insbesondere infolge der PISA-Studien als „Kompetenzarmut“ verstanden (vgl. Allmendinger/Leibfried 2003: 14). Demnach verfügen fast ein Viertel aller 15-Jährigen nur über stark eingeschränkte Lesekompetenzen und sind lediglich dazu in der Lage, auf Grundschulniveau zu rechnen. Diese „kompetenzschwachen“ Schüler*innen stammen überproportional aus Unterschichten- und Migrant*innenfamilien (vgl.

Edelstein 2006: 126ff.). Kompetenzarmut ist sowohl eine Folge schulischen Versagens als auch von Prozessen sozialer Reproduktion innerhalb von Familien.

Der Schwerpunkt der Forschung zum Thema Bildungsarmut liegt überwiegend auf dem Zusammenhang von Schule, Bildung und Armut. „Arme Kinder werden nicht nur insgesamt häufiger vom Schulbesuch zurückgestellt, sondern auch bei vergleichbarer Ausgangslage bzw. dem gleichen Maß an ‚Auffälligkeiten‘ haben sie geringere Chancen für einen regulären Wechsel in die Regelschule als nicht-arme Kinder“ (Holz 2008: 76). Diesbezüglich wurde festgestellt, dass schon der Weg durch die Grundschule für Kinder in Armut oftmals verlangsamt ist. Knapp 30 % der armen Kinder – im Gegensatz zu 8 % der nicht-armen Kinder – wiederholen in der Grundschule mindestens einmal eine Klasse. Je länger sie in Armut verbleiben, desto höher ist das Risiko des Sitzenbleibens (vgl. ebd.: 85). Eine mögliche Ursache dessen könnte darin liegen, dass arme Kinder oftmals einen Habitus teilen, der von den Lehrkräften kaum von kognitiver und/oder motivationaler Bedürftigkeit zu unterscheiden ist. Nicht selten werden daher die Folgen von Deprivation mit mangelnder Intelligenz verwechselt (vgl. Edelstein 2006: 120).

Insgesamt weisen die Beiträge zum Thema Bildungsarmut eine große Nähe zum Thema der Kinderarmut auf. Sie betonen vor allem den Zusammenhang zwischen Bildung und Armut. Strukturelle Bedingungen jenseits des Bildungsweges, die einen Einfluss auf das Leben und den Verbleib in Armut haben, werden dabei allerdings meist nur am Rande berücksichtigt. Auch der nachschulische Zusammenhang von Armut und Bildung spielt hierbei nur eine untergeordnete Rolle. Welchen Einfluss Bildung lebensgeschichtlich für die Entstehung und familiäre Reproduktion von Armut haben kann, kommt dadurch kaum in den Blick.

Dass Erwerbstätigkeit zunehmend mit Armut einhergeht, wird vor allem in der aktuellen Prekaritätsdebatte behandelt. Als Ursache dessen wird in Deutschland und ähnlichen Industriestaaten oftmals ein Umbau des keynesianischen Wohlfahrtsstaates zum deregulierten Leistungsstaat unterstellt (vgl. Seifert 2009: 32f.; Mohr 2009: 50f.). In diesem Kontext komme es insgesamt zu einer wachsenden Unsicherheit und Deregulierung der Arbeitswelt, von der vor allem Personen mit geringer und mittlerer Bildung betroffen sind. Robert Castel (2008) zeichnete bereits 1980 für die französische Gesellschaft eine Metamorphose der sozialen Frage⁴⁴ nach und stellte in diesem Zusammenhang eine zunehmende Entkopplung und Verwundbarkeit prekär be-

44 Zentral für die soziale Frage waren demnach ursprünglich die mit der industriellen Revolution einhergehenden Unsicherheiten für die Mehrheit der Lohnabhängigen. Castel (2008: 64) geht jedoch davon aus, dass bereits im 12. Jahrhundert Phänomene sozialer Deklassierung und Unterbeschäftigung bekannt waren. Die heutigen neuen Unsicherheiten der Lohnarbeit sind demnach nicht gänzlich neu, sondern sind Teil eines ständigen Wandels (Metamorphose) der Arbeitsgesellschaft.

schäftigter Personen fest. Castel verdeutlicht dabei die integrierende Funktion der Lohnarbeit und beschreibt die zunehmende Entkopplung all derjenigen, die mit Unsicherheiten im Erwerbsleben konfrontiert sind. Folgt man Castels Modell des Arbeitsmarktes, so ist die Arbeitswelt heute in vier Zonen unterteilt: „[D]ie Zone der Integration, die Zone der Verwundbarkeit, die Zone der Fürsorge und die Zone der Exklusion oder vielmehr der Entkopplung“ (ebd.: 360f.). Insgesamt attestiert Castel der Familie eine zunehmende Verwundbarkeit und insbesondere jenen Familien, die aufgrund ihres geringen sozialen Status und wirtschaftlicher Prekarität zu Empfänger*innen von Sozialleistungen geworden sind (vgl. ebd.: 361f.).⁴⁵

Eine erwähnenswerte Studie bezüglich der Prekaritätsthematik, die sich unter anderem auf qualitative Interviews stützt, wurde von der Jenaer Forscher*innengruppe um Klaus Dörre et al. (2013) verfasst. Diese setzen sich vor allem mit den Auswirkungen der Sozialgesetzgebung nach 2005 und den Erwerbsorientierungen von Menschen im Leistungsbezug auseinander. Dörre et al. gehen von insgesamt vier Grundthesen aus. (1) Die Prekarisierungsthese besagt, dass die aktivierende Arbeitsmarktpolitik ehemalige Langzeiterwerbslose zwar aktiviert, aber in atypische, prekäre und kurzfristige Beschäftigungsverhältnisse drängt (vgl. ebd.: 33), die oftmals nicht ausreichen, um den Lebensunterhalt selbstständig zu finanzieren. (2) Gemäß der Wettkampfhese wird Erwerbslosigkeit zu einer Bewährungsprobe, in der Arbeitsuchende ihre Respektabilität beweisen müssen (vgl. ebd.: 38f.). (3) Die Normativitätsthese geht wiederum davon aus, dass Erwerbsorientierungen auf einem starken normativen Fundament aufbauen und daher auch in der Erwerbslosigkeit relativ stabil bleiben (vgl. ebd.: 40). Insgesamt stießen Dörre et al. auf drei übergeordnete Typen der Erwerbsorientierung: „Um-Jeden-Preis-Arbeiterinnen“, „Als-Ob-Arbeiterinnen“ und „Nicht-Arbeiterinnen“. (4) Die Unterschichtenthese besagt schließlich, dass sich Menschen, die länger unter der Grenze gesellschaftlicher Respektabilität leben, einen eigenen „Überlebenshabitus“ aneignen (vgl. ebd.: 43f.).

Eine der wenigen Untersuchungen bezüglich der biografischen Relevanz prekärer Arbeit wurde von Daniela Schiek (2010) veröffentlicht. Diese stellt fest, dass prekäre Arbeit den gesamten Lebensentwurf gefährden kann und die Betroffenen dazu bewegt, ihre biografische Orientierung an Erwerbsarbeit infrage zu stellen. Prekär Beschäftigte werden dadurch zu Aktivist*innen der Normalbiografie, die sich aktiv um eine solche bemühen müssen. Wie die Biograf*innen ihre prekäre Beschäftigung einordnen, ist letztlich von ihrer sozialstrukturellen Positionierung und der zu erwartenden Dauer der Prekarität abhängig (vgl. ebd.: 141-147). Eine Bezugnahme auf den familialen Umgang mit der prekären Erwerbssituation findet sich dabei allerdings nur am Rande.

45 Auch im Kontext der deutschen Exklusionsdebatte (vgl. Kap. 1.3.4) wurden Castels Thesen eingehend diskutiert.

Auf Familien in der Prekarität geht eine Studie basierend auf der Datelage des DJI Familiensurveys von 2001 ein (vgl. Bien/Weidacher 2004). Unter Prekarität wird dabei allerdings in erster Linie nicht die Unsicherheit eines Beschäftigungsverhältnisses oder eine aktuelle Notlage verstanden, sondern eine Position knapp oberhalb der Armutsgrenze. Die Autoren stellen fest, dass insgesamt etwa 37% der Familien mit minderjährigen Kindern während des Untersuchungszeitraums in Armut lebten (vgl. ebd.: 232). Als Folge der unsicheren Lebenslage waren die Familien anfälliger für Problemsituationen, als der Durchschnitt der Bevölkerung, wie etwa: Probleme die eigene Wohnung im Winter ausreichend zu beheizen, die Miete regelmäßig zu bezahlen, ärztliche Behandlungen zu finanzieren oder neue Möbel anzuschaffen (vgl. ebd.: 234). Familien in prekären Lebenslagen waren zudem häufig gesundheitlichen Risiken ausgesetzt und verfügten über kleinere soziale Netze als Familien mit einem höheren Einkommen (vgl. ebd.: 237f.). Wie das Leben in der Prekarität individuell bearbeitet wird, konnte allerdings im Rahmen der Untersuchung ebenso wenig berücksichtigt werden wie die Frage danach, inwieweit es zu einer sozialen Reproduktion prekärer Einkommensverhältnisse kommt.

Betrachtet man die aktuell diskutierten Armutskonzepte zusammenfassend, so fällt auf, dass einerseits die Folgen von familialer Armut im Fokus stehen (Kinderarmut, Bildungsarmut) und andererseits die strukturellen Ursachen von Armut vielfältiger geworden sind (Prekaritätsdebatte). Wie die im Wandel begriffenen strukturellen Gegebenheiten biografisch mit der intergenerationalen sozialen Reproduktion von Armut zusammenhängen, wurde bisher jedoch noch nicht umfassend thematisiert. In den Biografien der Betroffenen fallen familiäre und externe Einflüsse zwangsweise zusammen. Diese gilt es in den Blick zu nehmen, möchte man den Ursachen und Zusammenhängen der generationenübergreifenden Reproduktion von Armut nachspüren.

1.3.7 Zusammenfassung

Betrachtet man die Theorietraditionen der Armutsforschung, so wird erkennbar, dass diese oftmals eng mit den historischen Gegebenheiten ihres Entstehungskontextes verbunden sind. Während die These einer „Kultur der Armut“ in Deutschland vor allem im Rahmen der Randgruppenforschung der 1970er Jahre Beachtung fand, wurde das Armutfallentheorem vor dem Hintergrund der öffentlichen Debatten um Sozialmissbrauch aufgegriffen. Als Hochphase biografischer Ansätze in der Armut- und Arbeitslosigkeitsforschung können die 1980er Jahre gelten, in denen dem damals „neuen“ Phänomen der Massenarbeitslosigkeit nachgespürt wurde. In den 1990er Jahren ließ sich wiederum eine Spaltung der Gesellschaft beobachten, die in

der Exklusionsdebatte ihren Ausdruck fand. Andererseits formierte sich auch eine gegenläufige Forschungsrichtung, die es sich zum Ziel machte, die Zeitlichkeit und Dynamik von Armut zu untersuchen. Auch hier bedienten sich mehrere Untersuchungen eines biografischen Ansatzes. Dieser wurde jedoch meist nur ergänzend verwendet und bezog sich überwiegend auf Einzelpersonen, ohne den familialen Hintergrund zu berücksichtigen. Aktuell wird einerseits eine zunehmende Prekarisierung des Erwerbssektors beschrieben, die mit einer Abkopplung großer Teile der Bevölkerung einhergeht. Andererseits befasst sich die pädagogische Armutforschung damit, welche Folgen sich aus dem Aufwachsen in Armut für Kinder ergeben und wie ökonomische Deprivation und Bildungsarmut zusammenhängen.

Insgesamt befindet sich die Armutforschung in Deutschland nach wie vor in Bewegung, konnte bisher jedoch eher einseitige Erklärungsmodelle für die soziale Reproduktion von Armut anbieten. Dies hängt möglicherweise auch damit zusammen, dass sich Forschungsstränge mit teilweise identischen Untersuchungsgegenständen kaum aufeinander beziehen. So ist beispielsweise die gegenseitige Wahrnehmung von Armuts-, Ungleichheits- und Arbeitslosigkeitsforschung nur punktuell zu erkennen. Als Folge dessen werden die Lebensumstände armer Menschen oft mit den Ursachen von Armut gleichgesetzt. „Damit wird unterstellt, daß Merkmale, die charakteristisch für die Armutpopulation sind, nicht durch die Armut bedingt sind, sondern diese hervorrufen“ (Hauser/Neumann 1992: 250). Eine biografische Perspektive kann eine Möglichkeit darstellen, diesen Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erhellen. Zudem erlaubt ein theoriegenerierendes Verfahren, wie es im Folgenden vorgestellt wird, eine Auseinandersetzung mit Familien in Armut, die nicht bloß einer einzigen Theorietradition verpflichtet ist. Vielmehr erweist sich erst in der Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten der interviewten Personen, welche Aspekte der vorgestellten Armutstheorien Berücksichtigung finden müssen.

2. Forschungsdesign

Das folgende Kapitel soll begründen, weshalb der umschriebene Forschungsgegenstand aus einer rekonstruktiven und biografischen Perspektive in den Blick genommen wurde und welches konkrete Forschungsdesign daraus resultiert. Biografieforschung als Teil qualitativer Sozialforschung bezeichnet kein eindeutiges methodisches Vorgehen, sondern ist eine Sammelbezeichnung für Forschungsansätze, deren Gemeinsamkeit in der Betrachtung lebensgeschichtlicher Konstrukte besteht. Biografieforschung ist dabei immer auch pädagogische Forschung, insofern „Lebensgeschichten zuerst einmal Lerngeschichten“ (Krüger/Deppe 2010: 62) sind. Vor allem aber ist Biografieforschung interdisziplinär ausgerichtet (vgl. Völter et al. 2005), was insbesondere dem über das Pädagogische hinausgehenden Forschungsinteresse dieser Arbeit entgegen kommt. Auf eine detaillierte Darstellung der grundlegenden Methodologie und Methode biografisch-rekonstruktiver Forschung wird in diesem Kapitel verzichtet, da diese mittlerweile zum gängigen Repertoire der Biografieforschung zählt und mehrfach in den einschlägigen Werken veranschaulicht wurde (vgl. z.B. Krüger/Marotzki 1999; Flick 2007; Rosenthal 2008; Lamnek/Krell 2010). Der Fokus soll vielmehr zunächst auf dem Mehrwert eines biografisch-rekonstruktiven Ansatzes im Hinblick auf die Fragestellung dieser Arbeit liegen. Daran anschließend wird der Zugang zum Forschungsfeld beschrieben sowie das Sample der Untersuchung und das Vorgehen in der Interviewsituation. Abschließend wird das Auswertungsverfahren im Hinblick auf den konkreten Forschungsgegenstand nachvollzogen. Dabei wird, ausgehend von der biografischen Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal (1995; 2008), das Verfahren der theorieorientierten Fallrekonstruktion nach Ingrid Miethe (2011; 2014; 2015) vorgestellt. Da es sich dabei um einen relativ neu entwickelten methodischen Ansatz handelt, soll dieser insbesondere hinsichtlich seiner innovativen Potenziale betrachtet werden.

2.1 Der biografisch-rekonstruktive Ansatz

Als biografisch angelegte Untersuchung ist die vorliegende Arbeit im Bereich der rekonstruktiven Sozialforschung⁴⁶ zu verorten. Die von Glaser und

46 Häufig wird statt „rekonstruktiver Sozialforschung“ die Bezeichnung „qualitative Sozialforschung“ verwendet. Ich habe mich im Rahmen dieser Arbeit für den Begriff der „rekonstruktiven Sozialforschung“ entschieden, da dieser die Unterscheidung zwischen hypothesenprüfenden und rekonstruktiven/interpretativen Verfahren deutlicher hervorhebt.

Strauss (2010) entwickelte Grounded Theory kann als methodologische Grundlage der heutigen rekonstruktiven Sozialforschung angesehen werden.⁴⁷ Zu deren Grundprämissen zählen eine Theoriebildung am Untersuchungsgegenstand und die prinzipielle Offenheit gegenüber Emergenzen über den gesamten Forschungsprozess hinweg. Eine Grounded Theory ist in diesem Sinne „kein perfektes Produkt, sondern in permanenter Entwicklung begriffen“ (ebd.: 49). Dabei wird deutlich, dass, neben der Offenheit für Emergenzen, eine große theoretische Sensibilität gefordert ist. In eine ähnliche Richtung zielen die im deutschsprachigen Raum erstmals von Christa Hoffmann-Riem (1980) beschriebenen Prinzipien der Offenheit und Kommunikation. Ebenso wie die Grounded Theory impliziert das Prinzip der Offenheit einen reflektierenden Umgang mit den eigenen Vorannahmen und eine am Untersuchungsgegenstand ausgerichtete Hypothesenbildung. Das Prinzip der Kommunikation ist relevant, da es den Umstand hervorhebt, dass bedeutungsstrukturierende Daten nur gewonnen werden können, wenn die Kommunikationsbeziehung dem kommunikativen Regelsystem des Forschungssubjekts Rechnung trägt (vgl. ebd.: 346). Ausgehend von diesen Prämissen rekonstruktiver Sozialforschung stellt sich die Frage, weshalb gerade solch ein Ansatz geeignet ist, sich mit den Lebensgeschichten von Familien im Leistungsbezug auseinanderzusetzen.

Für einen rekonstruktiven und biografischen Ansatz spricht vor allem, dass die Thematisierung von Erwerbslosigkeit und Leistungsbezug einem gesellschaftlichen Tabu unterliegt, das kommunikativ nur schwer durchbrochen werden kann. Die Stärke eines rekonstruktiven Forschungsansatzes besteht darin, auch latente Sinnstrukturen mit einzubeziehen und argumentative Konstruktionen offenzulegen. Schon in den Marienthaler-Studien wurde festgestellt, dass es Menschen leichter fällt, Phasen der Arbeitslosigkeit im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen zu thematisieren (vgl. Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975: 26f.). Erwerbsarbeit nimmt heute als Identifikationsquelle eine große Rolle ein. Unser Selbstbild, wird häufig dadurch bestimmt, welche (berufliche) Position bzw. Funktion wir gesellschaftlich einnehmen. Zudem kommt der beruflichen Laufbahn im Rahmen der „Normalbiografie“ eine große Rolle zu, an der sich der oder die Einzelne nach wie vor messen muss (vgl. Reissig 2010: 47). Der enge Zusammenhang von Erwerbsleben und Biografie zeigt sich auch daran, dass sich Lebensgeschichten immer im Zusammenspiel zwischen subjektiven Konstruktionen und institutionellen Programmen des Lebenslaufes konstituieren (vgl. Kohli 1985: 19ff.). Weist der institutionelle Lebenslauf Brüche auf, so ist dies im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen erklärungsbedürftig. Es ist daher naheliegend, dass sich aus den Erzählungen der Betroffenen Informationen über die biografi-

47 Gelegentlich wird im Deutschen auch die Bezeichnung „gegenstandsbezogene Theoriebildung“ verwendet. Da diese Übersetzung durchaus strittig ist, wird im Rahmen dieser Arbeit der englische Begriff „Grounded Theory“ bevorzugt.

sche Bedeutung von Erwerbslosigkeit und Leistungsbezug ableiten lassen, selbst wenn diese nicht explizit angesprochen werden. Dabei lassen sich Phasen der finanziellen Abhängigkeit als Bestandteil des Lebensvollzugs und nicht lediglich als isolierte Phänomene betrachten.

Ein weiterer Vorteil des biografisch fallrekonstruktiven Ansatzes ist die Möglichkeit, etwas über die subjektiven Sinndeutungen von Leistungsbeziehenden zu erfahren. Dies eröffnet einen Einblick in die Zusammenhänge von Individuum und Gesellschaft im Lebensvollzug. „Die individuelle Geschichte eines Menschen und die kollektive Geschichte, die subjektiven und die kollektiven Wirklichkeiten, durchdringen sich wechselseitig“ (Rosenthal 2008: 172). Lebensgeschichten stellen eine Verbindung von Makro-, Meso- und Mikroperspektive dar, insofern sie nicht nur rein subjektiv sind, sondern als sozial erzeugte Konstrukte immer auch auf die Umstände des Lebens verweisen. Dabei hängen die jeweiligen biografischen Inhalte stark von der Perspektive der einzelnen Person ab und sind zudem auf die erzählbaren Bereiche des Lebens beschränkt. „Das gelebte Leben und das textlich dargestellte Leben, das erzählte Leben, sind verschieden, auch wenn sie irgendwie zusammenhängen“ (Fischer-Rosenthal 1996: 151). Die biografische Rekonstruktion macht es daher notwendig, nicht nur das alltägliche Leben zu berücksichtigen, sondern auch historische Großereignisse, wie in diesem Falle die Hartz-Reformen oder Wirtschafts- und Finanzkrisen. Eine solche Perspektive erlaubt es, den individuellen Umgang mit dem Wandel der Sozialgesetzgebung und den diversen Veränderungen des Arbeitsmarktes nachzuvollziehen. Zugleich ermöglicht sie einen Einblick, wie es Leistungsbeziehenden gelingt, ihre Lebensgeschichten angesichts dieser Umstände sinnhaft aufzuladen.

2.2 Der Zugang zum Feld

Die Art und Weise der Kontaktaufnahme sowie die Interaktion mit den einzelnen Akteur*innen im Feld haben eine große Aussagekraft über das Feld selbst. Dementsprechend wurde das Vorgehen ständig protokolliert und reflektiert. Nach jedem Kontakt wurden Feldnotizen bzw. Memos angefertigt, in denen Informationen zu Ort, Zeit, Personen, emotionalen Eindrücken, Organisatorischem und allen Erlebnissen in chronologischer Reihenfolge notiert wurden. Die angefertigten Notizen dienten zum einen als Grundlage für das theoretische Sampling, welches weiter unten ausführlicher beschrieben wird, zum anderen sollten sie mich im direkten Anschluss an die jeweiligen Kontakte für das Geschehen und die Interaktion im Feld sensibilisieren. Entsprechend den Empfehlungen von Rosenthal (2008: 92f.)

orientierten sich die Gesprächsnotizen dabei bereits an den Kriterien einer Fallrekonstruktion, indem zwischen feststehenden biografischen Daten und der Art und Weise ihrer Darstellung im Interview unterschieden wurde.

Zu Beginn der ersten Feldphase kontaktierte ich Institutionen, von denen anzunehmen war, dass sie mit Leistungsbeziehenden in Kontakt stehen. Ich wendete mich an die Tafeln, die Diakonie, die Caritas, an Einrichtungen der Gemeinwesenarbeit und Einrichtungen zur Qualifizierung von Langzeiterwerbslosen. Schnell stellte sich heraus, dass es zum Teil große Vorbehalte gegenüber meinem Forschungsvorhaben gab. Insbesondere Sozialarbeiter*innen waren bei der Kontaktaufnahme eher abweisend und äußerten Befürchtungen, dass meine Untersuchung ihren Klient*innen schaden könnte.⁴⁸ Seitens der Jobcenter und der Agenturen für Arbeit wurde von vorneherein klargestellt, dass eine Vermittlung an mögliche Interviewpartner*innen aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht möglich sei. Zur Erklärung wurde häufig auf negative Erfahrungen mit der journalistischen Berichterstattung hingewiesen. Auch meine Versuche, diesen Vorbehalten durch unterschiedliche Arten der Kontaktaufnahme zu begegnen, blieben weitgehend erfolglos. Die meisten Gesprächstermine kamen letzten Endes über persönliche Kontakte im Bereich der Sozialen Arbeit zustande.

Ergänzend zu der Kontaktaufnahme über Gatekeeper, bemühte ich mich, um einen direkten Zugang zu geeigneten Interviewpartner*innen. Zu diesem Zweck suchte ich eine Reihe von Arbeitsloseninitiativen auf und nahm an deren Treffen teil. Erst nach und nach öffneten sich die Besucher*innen mir gegenüber. Zwar ergab sich aus diesen Begegnungen kein Interview für mein Sample,⁴⁹ ich erhielt allerdings einige interessante Einblicke in den Alltag von ALG II-Beziehenden, die mir auf anderem Wege verschlossen geblieben wären. In alltagsnahen, unverbindlichen Gesprächen, beim Kaffee oder Mittagessen, wurden mir neue Perspektiven auf das Leben von Leistungsbeziehenden eröffnet. Um meinen Blick während der Feldaufenthalte nicht vorab zu stark einzuengen, bemühte ich mich gemäß den Ansätzen der Ethnographie darum, mir bereits bekannte theoretische Konzepte hintenanzustellen und vermeintlich vertraute Alltagssituationen so zu betrachten, als seien sie mir weitgehend fremd (vgl. z.B. Amann/Hirschauer 1997; Lüders 2005). Meine Eindrücke von diesen Treffen wurden in Form von Feldnotizen festgehalten, die ich jeweils direkt im Anschluss verfasste.⁵⁰ Ich

48 Der Wunsch, mögliche „Gefahren“ von den Leistungsbeziehenden abzuwenden, scheint zwar aufgrund des oft stigmatisierenden öffentlichen Diskurses durchaus berechtigt, verdeutlicht jedoch zugleich ein Dominanzverhältnis zwischen den Beschäftigten in der Sozialen Arbeit und den Leistungsbeziehenden, mit denen sie in Kontakt stehen.

49 Einige Personen, die ich unter vier Augen auf ein mögliches Interview ansprach, erklärten, dass ihnen das „Risiko“ zu groß sei, dass andere Personen aus der Gruppe etwas über ihre Lebensgeschichte erfahren könnten.

50 Als Anregung diene vor allem die übersichtliche Darstellung von Emerson, Fretz und Shaw (2007), in der auf unterschiedliche Formen von Feldnotizen eingegangen wird.

versuchte, mich flexibel an die Situation in den Erwerbslosengruppen anzupassen und auch Gespräche über alltägliche Gemeinplätze kritisch zu hinterfragen. Mein Verständnis der in den Interviews gewonnen Einsichten wurde durch diese Erfahrungen in jedem Fall bereichert.

Erwartungsgemäß, stellte es sich grundsätzlich als schwieriges Unterfangen heraus, Leistungsbeziehende für meine Untersuchung zu gewinnen. Die größte Einschränkung ergab sich wahrscheinlich aus dem Stigma der Erwerbslosigkeit selbst. Häufig wurde mir gegenüber von den Betroffenen geäußert, dass Armut nichts sei, worüber man gerne spreche (insbesondere wenn es die eigene Familie betrifft). Viele schämten sich für ihre Lebensumstände und betonten, dass auch unter Bekannten nicht über die finanziellen Verhältnisse gesprochen werde. Menschen, die in Armut leben, sind somit im Grunde genommen gleich doppelt betroffen, zum einen durch die problematische finanzielle Situation und zum anderen durch das Tabu, sich untereinander nicht über diese austauschen zu können.⁵¹

Der mehrgenerationale Ansatz meiner Arbeit stellte sich als zweites Hindernis bei der Suche nach geeigneten Familien dar. Zwar ließen sich durchaus Einzelpersonen finden, die sich für ein Interview anboten, häufig wurde mir von diesen jedoch mitgeteilt, dass entweder kein Kontakt mehr zur direkten Verwandtschaft besteht oder diese nicht zu einem Gespräch bereit sei. Ein Großteil der Institutionen, die ich kontaktierte, teilte mir zudem mit, dass sie keine Informationen über den Familienstand ihrer Klient*innen hätten. Auch zogen manche Personen ihre Zusage ohne Angabe von Gründen zurück, nachdem ich einen ihrer Angehörigen interviewt hatte. Die rekonstruierten Fälle lassen vermuten, dass viele dieser Familien unter Lebensumständen leben, die aufgrund der öffentlichen Tabuisierung nur schwer kommuniziert werden können. Ein Gespräch mit mehreren Familienmitgliedern bedeutete für sie daher immer auch ein höheres Risiko, Familiengeheimnisse preiszugeben und sich angreifbar zu machen.

Besonders schwierig gestaltete sich die Suche nach geeigneten Familienvätern für mein Sample. Denkbar wäre, dass Erwerbstätigkeit für Männer, insbesondere in jenen Milieus auf welchen mein Fokus lag, eine derart große Rolle spielt, dass die Unfähigkeit, sich als „Versorger“ der Familie zu präsentieren, einem Interview im Weg stand.⁵² Während sich den interviewten Frauen trotz Erwerbslosigkeit immer noch die Möglichkeit bot, ihre Rolle als Mutter hervorzuheben, ist die Vaterrolle nach wie vor eng mit der des Ver-

51 Denkbar wäre, dass die Interviewsituation angesichts dessen auch dazu dienen kann, einen vertraulichen Austausch über ansonsten tabuisierte Themen von Menschen in Armut zu ermöglichen. Hingewiesen werden kann diesbezüglich auf die „heilende Wirkung“ narrativer Interviews, wie sie bereits in anderen biografisch ausgerichteten Studien festgestellt werden konnte (vgl. z.B. Rosenthal 2002; Loch 2008; Gahlleitner 2011).

52 Dementsprechend stellt beispielsweise Kronauer (1996: 59f.) fest, dass Erwerbsarbeit heute subjektiv nach wie vor als zentraler Fixpunkt der männlichen Biografie gilt. Dies treffe umso mehr auf diejenigen zu, die von ihr ausgeschlossen sind.

sorgers und somit der Erwerbstätigkeit des Mannes verbunden. Zwar befinden sich durchaus Familien in meinem Sample, in denen männliche Langzeiterwerbslose leben, insgesamt waren jedoch nur vier davon zu einem Gespräch mit mir bereit. Auch fassten sich die interviewten männlichen Leistungsbeziehenden in ihren Ausführungen meist sehr kurz, weshalb die Rekonstruktion der Familiengeschichte überwiegend aus der Perspektive der weiblichen Familienmitglieder erfolgte.

Es stellte sich schnell heraus, dass auch meine eigene Position der Dominanz (vgl. Holzkamp/Rommelspacher 1998: 157) im Forschungsfeld, als weißer, männlicher Akademiker aus der Mittelschicht, mit bedacht werden muss, soll es nicht zu einer Reproduktion dominanzkultureller Normvorstellungen im Forschungsprozess kommen. Aus diesem Grund bemühte ich mich um eine habitussensible (vgl. Sander 2014: 16ff.) Forschungsperspektive, welche die alltagskulturellen Ausgangspositionen der am Forschungsprozess Beteiligten in den Blick nimmt und auch meine eigene Position kritisch hinterfragt. Als zusätzliches Korrektiv diente diesbezüglich vor allem der regelmäßige Austausch in Kolloquien und Interpretationsgruppen, der mir dabei half, einen Blick über die „unsichtbare[n] Mauern“ (Rommelspacher 1998: 36) der sich ständig reproduzierenden Hierarchien, zu erhaschen. Da ich mich auch in diesen Gruppen ausschließlich unter Akademiker*innen bewegte, muss davon ausgegangen werden, dass einige blinde Flecken unbemerkt geblieben sind. Dies soll die Forschungsergebnisse jedoch nicht schmälern, sondern muss als unvermeidlicher Bestandteil einer jeden wissenschaftlichen Perspektive ins Bewusstsein gehoben werden.

2.3 Feldphase und Durchführung der Interviews

Die erste Feldphase der Untersuchung fand vom Sommer 2011 bis zum Frühling 2012 statt. Den Interviews, die in dieser Zeit geführt wurden, lag noch eine engere Definition des Samples zugrunde. Zu Beginn des Forschungsprozesses sollten Familien in den Blick genommen werden:

- deren Eltern bis zum Zeitpunkt des Interviews mindestens fünf Jahre lang keiner geregelten Erwerbsarbeit nachgegangen waren
- die in diesem Zeitraum auf Transferleistungen (ALG II, Sozialhilfe) angewiesen waren
- deren Kinder mindestens 18 Jahre alt sind
- die mindestens in zwei Generationen von Arbeitslosigkeit betroffen sind

Im Zuge der Kontaktaufnahme wurden diese ersten Vorstellungen weiter spezifiziert. In den Interviews, aber auch in Gesprächen mit Expert*innen aus Ämtern und Sozialeinrichtungen, wurde offensichtlich, dass mit den ursprünglichen Auswahlkriterien einige sehr interessante Fälle ausgeschlossen worden wären, die für die aktuellen sozialpolitischen Entwicklungen bezeichnend sind. Die ursprüngliche Überlegung, dass insbesondere die Arbeitslosen unter den ALG II-Beziehenden von Interesse sein würden, musste dahingehend relativiert werden, dass der Anteil der geringfügig Beschäftigten (ugs. 400-Euro-Jobber) und der sogenannten „Aufstocker*innen“ (erwerbstätige ALG II-Beziehende) eine mindestens ebenso interessante Teilgruppe ausmacht. Der niedrige Regelsatz des ALG II, die gesetzliche Neudefinition der Erwerbsfähigkeit und die strengen Zumutbarkeitsregelungen und Sanktionen haben ihren Beitrag dazu geleistet, dass mehr und mehr Hilfebedürftige prekäre Beschäftigungsverhältnisse eingehen müssen. Dörre et al. (2013) sprechen dementsprechend nicht länger von Vollbeschäftigung, sondern vom Übergang in eine „prekäre Vollerwerbsgesellschaft“ (vgl. ebd.: 33).

In der zweiten Feldphase, Anfang 2013, wurde gezielt nach Familien gesucht, die geeignet erschienen, die ersten beiden rekonstruierten Fälle zu kontrastieren. Geachtet wurde dabei vor allem auf Milieuzugehörigkeit, Alter, regionale Struktur und Geschlecht. Die Mindestdauer des Leistungsbezugs wurde weiterhin auf fünf Jahre (Elterngeneration) festgelegt. Dieser durfte allerdings, anders als im Falle der ersten Stichprobe, von kurzen Phasen der Beschäftigung unterbrochen oder begleitet sein.

In beiden Feldphasen wurden insgesamt 17 Personen aus acht Familien interviewt. Pro Person fanden maximal zwei Treffen statt, um die Menge der Gespräche bearbeitbar zu halten. Das Alter der Interviewten reichte von 18 bis 76 Jahren. Der Erwerbsstatus reichte von Personen, die ausschließlich erwerbslos waren, über Personen in unterschiedlichen Maßnahmen, bis hin zu „Aufstocker*innen“, die trotz regulärer Beschäftigung auf ALG II angewiesen waren. Neben Personen mit abgebrochener Schulausbildung fanden sich solche mit Haupt-, Real- und Fachoberschulabschluss.⁵³ Die überwiegende Anzahl der Interviews wurde im städtischen Raum im Westen Deutschlands geführt. Es ist davon auszugehen, dass Familien aus dem Osten Deutschlands und solche, die im ländlichen Raum leben, ganz eigene Fall-

53 Der Umstand, dass keine Langzeitbeziehenden mit Abitur oder Hochschulabschluss miteinbezogen wurden, lässt sich zum einen dadurch erklären, dass mit dem Sample überwiegend der relativ feste Sockel der Langzeiterwerbslosen erfasst wurde, in dem solche Bildungsabschlüsse eher selten vorkommen. Andererseits waren die wenigen Erwerbslosen mit entsprechenden Bildungsabschlüssen, zu denen mir ein Kontakt gelang, nicht zu einem Gespräch über ihre Lebensgeschichte bereit.

spezifika aufweisen, die im Rahmen dieser Arbeit keine Beachtung finden können.⁵⁴

Name, Alter, Wohnort und die Art der Beschäftigungsverhältnisse meiner Interviewpartner*innen wurden aus forschungsethischen Gründen abgeändert.⁵⁵ Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass es durchaus Personen gab, die gerne auf eine Anonymisierung verzichtet hätten. Als Grund nannten diese vor allem den Wunsch, persönlich auf das „Schicksal“ von Menschen im Sozialhilfebezug aufmerksam zu machen. Da die Aussagen der Interviewten im Rahmen dieser Untersuchung jedoch nicht für sich stehen, sondern Interpretationen unterzogen wurden, die nicht in jedem Fall mit dem Darstellungsinteresse der Befragten übereinstimmen müssen, wurde auf eine durchgehende Anonymisierung der Daten geachtet.⁵⁶ Besonders wichtig war es mir dabei, dass insbesondere den vermittelnden Institutionen keine direkten Rückschlüsse auf meine Gesprächspartner*innen möglich sein sollten.

Durchgeführt wurden narrative Interviews in der Tradition von Fritz Schütze (1977; 1983; 1984), die mittlerweile zu einer der am häufigsten verwendeten Interviewmethoden in der qualitativen Forschung und insbesondere in der Biografieforschung avanciert sind. Entsprechend den Prinzipien der Offenheit und Kommunikation liegt der narrativen Interviewführung eine Haltung zugrunde, die auf eine theoriegeleitete Datenerhebung verzichtet und sich stattdessen an den Relevanzsystemen der Gesprächspartner*innen orientiert. Ohne auf alle Einzelheiten der Interviewführung einzugehen⁵⁷, sollen an dieser Stelle einige grundlegende Annahmen hervorgehoben werden, die hinsichtlich meines konkreten Untersuchungsgegenstandes von Interesse sind.

Die offene Erzählaufforderung des narrativen Interviews erweist sich als besonders geeignet, sollen die Interviewten zu einer ausführlichen lebensgeschichtlichen Erzählung bewegt werden. Ziel des narrativen Interviews ist es, zu Stegreiferzählungen anzuregen, deren Eigengesetzlichkeiten Schütze herausgearbeitet hat (vgl. Schütze 1984; Kallmeyer/Schütze 1977). Bei einer Stegreiferzählung handelt es sich um eine weitgehend unvorbereitet erzeugte

54 Was das Leben im ländlichen Raum betrifft, so kann dort zum einen von einer traditionellen und übersichtlicheren Sozialstruktur ausgegangen werden. Zum anderen boten sich historisch gesehen mit der Möglichkeit zur Subsistenzwirtschaft ganz eigene Handlungsalternativen für Familien mit geringen finanziellen Ressourcen (vgl. Sparschuh 2008). Die Geschichte von Familien aus der ehemaligen DDR ist vor dem Hintergrund einer eigenen historischen Gesellschafts- und Sozialstruktur zu betrachten. Diese stellt einen so komplexen Sonderfall dar, dass auf eine Betrachtung ostdeutscher Familien verzichtet wurde. Vertiefend dazu kann auf die Arbeiten von Sparschuh (2008; 2013) verwiesen werden.

55 Dabei wurde jedoch darauf geachtet, dass der biografische Gesamtzusammenhang bestehen bleibt und die Ergebnisse der Interpretationen nicht verfremdet werden.

56 Zur Frage der Forschungsethik und Anonymisierung in der qualitativen Forschung siehe auch Mieth (2010).

57 Einen vertiefenden Einblick diesbezüglich bieten Loch/Rosenthal (2002) und Glinka (2009).

Erzählung, die sowohl in der Interviewsituation als auch in der Alltagskommunikation eine Rolle spielt. Grundlegend dafür ist die Annahme, dass Erzählungen, im Gegensatz zu anderen Textsorten wie Argumentationen oder Beschreibungen, wesentlich näher an den tatsächlichen Handlungsabläufen orientiert sind. Die Darstellungsordnung des Stegreiferzählens ordnet sich entlang grundlegender Figuren der Erfahrungsrekapitulation (vgl. Schütze 1984: 80). Die wohl größte Bedeutung haben dabei die sogenannten „Zugzwänge des Erzählens“, welche von Kallmeyer und Schütze (1977) herausgearbeitet wurden.⁵⁸

Das narrative Interview gliedert sich üblicherweise in insgesamt drei Phasen (vgl. Schütze 1983). Auf die Erzählaufforderung der interviewenden Person folgt zuerst eine autobiografische Eingangs- bzw. Haupterzählung. „Den Erzählerinnen und Erzählern wird mit diesem Vorgehen Raum zur Gestaltung ihrer Geschichte bzw. ihrer biographischen Selbstpräsentation gegeben. Ihnen allein obliegt die Entscheidung, wann sie welches Detail einführen, was sie nicht erwähnen und welches Thema sie in welcher Textsorte präsentieren“ (Rosenthal 2002: 228). Die Eingangserzählung endet i.d.R. mit einer Erzählkoda der interviewten Person (z.B. „Naja das war’s ...“ oder „Mehr fällt mir im Moment nicht ein ...“) und wird möglichst nicht unterbrochen (vgl. Schütze 1983: 285). Die Eingangsfrage war bei der vorliegenden Untersuchung weitgehend offen formuliert und orientierte sich an einer von Rosenthal (2008: 145) unterbreiteten Variante. Sie lautete folgendermaßen:

„Ich möchte Sie nun bitten, Ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Alles, was Ihnen dazu einfällt, Erlebnisse, Ereignisse, Geschichten, Situationen. Sie können sich dafür so viel Zeit lassen, wie Sie möchten. Ich werde Sie zunächst einmal nicht unterbrechen. Ich mache mir nur ein paar Notizen, auf die ich später zurückkommen möchte.“

Im Laufe des Forschungsprozesses musste ich feststellen, dass manche meiner Interviewpartner*innen unsicher waren, was unter dem Begriff Lebensgeschichte zu verstehen ist. In diesen Fällen bat ich sie darum, mir „von ihrem Leben“ zu erzählen. Die Lebensphase des Leistungsbezugs wurde bewusst nicht direkt thematisiert. Aus den oben genannten Gründen konnte angenommen werden, dass die Thematik des Leistungsbezuges in irgendeiner Art und Weise auch ohne direktes Nachfragen angesprochen werden würde. Ziel war es, eine Kommunikation zu ermöglichen, die die Betroffenen eben nicht sogleich an ihrem vermeintlich „wunden Punkt“ trifft, sondern sie und ihre Lebensgeschichten in ihrer Gesamtheit als bedeutsam wahrnimmt. Zudem ermöglichte dies, etwas über den Stellenwert der Thematik im biografischen Gesamtkontext in Erfahrung zu bringen.

58 Eine genauere Beschreibung von Kondensierungs-, Detaillierungs- und Gestaltschließungszwang findet sich bei Schütze (1976: 224 f.).

Im zweiten Hauptteil des Interviews, dem erzählinternen Nachfrageteil, werden Fragen zu bereits angesprochenen internen Themen gestellt (vgl. Schütze 1983: 285). Die interviewende Person erhält dadurch Gelegenheit unklare oder wenig ausführlich behandelte Aspekte der Lebensgeschichte anzusprechen. Ausschlaggebend ist dabei, dass sich die interviewte Person an der Reihenfolge der Haupterzählung sowie deren Inhalt orientiert. Dabei wird vor allem auf erzählgenerierende Nachfragetypen zurückgegriffen, um Narrationen hervorzurufen.

Erst nachdem alle unklaren Aspekte der Haupterzählung angesprochen wurden, hat die interviewende Person Gelegenheit, auch solche Fragen zu stellen, die sich an der eigenen Forschungsfrage orientieren. Dieser dritte Teil, der erzählexterne Nachfrageteil, bezieht explizit theoriegeleitetes Wissen mit ein und ermöglicht es, biografische Lücken und Brüche zu thematisieren (vgl. Loch/Rosenthal 2002: 229). Oft war dies die erste Gelegenheit, die Erfahrungen mit dem Bezug von ALG II bzw. Sozialhilfe direkt anzusprechen.

Der Abschluss des Interviews sollte möglichst einvernehmlich gestaltet werden und nicht direkt im Anschluss an die Besprechung einer problematischen Lebensphase folgen. In meinen Interviews wurde das Ende, ähnlich wie es Rosenthal (2008: 151) empfiehlt, durch die Ankündigung dreier abschließender Fragen begleitet. Zuerst erkundigte ich mich danach, ob im Laufe des Interviews ein wichtiges Erlebnis ausgelassen wurde. In einem meiner Gespräche führte dies beispielsweise dazu, dass eine Interviewpartnerin nach zwei Stunden erstmals den wichtigen Fakt erwähnte, dass sie ihren Vater nie kennengelernt hatte. Die zweite Frage richtete sich auf die „schwierigste Zeit“ im Leben der interviewten Personen. Um das Interview positiv enden zu lassen, erkundigte ich mich schließlich in meiner dritten Frage nach der „schönsten Zeit“.

Ein Phänomen, welches mir oft bereits während der Interviewsituation auffiel, war die Tatsache, dass viele der Interviewten versuchten, ihre Eingangserzählung entlang ihres beruflichen/institutionellen Werdegangs zu strukturieren. Der Umstand, dass keine der Personen über einen „normal-biografischen“ Lebenslauf verfügte, schien ihnen dabei jedoch im Weg zu stehen. So wurden teilweise ganze Jahrzehnte aus den Narrationen ausgeklammert, die sich nicht mit den normativen Vorgaben eines institutionellen Lebenslaufs vereinbaren lassen. Viele der Eingangserzählungen waren relativ kurz und voller Brüche. Dabei muss jedoch auch bedacht werden, dass komplexe Erzählungen möglicherweise keinen selbstverständlichen Bestandteil der Alltagskommunikation einiger meiner Interviewpartner*innen darstellen. Bernsteins (1971) linguistische Untersuchungen und dessen Unterscheidung zwischen restringiertem und elaboriertem Code legen solche

kommunikativen Missverständnisse bereits nahe.⁵⁹ Auch Rosenthal (1995: 104) verweist darauf, dass die Kompetenz zum biografischen Erzählen nicht selbstverständlich ist, sondern eigens erlernt werden muss.

Ein weiterer Aspekt, der die Gesprächssituation häufig stark beeinflusst hat, betrifft die Wohnsituation der Interviewten. Da ich es meinen Interviewpartner*innen offen ließ, wo unsere Treffen stattfinden sollten, bekam ich häufiger die Gelegenheit, sie in ihren Wohnungen aufzusuchen. Einige nutzten die Gelegenheit und zeigten mir Fotos aus ihrem Leben oder Gegenstände, die sie mit bestimmten Ereignissen verbinden. Besonders eindrücklich war dabei ein Mann, der im Interview selbst recht zurückhaltend war, mir aber unbedingt seine umfangreiche Bierdeckelsammlung, seine Sammlung bemalter Tonkrüge und seinen penibel gepflegten Garten zeigen wollte. Der Wohnraum bot ihm so eine Darstellungsebene, die über das Interview hinausgeht. Die oft beengten Wohnverhältnisse führten jedoch auch zu Unterbrechungen durch andere Familienmitglieder, die bei heiklen Themen nicht immer ausgeschlossen werden konnten. Obwohl man dies möglicherweise als Nachteil für die Praktikabilität narrativer Interviews auffassen könnte, boten sich mir dadurch wertvolle Einblicke in den Lebensvollzug der Betroffenen.

Retrospektiv können all die Hürden bei der Erhebung und Durchführung der Interviews als wichtige Hinweise auf die Spezifik der Fälle und das Leben von Familien im Leistungsbezug im Allgemeinen aufgefasst werden. Einige der Leistungsbeziehenden befürchten, – oft zurecht – stigmatisiert und bloßgestellt zu werden. Dies stellt jedoch kein Argument gegen ein biografisch-fallrekonstruktives Vorgehen dar, sondern spricht, wie sich im Folgenden zeigen lässt, gerade für eine Herangehensweise, die sich intensiv dem Einzelfall widmet und auch latente Sinnstrukturen miteinbezieht.

2.4 Die Auswertung des Materials

Gemäß den Prinzipien der Grounded Theory ging ich bei der Fallauswahl zu Beginn der Auswertung relativ offen vor. Der Theorieentwicklung bei Glaser und Strauss liegt die Entwicklung eines *theoretischen Samples* zugrunde, aus welchem sich die Auswahl der zu rekonstruierenden Fälle ergibt. Theoretisches Sampling meint „den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind“ (Glaser/Strauss

59 Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass die Annahmen von Bernstein heute in vielerlei Hinsicht als überholt gelten und noch relativ undifferenziert ausfielen.

2010: 61). Grundlage der Fallauswahl ist dabei die Gegenüberstellung der Einzelfälle mittels Minimal- und Maximalkontrastierung. Ziel ist es, die Gemeinsamkeiten der Fälle herauszuarbeiten und zugleich deren Besonderheiten zu erkennen.⁶⁰ Dass im Rahmen dieser Untersuchung zuerst ein maximal-kontrastiver Vergleich gewählt wurde, ergab sich vor allem daraus, dass das Sample anfangs so unübersichtlich und heterogen erschien, dass der Einbezug möglichst unterschiedlicher Fälle Klarheit über deren gemeinsames Fundament schaffen sollte. Die angefertigten Memos dienten dabei als Grundlage für eine erste Auswahl jener Interviews, die für eine Fallrekonstruktion in Betracht kamen.⁶¹

Die Fälle meines Samples wurden zu großen Teilen gemäß der biografischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal ausgewertet. Grundlage dessen sind Texte, die Anhand der Transkription narrativ biografischer Interviews gewonnen werden.⁶² Die Ursprünge dieses Auswertungsverfahrens gehen zurück auf Schützes Überlegungen zur Textanalyse (Schütze 1983), Ulrich Oevermanns objektive Hermeneutik (vgl. Oevermann et al. 1979; Oevermann/Allert/Konau 1980) und die thematische Feldanalyse nach Wolfram Fischer (1982). Letztere entstand insbesondere in Anlehnung an die phänomenologischen und gestalttheoretischen Überlegungen von Aron Gurwitsch (1959; 1974). Ziel ist eine Bildung von genetischen Typen, die über die Ebene einer Fallstruktur hinausgehen und generalisierbare Aussagen in Bezug auf die Forschungsfrage erlauben.

Grundlegend für das Vorgehen nach Rosenthal ist eine Unterscheidung zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte (vgl. Rosenthal 1995). Biografieforschung in diesem Sinne geht davon aus, dass es nicht möglich ist, die Vergangenheit eines Menschen in allen Einzelheiten zu verstehen. Sie will vielmehr die Gegenwartsperspektive der Biograf*innen rekonstruieren, das heißt der Frage nachgehen, weshalb welche Erinnerungen in welcher Art und Weise dargeboten werden (vgl. Rosenthal 2008: 167). Laut Fischer-Rosenthal ist dies eng mit dem Entstehungszusammenhang lebensgeschichtlicher Erzählungen verbunden: „Erzählte Lebensgeschichten sind in ihrer Entstehung an die Gegenwart ihrer Produktion gebunden. Die gegenwärtige Lebenssituation des Erzählers, seine Gegenwartsperspektive, bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit“ (Fischer-Rosenthal 1996: 154). Es geht daher nicht darum, sich dem Leben der Biograf*innen so anzunähern, wie es

60 Zur Kontrastierung im Allgemeinen vgl. Glaser/Strauss (2010: 71).

61 Detaillierte Begründungen für die jeweilige Fallauswahl finden sich zu Beginn der Falldarstellungen.

62 Eine Erläuterung der verwendeten Transkriptionszeichen findet sich im Anhang dieser Untersuchung. Die zitierten Interviewausschnitte wurden nach ihrer ausführlichen Interpretation sprachlich geglättet, ohne dabei deren Sinn abzuändern. Dies dient zum einen dem besseren Lesefluss des Textes und soll zum anderen verhindern, dass aus teilweise stockenden Interviewausschnitten oder unüblichen Formulierungen vorschnell auf eine geringe sprachliche Kompetenz der Interviewten geschlossen wird.

sich tatsächlich zugetragen hat, sondern vielmehr um die Frage, warum die Erinnerungen an das Erlebte so und nicht anders in den Erzählungen dargestellt werden (vgl. Rosenthal 1995: 97). Letzteres bot insbesondere bei der Auseinandersetzung mit Familien in Armut einen großen Vorteil, da somit auch Rückschlüsse auf schambesetzte oder verdrängte Aspekte der Lebensgeschichten möglich waren. Viele der besonders problematischen Themen, die von den Betroffenen nicht direkt angesprochen wurden, konnten so dennoch in die Hypothesenbildung mit einfließen.

Die Analyse der erzählten und erlebten Lebensgeschichte zeichnet sich durch ein sequenzielles und abduktives Vorgehen aus. Das Prinzip der Sequenzialität nimmt insbesondere die zeitliche Struktur der Lebensgeschichten und der ihr zugrunde liegenden Erfahrungen in den Blick. „Bei sequenziellen Analysen wird in kleinen Analyseschritten der Prozess der Gestaltung einer Interaktion bzw. einer Textproduktion [...] rekonstruiert“ (Rosenthal 2008: 71). Gemäß dem Prinzip des abduktiven Schlussfolgerns (vgl. Peirce 1958: 7.218-7.222), werden ausgehend von empirischen Fakten Folgehypothesen gebildet, die am weiteren Material geprüft werden (vgl. Rosenthal 2008: 59). Rosenthal wendet diese Prinzipien in sechs Analyseschritten an, die im Folgenden beschrieben werden.

(1) Die Auswertung beginnt mit der sequenziellen *Analyse der biografischen Daten*. In diesem Analyseschritt, den Rosenthal in Anlehnung an Oevermann et al. (1979) entwickelt hat, wird die zeitliche Abfolge von Ereignissen untersucht, denen ein möglichst objektiver Charakter unterstellt werden kann. Dazu werden alle zur Verfügung stehenden Ereignisdaten gesammelt und in eine chronologische Reihenfolge gebracht. Dies beinhaltet weitgehend feststehende persönliche Ereignisse wie Geburt, Einschulung, Berufsausbildung, Schwangerschaft und andere. Darüber hinaus werden auch historische und gesellschaftliche Daten, die das Leben der jeweiligen Person beeinflusst haben könnten, mit einbezogen. Die einzelnen Daten werden nacheinander, unter Ausschluss der Selbsteutungen der interviewten Person und des Wissens um den weiteren Verlauf der Biografie, interpretiert. Für jedes Datum werden Folgehypothesen entworfen, deren Gültigkeit anhand der späteren Daten zu prüfen ist. Am Ende der Analyse steht idealerweise eine Hypothese, welche die wahrscheinlichste anzunehmende Verlaufsstruktur der jeweiligen Biografie rekonstruiert (vgl. Rosenthal 2008: 176). Im Rahmen dieser Untersuchung wurden insbesondere historische Entwicklungen in der Sozialgesetzgebung berücksichtigt, aber auch konkrete Informationen von Professionellen aus dem Bereich der Sozialen Arbeit. Ohne Recherchen zur Geschichte des jeweiligen Stadtteils oder die Auseinandersetzung mit Dokumenten über das Schicksal von Menschen mit Migrationshintergrund, wie sie z.B. bei der Auswertung der Familie Michel nötig waren, wäre die Aussagekraft dieser Untersuchung wesentlich geringer.

(2) Die *Text- und thematische Feldanalyse* ist der Auswertungsschritt, in dem die thematischen Felder der lebensgeschichtlichen Erzählung rekonstruiert werden sollen. Ziel ist es, die interpretierende Person für die Gegenwartsperspektive der Biograf*innen zu sensibilisieren und zu rekonstruieren, „weshalb sich ein Biograph oder eine Biographin – ob nun bewusst intendiert oder latent gesteuert – so und nicht anders darstellt“ (ebd.: 182). Dabei wird ersichtlich, welche Themen vermieden und welche in den Vordergrund gerückt werden und wie diese in Beziehung zueinander stehen. Ebenso wie die Analyse der biografischen Daten folgt die thematische Feldanalyse einem strikt sequenziellen Vorgehen. Methodisch fließen dabei Überlegungen zu unterschiedlichen Textsorten ein, die laut Schütze (1983) einen Gesprächsablauf strukturieren. Möglich ist dieser Schritt erst, nachdem der gesamte transkribierte Text des Interviews in seiner zeitlichen Abfolge sequenziert worden ist.⁶³ Zu den einzelnen Sequenzen werden, ähnlich wie im ersten Analyseschritt, Folgehypothesen gebildet, d.h. Hypothesen über den weiteren Verlauf des Textes. Dabei lässt sich ein thematisches Feld herausarbeiten, das deutlich macht, welches Präsentationsinteresse das Interview strukturiert.

(3) Gemeinsam bilden die beiden ersten Analyseschritte die Grundlage für die *Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte*. In diesem Schritt werden die biografischen Daten mit den Selbstaussagen der Biograf*innen kontrastiert (vgl. Rosenthal 2008: 189). Mit der im vorherigen Analyseschritt erworbenen Sensibilität für das Präsentationsinteresse werden die biografischen Daten in der Abfolge ihres Erlebens mit den jeweiligen Interviewpassagen verglichen. Ziel ist es, anhand ausgewählter Interviewpassagen Hypothesen zu den einzelnen Daten zu prüfen, aber auch solche Erlebnisse ausfindig zu machen, die bisher noch nicht in die Analyse mit eingeflossen sind (vgl. ebd.).

(4) Damit einher geht die *sequenzielle Feinanalyse einzelner Textstellen*. In diesem Zwischenschritt der Analyse werden unklare, gegensätzliche oder besonders aussagekräftige Textstellen detailliert betrachtet. „Ziel ist dabei, insbesondere die latenten Sinnstrukturen des Textes zu entschlüsseln“ (ebd.: 193).

(5) Den Abschluss der Fallrekonstruktion bildet ein kontrastiver Vergleich von *erlebter und erzählter Lebensgeschichte*. Dabei wird nach Erklärungen dafür gesucht, wie die Gegenwartsperspektive der interviewten Person mit deren biografischen Erfahrungen zusammenhängt bzw. wie sie aus diesen hervorgeht (vgl. ebd.: 194).

(6) Erst nach der vollständigen Rekonstruktion der Fallstruktur kann eine *Typenbildung* erfolgen, in welche die Forschungsfrage und deren theoretischer Rahmen miteinbezogen werden. Aus der Fallstruktur einer oder mehrerer Biografien kann sich dabei ein Typus ergeben, der nicht länger den

63 Zum genauen Vorgehen der Textsequenzierung siehe Rosenthal (2008: 185f.).

einzelnen Fall beschreibt, sondern die Regeln, die hinter diesem stehen, rekonstruiert. Dabei ist es durchaus möglich, dass seltene Fälle eines Typus einen größeren theoretischen Einfluss haben als solche, die besonders häufig auftreten (vgl. ebd.: 77).

Schon während der Auswertung der ersten beiden Fälle wurden die Vor-, aber auch die Nachteile der biografischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal offensichtlich. Die Feinanalyse der Fälle eignet sich sehr gut, um einen unvoreingenommenen Zugang zum Feld zu erlangen. Nachdem sich jedoch ein grundlegendes Verständnis des Untersuchungsgegenstandes eingestellt hat, kann sich eine erneute ebenso feine Auswertung der folgenden Fälle als zu kleinschrittig erweisen. Für ein Forschungsvorhaben, welches mehrere Familien in die Analyse miteinbezieht, bietet sich daher ein etwas fokussierteres Vorgehen an. Einen passenden Ansatz dazu bietet das Auswertungsverfahren der theorieorientierten Fallrekonstruktion nach Miethe (2011; 2015; Miethe et al. 2015). Dabei wird die Grundlogik der Fallrekonstruktion beibehalten, im Unterschied zu Rosenthals Vorgehen wird jedoch schon bei der Auswertung der Fälle theoretisches Wissen bewusst miteinbezogen.

„Theorieorientierte Fallrekonstruktion meint, dass der Stellenwert theoretischer Konzepte während des Auswertungsprozesses einen sehr viel höheren Stellenwert einnimmt, als dies sonst bei qualitativen Studien der Fall ist, und dass die Rekonstruktion von vornherein auf dieses theoretische Erkenntnisinteresse gerichtet ist.“ (Miethe 2011: Abs. 22)

Dabei wird vor allem kritisch darauf verwiesen, dass auch Rosenthal Theorien einbezieht, diese jedoch nicht explizit macht. Die Interpretation der ersten Lebensjahre terminiert schon relativ früh den Rahmen für das weitere Vorgehen. Dahinter steht die unhinterfragte Annahme, die ersten Erfahrungen eines Menschen seien wichtiger als spätere Lebensereignisse. Zudem erfolgt die Interpretation frühkindlicher Erfahrungen oftmals (implizit) vor dem Hintergrund psychoanalytischer Deutungen (vgl. Miethe 2014: 169). Daraus wiederum ergibt sich jedoch die Gefahr einer pathologisierenden und psychologisierenden Perspektive, welche die Möglichkeiten erwachsener Menschen, grundlegende Veränderungen zu durchlaufen, zu wenig berücksichtigt. In einer Untersuchung, die sich mit Langzeiterwerbslosen auseinandersetzt, hätte dies zu einer Reproduktion gängiger Stereotype führen können. Zudem ergibt sich daraus die Gefahr einer Überinterpretation frühkindlicher Lebensereignisse für den späteren Umgang mit Armut.

Da die Gefahr einer interpretativen Überbewertung frühkindlicher Erlebnisse bei der Analyse biografischer Daten am größten ist, schlägt Miethe (2014) vor, einen Zwischenschritt einzuziehen, bei dem eine theoretische Gewichtung der einzelnen Daten vorgenommen wird. „Bei jedem Datum wird entschieden, ob dieses im Hinblick auf die konkrete Fragestellung und/oder das anvisierte theoretische Konzept und/oder im Vergleich zu anderen Fällen (komparative Analyse) von besonderem Interesse sein könn-

te“ (Miethe et al. 2015: 91). Das bedeutet zwar nicht, dass ein Datum von der Analyse ausgeschlossen wird, alle biografischen Daten werden nach wie vor sequenziell betrachtet und interpretiert. Es wird allerdings bewusst unterschieden, welche Daten von größerem theoretischen Interesse sind und dementsprechend ausführlicher betrachtet werden und welche eher am Rande interessieren. Theorie wird hier bewusst als heuristisches Mittel eingesetzt, um sich nicht im familialen Hintergrund der Biograf*innen zu verlieren. Die grundsätzliche Offenheit gegenüber Unvorhergesehenem und Emergenzen bleibt dabei jedoch bestehen.

Unverändert bleiben die Analyse der erzählten Lebensgeschichte und die Kontrastierung und Rekonstruktion der Fallgeschichte wie sie von Rosenthal vorgeschlagen werden (vgl. Miethe et al. 2015). Erst nach Abschluss des ersten Falles weicht die theorieorientierte Fallrekonstruktion erneut vom Vorgehen nach Rosenthal ab. Vorgeschlagen wird eine Verbindung des biografisch fallrekonstruktiven Verfahrens mit dem von Ralf Bohnsack (2010: 136f.) beschriebenen Auswertungsschritt der komparativen Analyse, bei dem unterschiedliche Fälle und gedankenexperimentelle Überlegungen der interpretierenden Person im Sinne positiver und negativer Gegenhorizonte vergleichend miteinbezogen werden. Im Gegensatz zur dokumentarischen Methode berücksichtigt die theorieorientierte Fallrekonstruktion dabei immer auch den biografischen Gesamtkontext und beginnt mit der komparativen Analyse erst nach der Rekonstruktion des ersten Falles (vgl. Miethe et al. 2015: 93). Ausgehend von diesem ersten Fall können mehrere Strukturhypothesen gebildet werden, die für das theoretische Erkenntnisinteresse relevant erscheinen (vgl. Miethe 2011: Abs. 23). Miethe et al. (2015) gehen davon aus, dass sich die Struktur eines Falles nicht zwangsweise anhand einer einzelnen Hypothese erschließt, was üblicherweise in der Verfahrensweise nach Rosenthal angestrebt wird. Stattdessen werden auch solche Hypothesen miteinbezogen, die nicht nur den Kern des Falles betreffen, sondern sich auf thematisch relevante Teilaspekte beziehen (vgl. ebd.: 92). Diese werden im Sinne einer komparativen Analyse mit weiteren Fällen des Samples kontrastiert und so möglichst deutlich herausgearbeitet. Als Gegenhorizonte kommen dabei nicht nur vollständige Fallrekonstruktionen infrage, es ist ebenso möglich, Fälle hinzuzuziehen, die in einem globalanalytischen Schnellverfahren ausgewertet werden.⁶⁴ Bei der Verdichtung einer Strukturhypothese kann es sich ergeben, dass diese zu einem eigenständigen Typus ausformuliert wird. Es ist jedoch ebenso möglich, dass die einzelnen Hypothesen auf verschiedene Strukturaspekte verweisen, die fallübergreifend von Bedeutung sind. Strukturaspekte beziehen sich nicht auf das Typische eines einzel-

64 Unter Globalanalysen versteht man eine verkürzte Form der Fallrekonstruktionen, die vor allem auf der Grundlage von Memos erstellt werden. In die Auswertung fließen sie erst dann ein, wenn sich die forschende Person bereits ein grundlegendes Verständnis vom Feld angeeignet hat (vgl. Rosenthal 2008: 92ff.).

nen Falles, sondern liegen gewissermaßen quer zu einer möglichen Typenbildung. „Es handelt sich also um generelle (theoretische) Aussagen, die nicht nur in einem Typus sichtbar werden, sondern typusübergreifend von Bedeutung sind“ (Miethe 2014: 174). Ob die Ergebnisse der Fallrekonstruktionen in Form von Typen und/oder fallübergreifenden Strukturaspekten dargestellt werden, ist abhängig von der jeweiligen Forschungsfrage und ergibt sich letztlich immer erst im Forschungsprozess. Weshalb es sich im Kontext dieser Untersuchung als sinnvoll erwies, die Darstellung der Ergebnisse anhand von Strukturaspekten gegenüber einer Typenbildung vorzuziehen, wird im Rahmen der komparativen Analyse ersichtlich (vgl. Kap. 4.). Um diese nachvollziehen zu können, erfolgt jedoch zunächst eine Darstellung der rekonstruierten Fälle.

3. Fallrekonstruktionen

3.1 Familie James

Nachdem die ersten Interviews durchgeführt worden waren, fiel die Entscheidung hinsichtlich der Frage, welcher Fall zuerst rekonstruiert werden sollte, auf Familie James. Die Übersicht des erhobenen Materials deutete darauf hin, dass die Familie fast alle gängigen Armutsrisiken in sich vereint (Ein-Eltern-Familie, kinderreich, sozial segregierte Wohnlage). Da auch einige der folgenden Interviews mehrere dieser Armutsrisiken in sich vereinen, war es naheliegend, einen dieser scheinbar so typischen Fälle genauer zu betrachten. Die Auswertung des Materials versprach, eine Grundlage für weitere minimalkontrastive Fallvergleiche zu bieten und dadurch einen Einblick in die Spezifik des Forschungsfeldes zu vermitteln. Zudem war zu erwarten, dass sich ein Blick hinter die Fassade der vordergründigen Gemeinsamkeiten der scheinbar ähnlich gelagerten Fälle ergeben würde. Vorteilhaft war außerdem, dass die mit der Familie James durchgeführten Interviews relativ umfangreich waren. Diese Fülle an auswertbarem Material versprach einen detaillierteren Einblick, als er sich anhand der übrigen, scheinbar ähnlichen Fälle ergeben hätte.

3.1.1 *Maria James*

„Ja es hat schon (2) viel in meinem Leben, bewegt, dass ich erstmal (2) ja (1) mich eigentlich, unnützlich und, ziemlich alleine trotz Kindern gefühlt habe“

3.1.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Der Kontakt zur Familie James wurde mir über die Mitarbeiter*innen eines Nachbarschaftszentrums ermöglicht, das die Familie regelmäßig besucht. Nach einem ersten Gespräch mit dem Team des Zentrums wurde mir telefonisch mitgeteilt, es gäbe eine Familie, die in mein Sample passt, woraufhin wir ein Treffen vereinbarten.

Ort des Interviews war ein helles, freundlich eingerichtetes Besprechungszimmer im Nachbarschaftszentrum. Das erste Zusammentreffen mit Maria James war zugleich der Termin unseres ersten Interviews. Nachdem uns die Leiterin des Zentrums einander vorgestellt hatte, waren wir ungestört und konnten mit dem Interview beginnen.

Die Anonymisierung des Interviews war Maria besonders wichtig, was sie damit begründete, dass der ALG II-Bezug etwas sei, worauf sie nicht gerade stolz sei und von dem nicht alle wissen sollten. Im Interviewverlauf zeigte sich Maria als selbstbewusste, durchaus redegewandte Frau. Nach etwa 90 Minuten beendete sie unser Gespräch und bat darum, einen weiteren Termin zu vereinbaren. Bezeichnend ist, dass dies genau zu dem Zeitpunkt geschah, als wir auf die Trennung von ihrem Ehemann zu sprechen kamen. Dies deutete schon vor der Auswertung des Interviews darauf hin, dass dieses Ereignis von besonderer Bedeutung sein könnte.

Bei unserem zweiten Treffen war Maria von Anfang an wesentlich aufgeschlossener. Das Interview begann sogleich mit einem emotionalen Ausbruch, als wir erneut auf die Trennung zu sprechen kamen. Im weiteren Verlauf fing sie sich wieder und konnte zu einem positiven Ende ihrer Darstellung gelangen. Auf meine Nachfrage teilte mir Maria mit, ihr habe das Interview gut gefallen, da es eine Gelegenheit geboten hätte, von den „Höhen und Tiefen“ in ihrem Leben zu erzählen. Bemerkenswert ist dabei, dass sie an keiner Stelle die Namen ihrer Partner nannte, obwohl die Beziehungsthematik im Mittelpunkt der Interviews stand. Dies und die Tatsache, dass sie ihre Lebensgeschichte in zwei Teilen erzählte, deren Bruchstelle die Trennung von ihrem Ehemann ist, deutete von Anfang an auf die große Bedeutung der Beziehungs- und Familienthematik hin.

3.1.1.2 Das thematische Feld

Marias Lebensgeschichte steht im Kontext einer ausgeprägten Familien- und Milieuorientierung. Diese drückt sich insbesondere in einer thematischen Zentrierung auf den Wunsch nach familialer Zugehörigkeit aus und ist das dominante Thema ihrer Selbstdarstellung. Sie selbst präsentiert sich als Frau und Mutter, die nach der Trennung von ihrem Ehemann Verantwortung übernehmen musste und trotz widriger Umstände ihren Kindern eine gute Mutter war. Zudem ist sie darum bemüht, den starken Zusammenhalt ihrer Familie zum Thema zu machen. Die Familie ist dabei jedoch derart in den Stadtteil eingebettet, dass dieser teilweise familiäre Züge annimmt und die beiden Sphären in Marias Darstellung gelegentlich ineinander übergehen.

Die Trennung von ihrem Ehemann stellt das Ende ihres Strebens nach einer Paarbeziehung dar und wird damit zugleich zur Gegenwartsschwelle ihres erzählten Lebens. Zum einen präsentiert Maria ihre Trennung als eine Loslösung aus der Abhängigkeit von den männlichen Ernährern. Zum anderen beschreibt sie die Zeit nach der Trennung als entbehrungsreich und schwierig. Die Tatsache, dass sie in den letzten zehn Lebensjahren alleine mit ihren Kindern lebte, nimmt daher in ihrer Selbstdarstellung ambivalente Züge an. Dies bietet ihr einerseits die Möglichkeit, sich in ihrer Rolle als kompe-

tente Mutter zu präsentieren, ist jedoch andererseits Anlass, die Mühen eines Lebens ohne Partner zu problematisieren. Im Folgenden soll das Wissen um dieses thematische Feld bei der Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte als sensibilisierender Hintergrund dienen.

3.1.1.3 Die Familie Hoppe

Maria wurde im Oktober 1967 in Wiesbaden als fünftes Kind der Familie Hoppe geboren. Marias Vater war als Maurer tätig, ihre Mutter hatte früh geheiratet und kümmerte sich seitdem überwiegend um den Haushalt der Familie. Im Unterschied zu anderen Städten gleicher Größe zeichnete sich Wiesbaden vor allem als Landeshauptstadt von Hessen und durch einen Stützpunkt der US-Armee aus, der jahrelang viele Arbeitsplätze im Niedriglohnsektor bot.

Maria lernte im Haushalt ihrer Eltern eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung kennen, wie sie typisch für die „Normalfamilie“ der 1960er Jahre war (vgl. Peuckert 2008: 23).⁶⁵ Während ihr Vater arbeitete und als Alleinverdiener die Familie finanzierte, war ihre Mutter mit fünf Kindern weitgehend auf sich alleine gestellt. Sie hatte nie einen Beruf erlernt und kümmerte sich seit Beginn der Ehe um den Haushalt. Auch wenn dem Vater, wie damals üblich, die größere Entscheidungsgewalt zukam, muss davon ausgegangen werden, dass der Alltag in der Familie vor allem von Frau Hoppe organisiert wurde.

MJ: ja und dann, hat die Mutti auch immer vorher schon Frühstück für uns gemacht und, wie immer auch dann, alles vorbereitet dass wir morgens dann uns nur noch anziehen brauchen, Frühstück war aufm Tisch, äh, Essen für die Schule war schon gemacht

(Interview Maria James, S.13/Z.23)

Was von Maria in einem romantisierenden Rückblick als Fürsorge der Mutter präsentiert wird, eröffnet einen Einblick in die Vielzahl der häuslichen Aufgaben ihrer Mutter. Noch bevor die Kinder aus dem Haus gehen, steht das Essen bereit und selbst die Auswahl der Kleidung scheint schon getroffen zu sein. Die Selbstverständlichkeit mit der Maria die Verteilung häuslicher Aufgaben thematisiert, verweist auf latente Familienbilder, die bereits in ihrer Kindheit angelegt waren:

65 Peuckert (2008: 23) konkretisiert diese als „die legale, lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau [...], die mit ihren gemeinsamen Kindern in einem Haushalt leben und in der der Mann Haupternährer und Autoritätsperson und die Frau primär für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig ist“.

MJ: wenn ich heute auch meine Mutter frag „Hast du irgendwas gelernt, hast du irgendwas gearbeitet oder so?“, nein hat sie nicht, die hat, nie gearbeitet und (1) ähm, war immer zu Hause [Mhm], weil sie hat meinen Vater auch sehr früh kennengelernt und, ja wie gesagt danach auch Kinder gekriegt, und dann war für sie klar (1) also nachdem mein Vater das gesagt hat, sie muss zu Hause bleiben, hat sie das natürlich auch gemacht ((lacht))

(Interview Maria James, S.8/Z.52)

Die Frage, ob ihre Mutter etwas gelernt oder gearbeitet habe, deutet bereits auf die Wahrnehmung häuslicher Arbeit innerhalb der Familie Hoppe hin. Obwohl Frau Hoppe als fünffache Mutter mit Sicherheit sehr beschäftigt war, stellt Maria fest, ihre Mutter habe nie (lohnabhängig) gearbeitet. Zudem lässt die Argumentation, ihre Mutter sei „natürlich“ zu Hause geblieben, nachdem sie von ihrem Mann dazu aufgefordert worden war, auf eine weitgehend unhinterfragte patriarchale Machtstruktur schließen. Laut Nave-Herz (2013b: 28ff.) ist die Innenorientierung der Frau bei gleichzeitiger Außenorientierung des Mannes ein typischer Ausdruck des Ergänzungstheorems, welches in den 1950er, -60er und -70er Jahren als Teil eines weitverbreiteten Familienleitbildes gelebt wurde. Die Wirkungsmächtigkeit dieser Idealvorstellung zeigte sich auch unter den Kindern der Hoppes. Marias einziger Bruder, das älteste Kind der Familie Hoppe, war im Alter von 18 Jahren, kurz nach Marias Geburt, aus dem Elternhaus ausgezogen und war, ebenso wie ihr Vater, nur gelegentlich anwesend. Im Alltag musste sich Maria vor allem mit ihren drei Schwestern und ihrer Mutter arrangieren. Anzunehmen ist, dass die älteren Kinder üblicherweise in die Erziehung der Jüngeren miteinbezogen wurden. All dies deutet darauf hin, dass „Frau-Sein“ für Maria von Anfang an im Kontext von Familie und Mütterlichkeit stand. Den Ausführungen von Drerup (1997: 97) folgend, kann davon ausgegangen werden, dass, gemäß eines solchen „Mythos der Mütterlichkeit“, Frauen durch die Gleichsetzung von Weiblichkeit und Mütterlichkeit auf ihre Rolle als Gattin und Mutter reduziert werden.

Ein Haushalt mit sechs Personen musste zwangsläufig, gerade bei eingeschränkten finanziellen Mitteln, zu einer relativ großen räumlichen Nähe führen. Festmachen lässt sich dies unter anderem an der Tatsache, dass die vier Schwestern jeweils zu zweit in einem Zimmer aufwuchsen. Wenngleich dies vor allem ökonomischen Aspekten geschuldet war, kamen die Geschwister nicht umhin, sich im Alltag miteinander zu arrangieren.

MJ: also, ich bin mit einem Bruder und noch drei Schwestern aufgewachsen (1) und, äh die Sachen an die ich mich erinnere waren eigentlich immer nur gute Sachen also, es war so, dass äh, wir (1) also ich war ja die Jüngste, aber das, ging so seitdem immer auf mich aufgepasst werden musste, einer auf den anderen wenn Mal irgendwas war oder so [Mhm] und ähm (2) ich muss auch sagen eigentlich bin ich ganz behütet aufgewachsen, also (1) is nie irgendwas (1) Schreckliches oder so passiert, und äh, wir mussten nicht hungern, waren angezogen und, wie gesagt also (1) wir waren schon gut

behütet aufgewachsen muss ich sagen (1) und äh ich hatte sehr liebe Schwestern und n lieben Bruder, und das hab ich auch heute noch muss ich sagen also, wir haben einen sehr engen Familienzusammenhalt

(Interview Maria James, S.3/Z.41)

Zunächst fällt auf, dass Maria ihren Bruder an erster Stelle nennt, obwohl dieser zur damaligen Zeit gar nicht mehr im Haushalt der Eltern lebte. Dies könnte bereits darauf hindeuten, dass sich Marias heutige Darstellung nach wie vor an männlichen Bezugspersonen orientiert. Zudem sticht ins Auge, dass Familie im Kontext dieses Zitates gleichbedeutend mit ihren Geschwistern zu sein scheint. Diese gaben einander die nötige emotionale Zuwendung und sorgten füreinander. Marias Eltern hingegen werden in diesem Zusammenhang nicht konkret benannt. Durch Marias mehrfache Betonung, sie sei sehr behütet aufgewachsen, wird die Familie als sicherer Ort der Fürsorge stilisiert. Ihre Darstellung von einer behüteten Kindheit wird jedoch gleich darauf durch den Hinweis relativiert, dass sie weder „hungern“ musste noch dass etwas „Schreckliches“ passiert sei. Ein ähnliches Bild vermittelt Maria, wenn sie auch an anderen Stellen des Interviews darauf verweist, dass ihre Eltern zwar für das körperliche Wohl sorgten, jedoch kaum auf die emotionalen Bedürfnisse ihrer Tochter eingingen.

Die soziale Kontrolle in einem solch engen Familienzusammenhang mag relativ ausgeprägt gewesen sein. Zugleich könnte ihr damaliges Umfeld aufgrund seiner hohen Interaktionsdichte die Möglichkeit geboten haben, ein differenziertes Gespür für Zugehörigkeiten im Sinne einer Einteilung in Innen und Außen zu entwickeln.

Die Thematik von Zugehörigkeit und sozialer Kontrolle setzte sich auch außerhalb der Familie fort. Mitte der 1960er Jahre wohnten die Hoppes in einem Mehrfamilienhaus in der Ziegelstraße, einem Wohngebiet am Rande von Wiesbaden, das auch heute noch vor allem von einkommensschwachen Familien bewohnt wird. Viele Bewohner*innen des ehemaligen Arbeiterviertels waren damals ohne festen Arbeitsplatz.

Laut Baum (1998: 64) herrscht in sozial segregierten Stadtteilen üblicherweise eine starke Domizilbildung, die durch einen hohen Familismus im Sinne einer ausgeprägten sozialen Kontrolle charakterisiert ist. Die Hoppes waren durch zahlreiche verwandtschaftliche Beziehungen mit ihrem Stadtteil verbunden. Mit ihren fünf Kindern und der patriarchalen Rollenverteilung entsprach Marias Familie dem Milieu des Stadtteils, welches mit Hradil (2005: 427-431) wohl am ehesten zwischen traditionellem und traditionslosem Arbeitermilieu einzuordnen ist.⁶⁶ In einem solchen Umfeld treffen zwei

66 Hier wird auf die SINUS-Milieus von 1998 Bezug genommen (vgl. Sinus 1998: zit.n. Hradil 2005: 427-431). Eine aktuelle Veröffentlichung von SINUS wurde nicht miteinbezogen, da die dort vorgestellten Milieus aufgrund ihrer Aktualität weitaus weniger zur Fallspezifik der 1960er und 1970er Jahre passen.

konkurrierende Lebensentwürfe aufeinander: Das traditionelle Arbeitermilieu zeichnet sich durch Lebensziele wie Anerkennung in Familie und Nachbarschaft, Anpassbarkeit, Bescheidenheit und Sicherheit aus. Demgegenüber steht das traditionslose Milieu, das sich durch übersteigerte Vorstellungen von einem Leben in Luxus, dem Wunsch nach den Konsum-Standards der Mittelschicht und eine ausgeprägte Gegenwartsorientierung auszeichnet (vgl. ebd.: 429). Die Sozialstruktur des ehemaligen Arbeiterviertels, in dem Maria aufwuchs, lässt sich demnach als Mischform oder Übergang zwischen diesen beiden Milieus beschreiben.

Neben den Vorurteilen gegenüber den Stadtteilbewohner*innen, wirkten sich vor allem städtebauliche Schwächen negativ auf das Image des Viertels aus. In direkter Nachbarschaft befanden sich ein Schrottplatz und ein großes Fabrikgelände. Die Ziegelstraße war räumlich durch Bahngleise vom Zentrum der Stadt abgeschnitten. Wollte man an den sozialen und kulturellen Angeboten der Region partizipieren, so war dies mit der Notwendigkeit eines längeren Fußwegs verbunden. Menschen, die in solchen Vierteln leben, müssen immer wieder Erfahrungen sozialer Ausgrenzung machen, die mit der sozialräumlichen Segregation einhergehen (vgl. Baum 1998: 67). Die Wohnhäuser des Viertels waren dringend sanierungsbedürftig. Entsprechende Maßnahmen konnten jedoch erst Ende der 1960er Jahre durchgeführt werden.⁶⁷ Angebote zur Kinderbetreuung bestanden zur damaligen Zeit noch nicht.⁶⁸

Marias Schilderungen vermitteln ein Bild davon, welches Stigma den Bewohner*innen des Viertels angehaftet haben mag:

MJ: ja früher hat man's einfach Getto genannt [Mhm], und äh wir sind ja dann auch (2) beschimpft worden, wir kommen daher „Da wohnen ja nur Arme und Zigeuner“ [Mhm] und (2) keine Ahnung [Mhm] und das hat auch bis heute, also ich muss sagen, heute ist es schon besser geworden aber es hat eigentlich immer noch nen schlechten Ruf wenn man irgendwo sagt, man kommt, von hier, dann wird man, unter anderem schon mal mit nem (1) komischen Blick angeguckt

(Interview Maria James, S.14/Z.40)

Mit dem Begriff des Gettos wird das gesamte Viertel als (sozial-)räumlich segregierter Stadtteil benannt. Maria erinnert sich daran, wie sie und andere Bewohner*innen aus dem Viertel beschimpft und abschätzig als „Arme und

67 Obwohl aus Gründen der Anonymisierung an dieser Stelle nicht auf eine direkte Quelle verwiesen werden kann, soll darauf hingewiesen werden, dass sich in der entsprechenden Literatur Hinweise auf eine Wohnungsknappheit im Stadtteil Ziegelstraße finden lassen. Allgemein macht Gestrich (1999: 52) darauf aufmerksam, dass in der gesamten BRD seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ein Wohnungsnotproblem bestand, welches erst Ende der 1960er Jahre gelöst werden konnte.

68 Das erste Angebot einer Kinderbetreuung entstand sechs Jahre nach Marias Geburt mit der Eröffnung eines Nachbarschaftszentrums.

Zigeuner“ bezeichnet wurden.⁶⁹ Hier wird deutlich, dass schon allein der Ruf des Viertels seinen Bewohner*innen zum Stigma wurde. Dennoch zeigt sich in Marias Selbstadressierung als „wir“ eine klare Positionierung als Teil eben dieses Stadtteilmilieus. Ihre eigene, gegensätzliche Perspektive auf den Stadtteil, stellt sie direkt im Anschluss daran dar:

MJ: Ich fand das ganz schrecklich weil ich (2) finde das eigen-, eigentlich (1) ne nicht eigentlich, ich finde es gut hier zu wohnen [Mhm] weil das ist hier so'n bisschen, es ist schon abgegrenzt [Mhm] aber ich finde's gut aus dem einfachen Grund (1) ich konnte hier (1) meine Kinder, mit fünf sechs Jahren, auch alleine raus schicken, aufm Spielplatz die spielen lassen [Ja] erstens isses, da oben (1) fahren keine Autos und da ist ja n Zaun, [Ja] der einzige Weg um auf die Straße zu kommen ist also wirklich, hier unten [Mhm mhm] und ähm (2) da hier ja jeder jeden kennt (1) [Ja] isses auch so wenn meine Tochter jetzt mal, hier runter gelaufen wäre oder so, und es hätte jemand gesehen, hätten die mich sofort angerufen oder wären vorbei gekommen oder hätten selber gesagt, [Ja super] komm mal wieder zurück da unten darfst du nicht spielen oder sonst irgendwas, das hast du eben halt nicht überall [...] wie gesagt hier ist es, ich finde's hier einfach (2) für mich **perfekt** für die Kinder

(Interview Maria James, S.15 Z.1)

Schon in der ersten Zeile, in ihrem Ringen um den Begriff „eigentlich“, wird erkennbar, wie schwierig es sich für Maria gestaltet, sich dazu zu bekennen, gerne in ihrem Viertel zu wohnen. Die Redepausen, bevor sie die Vorzüge des Stadtteiles nennt, deuten ebenfalls darauf hin. Versteht man diese Pausen zudem als Denkpausen, so ist zu vermuten, dass Marias Sympathie für das Viertel einem kaum hinterfragten Empfinden entspringt, welches erst nachträglich argumentativ begründet werden muss. Die Argumente, auf die sie dabei zurückgreift, könnten letztlich ebenso für den Zusammenhalt in einer Familie gelten und betreffen die Sorge der Anwohner*innen füreinander und um deren Kinder. Ihre anfangs noch zaghafte Argumentation beendet Maria schließlich mit dem eindeutig positiven Urteil, das Leben in der Ziegelstraße sei aus ihrer Sicht „**perfekt** für die Kinder“.

Rekapituliert man die Informationen, die zu Marias sozialem Umfeld zum Zeitpunkt ihrer Geburt vorliegen, so lassen sich folgende zentralen Hypothesen zusammenfassen: Maria wird in ein Milieu geboren, in dem Familie vor allem mit stereotypen Vorstellungen von „Frau-Sein“, einer Orientierung an Männern und einer großen Nähe untereinander konnotiert ist. Während Marias Eltern die Versorgung der Familie sicherten, erfuhr sie emotionale Zuwendung vor allem von ihren Geschwistern. Die soziale Kontrolle der Familie reichte über diese hinaus und setzte sich im unmittelbaren Umfeld des Stadtteils fort. Das sozial und räumlich segregierte Viertel zeichnet sich durch eine starke Innenorientierung sowie eine große Homo-

69 Hier deutet sich an, dass Maria mit antiziganistischen Ressentiments gegenüber ihrem Viertel konfrontiert wurde. Ein Thema, welches zwar mehrfach anklingt, insgesamt jedoch eher eine untergeordnete Rolle für die Fallstruktur spielt.

genität des Milieus aus. Unter diesen Umständen war zu erwarten, dass Maria die sozialen Regeln des Milieus internalisieren und sich an der familiär vorgegebenen Frauenrolle orientieren würde.

3.1.1.4 Kindheit in einem marginalisierten Stadtteil

Zu den ersten sechs Jahren in Marias Leben liegen keine biografischen Daten vor. Der Besuch eines Kindergartens ist unwahrscheinlich, da es keine entsprechende Einrichtung in erreichbarer Nähe gab. Als Bezugspersonen standen Maria vor allem ihre Familie und die Verwandten und Bekannten in der Nachbarschaft zur Verfügung. Die beengten häuslichen Verhältnisse und der Mangel an Alternativen machten das Spielen auf der Straße zur wahrscheinlichsten Freizeitaktivität. Dies deckt sich mit den Beobachtungen von Gestrich (1999: 94), dass viele Kinder die Straße nicht nur als eine Gegenwelt zu den innerfamiliären Hierarchien, sondern auch als eine Art erweiterter Wohnraum erfuhren. Das abgegrenzte, gut einsehbare Terrain des Viertels eignete sich als Treffpunkt und Erlebnisraum für Gleichaltrige.

Mit ihrer Einschulung im Jahr 1973 musste sich Maria zum ersten Mal außerhalb ihres Herkunftsviertels begeben, da ihre Grundschule in einem angrenzenden Stadtteil lag. Hier erhielt sie erstmals die Gelegenheit, regelmäßig in Kontakt mit Kindern aus anderen Milieus zu kommen. Es ist jedoch davon auszugehen, dass gemeinsam mit Maria noch weitere Kinder aus der Ziegelstraße eingeschult wurden. Somit liegt es nahe, dass Maria auch in diesem Umfeld an ihre bisherigen Bezüge anknüpfen und sich weiterhin an den sozialen Regeln des Milieus orientieren konnte.

Maria schloss mit der Grundschule ab und wechselte auf den Hauptschulzweig einer kooperativen Gesamtschule. Die Wahl einer Gesamtschule ließe sich dadurch erklären, dass es zur damaligen Zeit keine anderen Hauptschulen in unmittelbarer Nähe gab. Zudem erhofften sich Marias Eltern davon möglicherweise eine bessere schulische Perspektive für ihre Tochter, als in einer reinen Hauptschule. Auch in dieser Schule kamen viele von Marias Mitschüler*innen aus dem ihr bekannten Umfeld.⁷⁰ Der Kontakt zu Schüler*innen aus den anderen Schulzweigen war aufgrund der unterschiedlichen Herkunft der Kinder höchstwahrscheinlich gering.

Im Haushalt der Familie Hoppe war die Zimmervergabe klar geregelt. Mit dem Auszug eines Kindes erhielt das jeweils nächstälteste Kind ein eigenes Zimmer. So kam es, dass auch Maria im Laufe ihrer Schulzeit ein eigenes Zimmer erhielt, nachdem die beiden älteren Schwestern ausgezogen waren. Über die Gründe für den Auszug der Geschwister ist nichts Genaueres

70 Selbst Marias eigene Kinder gingen später ausnahmslos auf diese Schule.

bekannt. Ob sie aus eigenem Antrieb gingen, oder zu einem frühen Auszug gedrängt wurden (z.B. aus finanziellen Gründen), lässt sich nicht rekonstruieren.

Es stellt sich jedoch die Frage, welche Bedeutung der Auszug der Schwestern für Maria hatte. Es wurde bereits die Hypothese formuliert, dass den Schwestern die Rolle von Miterzieherinnen zukam. Sollte diese Annahme zutreffen, hätte deren Auszug den Verlust zweier wichtiger Bezugspersonen bedeutet. Auf der anderen Seite könnte das Vorbild der Geschwister auch Maria dazu bewegt haben, frühzeitig aus dem Haushalt der Eltern ausziehen zu wollen.

Im Sommer 1984 erhielt Maria ihren Hauptschulabschluss und verließ die Gesamtschule. Mit dem Abschluss der Schule endete der institutionell vorgegebene Bildungsweg und Maria wurde vor die Aufgabe gestellt, eine Berufs- bzw. Ausbildungswahl zu treffen. Berufswahlen ereignen sich laut Hildenbrand (2011: 71) immer vor dem vom Familien- und Verwandtschaftssystem vorgegebenen Hintergrund. Maria begann eine Ausbildung zur Friseurin. Kennzeichnend für den Friseurberuf ist, dass er im Allgemeinen eher mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert wird. Im Gegensatz zu manch anderen Tätigkeiten bietet er die Möglichkeit, auch jenseits des Arbeitsplatzes einen Nutzen zu erbringen. Die Ausbildung hatte ihr Vater vermittelt und entsprach dem traditionellen, auf Sicherheit bedachten Arbeitermilieu, wie es unter anderem von Hradil (2005: 429) beschrieben wird. Herr Hoppe hatte der Besitzerin des Friseursalons einige Gefallen erwiesen⁷¹ und nutzte diesen Umstand nun als Ressource, um seiner Tochter eine Berufsausbildung zu vermitteln. Im Interview benennt Maria die Vorteile des Friseurberufs, gibt aber auch zu erkennen, dass sie von ihrem Vater zur Ausbildung gedrängt wurde:

MJ: und dann meint er halt „Na gut wenn du dir nix suchst, wenn du nicht weißt was du werden willst, dann frag ich jetzt die [...] die Frau soundso, für die hab ich schon gearbeitet, die hat nen Friseursalon [Mhm] vielleicht kannst du ja da ne Ausbildung machen“ (2) und da hab ich dann gesagt „Mhm, ja ok dann mach, DANN MACH ICH’S HALT“ weil äh (1) erstens bringt es Geld es hilft, der Familie n bisschen und ich hab auch n bisschen Geld

(Interview Maria James, S.16/Z.27)

Maria, die mit gehobener Stimme dem Vorschlag ihres Vaters zustimmt („DANN MACH ICH’S HALT“), gibt zu erkennen, dass die Berufswahl wohl nicht ihrem eigenen Wunsch entsprochen hatte. Zwar ist durchaus denkbar, dass ihr Vater vor allem ihre Zukunft im Blick hatte, diese positive Sichtweise greift Maria in ihrer Darstellung jedoch nicht auf. Folgt man ihren Ausführungen, so wurde ihre Ausbildungswahl nicht aufgrund ihrer persönlichen Neigungen oder Interessen getroffen, sondern wegen ihrer Praktikabili-

71 Höchstwahrscheinlich handelte es sich dabei um Schwarzarbeit.

tät. Anstatt gegen die Fremdbestimmung ihrer Berufswahl zu rebellieren, fügt sie sich zum Wohl der Familie dem Willen ihres Vaters. Die Familienorientierung erscheint neben den finanziellen Vorteilen als wichtigstes Argument für die Ausbildung.

Resümiert man Marias Lebensweg innerhalb dieser ersten 17 Jahre, so zeigt sich ein biografischer Verlauf, wie er bereits anhand der Milieuspezifik der ersten Daten angelegt war. Die ersten sechs Jahre verbrachte sie im Haushalt der Familie und in der unmittelbaren Nachbarschaft. Marias schulischer Werdegang entspricht den Vorgaben ihres Herkunftsmilieus. In Grund- und Hauptschule war sie wahrscheinlich überwiegend von Kindern und Jugendlichen umgeben, die einen ähnlichen sozialen Hintergrund aufwiesen. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Schule wurde ihr, aufgrund der persönlichen Kontakte und dem Engagement ihres Vaters, eine Ausbildung zur Friseurin vermittelt. Sie selbst stellt ihre Berufswahl aus heutiger Sicht als unliebsame Entscheidung dar, die sie letztlich im Sinne der Familie traf. Deutlich hervor tritt dabei eine allgemeine Familienorientierung, die sich unter anderem darin niederschlägt, dass Lösungen für Probleme im schulischen Bereich oder bei der Ausbildungssuche über die Familie gesucht wurden.

3.1.1.5 Schwangerschaft und Auszug aus dem Elternhaus

Anfang des Jahres 1985 lernte Maria einen in Wiesbaden stationierten schwarzen US-Soldaten kennen.⁷² Verbindungen zwischen deutschen Frauen und amerikanischen Soldaten waren laut Domentat (1998: 116) in der deutschen Bevölkerung eher ungern gesehen. Zudem stießen Beziehungen zu schwarzen Männern in einigen Kreisen auf besonders große Ablehnung. Wie bereits erwähnt, hatte der Armeestützpunkt eine relativ große regionale Bedeutung. Gerade junge Frauen aus wenig privilegierten Milieus standen häufig in Kontakt mit den amerikanischen Männern. Sie suchten gezielt die Lokalitäten auf, in denen sie sich mit ihnen treffen konnten. Auch die US-Soldaten suchten häufig Diskotheken auf, um Frauen kennenzulernen. Dies ging sogar so weit, dass einige dieser Lokalitäten nicht von deutschen Männern besucht werden durften, da befürchtet wurde, es könnte zu Streitigkeiten um die Frauen kommen (vgl. Seiler 1985: 136f.).

Maria war nicht die einzige junge Frau in ihrer Familie, die mit den amerikanischen Männern verkehrte. Auch ihre Schwestern kamen immer wieder in Kontakt mit den Soldaten. Vielen Frauen wurden zur damaligen Zeit finanzielle Gründe für ihre Beziehungen zu US-Soldaten unterstellt.

72 Der Name dieses Mannes oder weitere Informationen ließen sich im Rahmen des Interviews nicht in Erfahrung bringen.

„Die Hoffnung auf verbesserte materielle Verhältnisse konnte noch zu Zeiten des deutschen Wirtschaftswunders deutsch-amerikanische Verbindungen begünstigen“ (Domentat 1998: 53). Auch Maria könnte darin eine Möglichkeit gesehen haben, den eigenen beschränkten Verhältnissen zu entkommen.

Nur wenig später, im Alter von 17 Jahren, wurde Maria von dem amerikanischen Soldaten schwanger. Im Interview begründet Maria ihre Schwangerschaft damit, dass sie sich mit 17 Jahren eine Zyste hatte entfernen lassen und infolgedessen davon ausgegangen war, unfruchtbar zu sein. Diese Darstellung diene wahrscheinlich in erster Linie der Rechtfertigung vor mir als Interviewer und konnte aufgrund der vorliegenden Daten verworfen werden. Mit der Einführung neuer Verhütungsmittel wie der Pille und der Spirale in den 1960er Jahren (vgl. Sieder 1998: 260) hätten verschiedene Möglichkeiten zur Verfügung gestanden, einer Schwangerschaft vorzubeugen. Von ihrer Mutter und einer ihrer Schwestern ist bekannt, dass diese ebenfalls schon in jungen Jahren Kinder zur Welt gebracht hatten. Von daher stellte eine frühe Schwangerschaft keine Abweichung von der familiären Norm dar. Weitaus problematischer hingegen könnten die Hautfarbe und die Herkunft des Kindsvaters gewesen sein.

Noch während der Schwangerschaft kam es zur Trennung der werdenden Eltern. Tatsächlich ist es sehr unwahrscheinlich, dass Maria daraufhin weiter durch den Vater des Kindes unterstützt wurde, denn zu dieser Zeit waren die Chancen, Unterhaltsansprüche gegen US-Soldaten durchzusetzen, sehr gering (vgl. Domentat 1998: 147f.).

Kurze Zeit später verließ Maria das Elternhaus und zog zu einer ihrer älteren Schwestern. Dass der Umzug in Zusammenhang mit ihrer Schwangerschaft steht, ist naheliegend. Zwar wäre auch denkbar, dass Marias Umzug lediglich dem typischen Familienmuster des frühen Auszugs aus dem Elternhaus entsprach, die zeitliche Korrelation mit der Schwangerschaft macht allerdings einen kausalen Zusammenhang wahrscheinlich.

Auch Maria erklärt ihren Auszug mit der frühen Schwangerschaft und betont dabei insbesondere, dass die Hautfarbe des Vaters eine Rolle spielte. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass in ökonomisch schwachen Milieus oftmals ein Klima der Orientierungslosigkeit herrscht, das fremdenfeindliche Einstellungen begünstigt (vgl. Grau/Gross/Reinecke 2012). Übereinstimmend damit verdeutlicht die scheinbare Selbstverständlichkeit von Marias Argumentation, dass Fremdenfeindlichkeit und rassistische Vorurteile durchaus zum Alltag im Umfeld der Hoppes gehörten:

MJ: heut versteh ich was sie {ihre Mutter Anm. D.W.} (2) durchgemacht haben muss [Mhm] und was das für sie war, äh ich war jung, ich war schwanger, und auch noch von nem Farbigen und, es war eher so, dass meine Mutter Angst hatte vor meinem Vater, [Mhm] was mein Vater vielleicht sagt oder macht [Ja] das war das eher, nicht,

meine Mutter, wenn ich nur mit meiner Mutter gelebt hätte hätte sie mich, bestimmt nicht rausgeschmissen, aber, es war eher dass sie Angst gehabt hat was der Vater darüber sagt oder was er macht

(Interview Maria James, S.9/Z.27)

Hier wird deutlich, dass der Umstand, dass ihr Kind „auch noch von nem Farbigen“ abstammte, aus Marias Sicht einen legitimen Grund für die Handlungen ihrer Mutter darstellt. Auch wenn dies möglicherweise lediglich einen nachträglichen Erklärungsversuch darstellt, so verweist diese Annahme zumindest auf das in der Familie geteilte System aus Normen und Vorurteilen. Auffällig ist, dass Maria in diesem Kontext zweimal darauf hinweist, dass ihre Mutter Angst davor hatte, was ihr Vater sagen, insbesondere aber vor dem, was er tun könnte. Ohne dass dies konkret benannt wird, klingt dabei körperliche Gewalt, als eine mögliche Reaktion des Vaters an. In ihrer Darstellung wird so der Rauswurf durch die Mutter zur Fürsorge und zum Schutz vor der Bedrohung durch den Vater uminterpretiert. Indem Maria erklärt, dass sie heute verstehe, was ihre Mutter durchgemacht haben muss, deutet sich zugleich an, dass sie in ihrem damaligen Erleben noch kein Verständnis dafür entwickeln konnte. Mit ihrer konstruierten Erklärung, ihre Mutter hätte sie „bestimmt nicht rausgeschmissen“, wäre der Vater nicht gewesen, liefert sie nachträglich die Rechtfertigung für das damalige Verhalten ihrer Mutter.

Mit dem Umzug ging der Abbruch ihrer Ausbildung zur Friseurin einher, die sie etwa zwei Jahre zuvor begonnen hatte. Als naheliegender Grund dafür kommt ihre Arbeitsunfähigkeit aufgrund der fortgeschrittenen Schwangerschaft infrage. Damit folgte Maria erneut dem Vorbild ihrer großen Schwester, die ebenfalls ihre Berufsausbildung aufgrund einer Schwangerschaft abgebrochen hatte. An eben diese wandte sie sich auch, nachdem sie keine weitere Hilfe von ihren Eltern, geschweige denn von dem Vater des Kindes erwarten konnte. Die Tatsache, dass Maria von ihrer Schwester in einer solchen Notlage aufgenommen wurde, bekräftigt das zuvor bereits vermutete gute Verhältnis zwischen den Geschwistern und ist exemplarisch für deren Zusammenhalt.

MJ: wie gesagt da hab ich ja da gewohnt (2) und äh ja, wir ham, alles zusammen gemacht (3) [Mhm] und sie hat mir dann auch noch n bisschen muss ich ganz ehrlich sagen, noch n bisschen, geholfen hat mir gezeigt (1) äh, wie man gewisse Dinge macht, ein Baby baden ich mein (1) natürlich weiß ich wie man sich badet aber, n Baby zu baden is ja was ganz anderes natürlich [Ja], und dann war das schon gut dass ich da ne Zeit lang gewohnt hab und sie mir gezeigt hat wie viele Dinge auch gehen die ich noch nicht kannte oder wusste wie sie gehen

(Interview Maria James, S.18/Z.42)

Mithilfe ihrer Schwester lernte sie die nötigsten Dinge, um ihr Kind zu versorgen. Damit übernahmen die Geschwister wie schon in ihrer Kindheit

Aufgaben, die von Marias Eltern nicht erbracht werden konnten bzw. diese nicht erbringen wollten. Allgemein sind die Verbindlichkeit und die scheinbare Selbstverständlichkeit, mit der man sich in ihrem damaligen Umfeld aushalf, als große Stärke des Milieus hervorzuheben.

Im Jahr 1986 beantragte Maria zum ersten Mal Sozialhilfe. Auch dies mag eines von den „Dingen“ gewesen sein, die ihr von ihrer Schwester gezeigt wurden. Der Bezug von Sozialleistungen gehörte schon damals zum Alltag der Menschen in ihrem sozialen Umfeld. Der Anteil der Sozialhilfeempfänger*innen an der Gesamtbevölkerung in Marias Heimatstadt betrug zu dieser Zeit um die drei Prozent (vgl. Bertram/Bayer/Bauereiß 1993: 129). Vor allem in den sozialen Brennpunkten Ziegelstraße und Unterhof ist davon auszugehen, dass diese Quote deutlich höher war.⁷³

In dieser Situation wird deutlich, dass sich Maria schon in jungen Jahren kompetent darin zeigte, ihren Rechtsanspruch auf finanzielle Unterstützung durchzusetzen. Die Strukturen der staatlichen Fürsorge eröffneten ihr eine neue Perspektive in Unabhängigkeit von den Eltern.⁷⁴ Marias Schwester verfügte selbst über keine abgeschlossene Ausbildung und hatte ihrerseits gelernt, das Sozialsystem für sich und ihr eigenes Kind in Anspruch zu nehmen. Die Kompetenzen, die sie sich dabei angeeignet hatte, konnte sie nun an Maria weiter geben.

Die Sozialhilfe ermöglichte Maria eine neue Unabhängigkeit, allerdings um den Preis der Abhängigkeit von staatlichen Geldern. Dadurch war sie in der Lage, Verantwortung für sich und ihr Kind zu übernehmen, ohne auf die Hilfe ihrer Familie angewiesen zu sein. Sie sorgte nicht nur für sich selbst, sondern entlastete zugleich ihre Eltern von der finanziellen Verantwortung für sie und das Enkelkind.

Anfang 1986 brachte Maria ihre Tochter Celina auf die Welt. Unterstützt von ihrer Schwester gelang es ihr, eine eigene Wohnung für sich und das Kind zu organisieren. Eine Rückkehr zu ihren Eltern war offenbar nicht vorgesehen.

Kurze Zeit später verließ sie den Haushalt ihrer Schwester und zog in ihre erste eigene Wohnung in einem Viertel, das sich Unterhof nannte. Trotz der guten Beziehung zwischen den Geschwistern konnte Maria nicht dauerhaft bei ihrer Schwester leben. Sozialstrukturell ähnelte ihr neuer Lebensraum dem der Ziegelstraße. Der Unterhof war zur damaligen Zeit ebenfalls als sozialer Brennpunkt bekannt. Als Sozialhilfeempfängerin war sie auf das Wohngeld der Sozialämter angewiesen, was ihr eine freie Wahl des Wohnortes erschwerte. Der Umzug in einen anderen Stadtteil von Wiesbaden im

73 Aus Anonymisierungsgründen können an dieser Stelle keine konkreten Quellen angegeben werden. Auch die Angaben von Bertram und Bayer beziehen sich nicht auf die Stadt Wiesbaden, sondern auf den anonymisierten Wohnort der Familie.

74 Dabei bewegte sie sich aber weiterhin in familiären Zusammenhängen. Fraglich ist, ob sie ohne diese in der Lage gewesen wäre, einer solchen Situation gerecht zu werden.

jungen Alter von 18 Jahren dürfte einen weiteren großen Schritt in Marias Leben bedeutet haben. Anzunehmen ist, dass sie die Aufgabe, sich als alleinerziehende Mutter ohne abgeschlossene Ausbildung um einen eigenen Haushalt zu kümmern, alltäglich mit neuen Herausforderungen konfrontierte.

Fasst man Marias Leben seit dem Zeitpunkt, da sie den jungen US-Soldaten kennengelernt hatte, zusammen, so müssen mehrere tief greifende Veränderungen festgehalten werden. Auf den Beginn ihrer Schwangerschaft folgte die Trennung vom Vater des Kindes. Dem Vorbild ihrer Geschwister folgend, verließ Maria daraufhin das Elternhaus und zog zu ihrer Schwester. Zum Abbruch der Ausbildung kam es wahrscheinlich aufgrund des fortgeschrittenen Stadiums ihrer Schwangerschaft. Mithilfe ihrer Schwester war sie in der Lage, Hilfe zu organisieren und zeigte sich kompetent im Umgang mit Ämtern und karitativen Einrichtungen. Es gelang ihr, einen Anspruch auf Sozialhilfe geltend zu machen und den Umzug in eine eigene Wohnung zu organisieren. Auch dort war sie nach wie vor in ihrem Herkunftsmilieu verhaftet und suchte den Kontakt zu ihren alten sozialen Bezügen.

3.1.1.6 Familiäre Unterstützungszusammenhänge und zweite Schwangerschaft

1987, nur ein Jahr nach der Geburt von Celina, lernte Maria einen weiteren Mann kennen, ebenfalls ein schwarzer US-Soldat. Wie bereits erörtert, deutet einiges darauf hin, dass das Interesse an den US-Amerikanern in Marias Umfeld weitverbreitet war.⁷⁵ Die amerikanischen Soldaten bestachen durch ihre verhältnismäßig gute finanzielle Lage und suchten ihrerseits oft den Kontakt zu deutschen Frauen (vgl. Seiler 1985: 336ff.; Domentat 1998: 53).

Kurze Zeit später wurde Maria erneut schwanger. Als alleinerziehende Mutter könnte sie eine weitere Schwangerschaft als recht problematisch empfunden haben. Zumindest deutet einiges darauf hin, dass sie im Zuge ihrer ersten Schwangerschaft einige negative Erfahrungen gemacht hatte. Andererseits bot die Schwangerschaft eine Möglichkeit, einen Mann an sich zu binden, der materielle Sicherheit für sie und ihr Kind garantieren konnte.

An dieser Stelle lässt sich eine weitere Hypothese formulieren. Diese lässt sich zwar nicht eindeutig belegen, drängt sich aber geradezu auf. Die Parallelen zwischen dem Vater ihres ersten Kindes und dem zweiten Mann sind zahlreich. Es zeigt sich mehrfach, dass Maria schon früh eine ausgeprägte Familienorientierung entwickelt hatte. Um nach außen den Anschein einer intakten Familie zu vermitteln, könnte Maria angedacht haben,

75 Die biografischen Daten lassen erkennen, dass zumindest eine von Marias Schwestern ebenfalls eine Beziehung zu einem US-Soldaten hatte. Zudem ist bekannt, dass mindestens zwei von Marias Nichten mit US-Amerikaner verheiratet sind und im Laufe ihres Lebens mit diesen Männern in die USA zogen.

den neuen Mann als Vater ihres ersten Kindes auszugeben. Im Interview mit ihrer ersten Tochter Celina behauptet diese zumindest, dass Maria ihr gegenüber vorgegeben habe dieser zweite Partner sei zugleich der Vater von Celina. Laut Peuckert (2008: 219) ist es durchaus nicht ungewöhnlich, dass Stieffamilien versuchen, ihre Andersartigkeit zu verbergen und nach außen wie eine „normale“ Familie zu erscheinen. Insbesondere da beide Kinder die gleiche Hautfarbe haben, hätten außenstehende Personen annehmen können, dass beide Kinder von demselben Mann stammen.

Im September 1988 kam Marias zweite Tochter Jennifer auf die Welt. Das Kind wurde acht Wochen zu früh geboren und musste nach der Geburt zwei Monate im Krankenhaus versorgt werden. Kurz nach der Geburt wurde Maria auch vom Vater dieses Kindes verlassen. In ihrer Darstellung weicht Maria dieser Thematik aus. Der Vater ihrer zweiten Tochter Jennifer wird anfangs gar nicht erwähnt. Stattdessen beschreibt sie die schwere Zeit, in der sie sich alleine um das zu früh geborene Kind kümmern musste. Generell fällt auf, dass Maria im Interview keinen ihrer Männer mit Namen nennt. In ihrer Darstellung werden ihre Partner zu Namenlosen, die nur insoweit eingeführt werden, als sie in ihrer Funktion als Väter der Kinder nicht unerwähnt bleiben können. Im Kontext des Interviews hatte dies zur Folge, dass mehrfach unklar war, von welchem Partner jeweils die Rede war.

Als arbeitslose zweifache Mutter war Maria auf jede Hilfe angewiesen. Noch im selben Jahr begann sie, als Reinigungskraft zu arbeiten. Dass sie diese Tätigkeit nicht als individuelle Selbstverwirklichung, sondern, wie viele Frauen, vor allem als „Ressource zur eigenverantwortlichen Existenzsicherung“ (Sieder 1998: 241) ansah, ist naheliegend. Das geringfügige Beschäftigungsverhältnis ermöglichte es ihr, den niedrigen Sozialhilfesatz aufzustoßen. Mit dem zusätzlichen Einkommen konnte sie für sich und ihre beiden Kinder sorgen, ohne auf einen berufstätigen Mann angewiesen zu sein. Eine solche Tätigkeit wird ihr jedoch kaum möglich gewesen sein, ohne dass jemand auf ihre Kinder aufgepasst hätte.

MJ: ich hab da im Unterhof meine Wohnung gehabt, hab da gewohnt aber auch nur, geschlafen [Ach so] muss ich sagen [Ja] wir sind wirklich, den ganzen Tag über, äh, war ich hier [Mhm] (2) weil meine ganze Familie wohnt ja hier [...] ich bin dann morgens, was weiß ich so, nachdem die Kinder aufgestanden sind sauber gemacht, gefrühstückt, sind wir mit dem Bus hier hoch gefahren oder gelaufen je nachdem, und dann waren wir eigentlich ja (1) bis abends, fünf sechs (1) im Sommer vielleicht auch mal sieben oder acht [Mhm] kommt drauf an, waren wir hier oben und dann sind wir wie gesagt nur noch heim, und dann haben wir uns dann bettfertig gemacht und sind dann eigentlich in der Wohnung nur zum Schlafen gewesen

(Interview Maria James, S.22 Z.18)

Im Kontext dieser Aussagen wird noch einmal offensichtlich, dass Marias Milieu- und Familienbindung auch nach ihrem Umzug in einen anderen Stadtteil weiter tragfähig war. Ihre alten Bezüge zur Familie und deren

Wohnort werden als so ausgeprägt beschrieben, dass Maria überspitzt erklärt, ihre neue Wohnung „nur zum Schlafen“ aufgesucht zu haben. Baum (1998: 65) stellt fest, dass dies nicht ungewöhnlich für junge Menschen ist, die in sozialen Brennpunkten aufwachsen, da sich ihre Möglichkeiten zur Identitätssicherung für gewöhnlich vor allem auf das vertraute Umfeld des Stadtteils beschränken. Betrachtet man den gesamten Aufwand, den Maria alltäglich betreiben musste, um ihre Familie zu besuchen, so wird deutlich, wie sehr dies ihren Tagesablauf bestimmt haben dürfte. Zeit für eine berufliche Neuorientierung wäre dabei wohl kaum übrig geblieben. Dennoch war sie zumindest gewillt, sich um eine Anstellung als Reinigungskraft zu bemühen.

Betrachtet man zusammenfassend die Ereignisse, die sich seit Marias zweiter Beziehung mit einem US-Soldaten zugetragen hatten, dann lässt sich eine Tendenz erkennen, die sich schon zuvor angebahnt hatte. Zweimal in Folge hatten Marias Beziehungen jeweils nur sehr kurz angehalten.⁷⁶ Zugleich war sie beide Male schwanger geworden und musste anschließend die alleinige Verantwortung für ihre beiden Kinder übernehmen. Trotz dieser doppelten Belastung suchte sie nach einer Möglichkeit, ihr Budget aufzubessern. Zwar gelang es ihr, dank eines geringfügigen Beschäftigungsverhältnisses die finanzielle Versorgung ihrer Kinder sicherzustellen, letztlich profitierte sie jedoch auch von der Unterstützung ihrer Familie, deren Beitrag bei der Bewältigung ihrer damaligen Situation berücksichtigt werden muss.

3.1.1.7 Marias Ehe mit dem US-Soldaten Robert James

Ende des Jahres 1988 lernte Maria einen weiteren Mann kennen, den US-Soldaten Robert James. Mit der neuen Beziehung bestätigte sie ihr altes Muster ein weiteres Mal.⁷⁷ Mögliche Gründe für Marias Hang zu US-Amerikanern wurden bereits thematisiert. Hinzu kommt die Annahme, dass sie als Mutter von zwei Kindern schlechtere Chancen bei Männern aus ihrem eigenen Milieu hatte.

76 Bei dieser Hypothese geht es nicht um eine individuelle Schuldzuweisung, im Gegenteil. Eine solche Lesart soll unbedingt vermieden werden. Vielmehr basiert diese Hypothese auf der Annahme, dass Marias Suche nach einer Familie dazu führte, dass sie Beziehungen zu Männern einging, die von Anfang an ein gewisses Konfliktpotenzial boten. Dazu gehört auch die Annahme, dass sie nur teilweise dazu in der Lage war, ihre Vorstellung einer intakten Familie zu reflektieren und in ihrem Handeln von latenten Familienbildern geleitet wurde.

77 Die Hautfarbe des dritten Mannes ist leider nicht bekannt. Die Parallelen reichen jedoch aus, um auf die Ähnlichkeit all ihrer Männer aufmerksam zu machen (US-Bürger, in Deutschland stationierte Soldaten). Allgemein tritt die Thematik der Hautfarbe eher in den Hintergrund, da sie sich nicht weiter mit den biografischen Daten in Verbindung bringen lässt.

1991 heirateten Maria und Robert. Nach außen repräsentierte die Hochzeit familiäre Geschlossenheit. Bisher konnte nur angenommen werden, dass Maria den Wunsch hatte, eine eigene Familie zu gründen. Mit der Hochzeit bestätigt sich diese Hypothese, die zugleich eine Erklärung für ihre bisherigen Beziehungsprobleme bieten kann.⁷⁸

Nur wenige Monate später wanderte die junge Familie in die USA aus. Für ihre Ehe zeigte Maria die Bereitschaft, ihr vertrautes Umfeld zu verlassen. Anzunehmen ist, dass diese Entscheidung mit der Hoffnung auf bessere Lebensverhältnisse und materielle Sicherheit verbunden war. Die erste Station in ihrer neuen Heimat war eine Übergangswohnung der US-Armee. Als es endlich soweit war, dass die junge Familie in eine eigene Wohnung ziehen konnte, trafen Marias möglicherweise überhöhte Erwartungen auf die amerikanische Realität: „Nicht selten warteten jenseits des Atlantik Arbeitslosigkeit, Wohnungsprobleme und ambivalente oder gar feindselige neue Familien“ (Domentat 1998: 78).

Ihre neue Wohnung lag inmitten der texanischen Wüste. Maria hatte in Deutschland nie gelernt, sich außerhalb ihres Herkunftsmilieus zu bewegen. Marias Mann musste täglich in der Kaserne arbeiten. Sie selbst blieb zu Hause und kümmerte sich um die Kinder. Sie war aufgrund ihres Mannes in die USA gezogen und lebte dementsprechend auch einen auf ihren Mann ausgerichteten Lebensentwurf, insbesondere da sie als Zugezogene nur wenige Kontakte in ihrer neuen Umgebung gehabt haben dürfte. Folgende Erzählung gibt einen Einblick in Marias Erleben der fremden Umgebung:

MJ: mich fängt's schon an zu jucken wieder überall wenn ich nur dran denke (((lacht))) ja, das ist so'n Erlebnis was ich zum Beispiel gar nicht vergessen werde weil (1) es hat einen, ganzen Tag und ne ganze Nacht geregnet (2) und am nächsten Morgen war wieder, alles trocken, und (2) ja war wieder ganz normal und ich geh raus und wie gesagt bring meine Tochter zur Schule und laufe an dem einen Haus vorbei (1), die Wand war eigentlich weiß (1), aber die war gesprenkelt, die war schwarz-weiß gesprenkelt, also das Ganze, die **ganze** Wand war voller Heuschrecken und [Ja] urgh, anderes Ungeziefer ich weiß es nicht, es war schon ekelhaft (((lacht))) [Ja ja] ja (1) und wie gesagt da hab ich (2) äh, gewohnt

(Interview Maria James, S.32/Z.5)

In Marias Erzählung wird der neue Wohnort über Nacht von „Ungeziefer“ befallen. Anders als ihr vorheriges Wohnumfeld, das sich aus Marias Perspektive vor allem durch seine Vertrautheit auszeichnete, erwies sich ihr neues Zuhause der Darstellung zufolge als unberechenbar. Ihr Ekel vor den Insekten scheint dabei zugleich einen Ekel bzw. eine Abneigung vor der damaligen fremden Umgebung auszudrücken. Die Tatsache, dass Maria ihre Erzählung mit der Feststellung abschließt, an diesem „ekelhaften“ Ort ge-

78 Denkbar wäre beispielsweise, dass ihre ersten beiden Schwangerschaften mit der Absicht einhergingen, die Männer an sich zu binden.

wohnt zu haben („und wie gesagt da hab ich (2) äh, gewohnt“) bestärkt den Eindruck, mit welchem Gefühl der Entfremdung und des Unbehagens ihre damalige Wohnsituation behaftet ist.

Im Frühjahr 1992 wurde Maria zum ersten Mal von ihrem Mann schwanger. Der Wunsch nach einem dritten Kind fügt sich ein, in Marias Orientierung an dem Frauenbild ihres Herkunftsmilieus und der großen Kinderzahl in ihrer Familie. Gerade wenn man davon ausgeht, dass Maria in den USA deutlich schlechter integriert war, als in ihrem Herkunftsort, könnten der Wunsch nach Aufmerksamkeit und einer eigenen Aufgabe für eine erneute Schwangerschaft gesprochen haben.

Noch während ihrer dritten Schwangerschaft kamen Marias Eltern zu Besuch in die USA. Unklar ist, welchen Grund es für diese kostspielige Reise gegeben hatte. Der Aufenthalt ihrer Eltern in den USA dauerte mehrere Wochen. In dieser Zeit hatte Maria erstmals wieder direkten Kontakt zu ihrer Familie. Hier wird deutlich, dass die Hochzeit und der Umzug in die USA ihr zwar eine anhaltende Partnerschaft mit Kindern ermöglicht hatten, zugleich bedeutete dies aber auch, dass sie ihre Herkunftsfamilie und ihr gewohntes Umfeld hinter sich lassen musste.

Rekapituliert man die Zeit, seit Maria auf ihren dritten Partner Robert getroffen war, so wird ihre zuvor nur latent erkennbare, milieutypische Absicht, eine stabile Zwei-Eltern-Familie zu gründen, offensichtlich. Schon nach kurzer Zeit kam es zur Hochzeit, dem symbolischen Akt einer gemeinsamen Familiengründung. Zugleich zeigte sich erneut, wie sehr Maria ihre Lebensplanung an den Entscheidungen von Männern ausrichtete. Obwohl sie das vertraute soziale Umfeld hinter sich lassen musste, war sie bereit, ein Leben in den USA zu beginnen. Marias Erzählung von einer plötzlichen „Invasion“ der Insekten verbildlicht ihre Ängste diesbezüglich und lässt eine Distanziertheit gegenüber ihrem damaligen Wohnort erkennen. Geht man davon aus, dass Marias Leben bis dato von einer starken Bindung an ihr Herkunftsmilieu geprägt war, so lassen sich Anpassungsschwierigkeiten in der neuen Umgebung erahnen. Dabei war es ihr trotz aller Milieudifferenzen gelungen, die Familienplanung durch das erwartete erste gemeinsame Kind weiter voranzutreiben.

3.1.1.8 Umzug nach Deutschland

Im Sommer 1992, noch während ihrer Schwangerschaft, reiste Maria gemeinsam mit ihren Kindern zurück zu ihrer Familie nach Deutschland. Marias Bericht von diesem Umzug veranschaulicht, wie aufreibend sich dieser gestaltet haben muss:

MJ: und dann hab ich dann, in der Wohnung von meinem Bruder der hat ein Ein-Zimmer-Apartment gehabt [Ja] [...] dann mit zwei Kindern drin gewohnt [...] ich bin ja auch, eigentlich nur mit, den Sachen die ich unter den Armen tragen kann sag ich mal [Mhm] wieder gekommen das heißt ich bin (2) hier wieder angekommen und hatte außer (1) Anzihsachen, n paar Spielsachen für meine Kinder, gar nichts, also wie gesagt weder, Betten noch ein Schrank oder ne Couch oder irgendwas [Mhm] also bin wirklich nur mit (2) dem was ich tragen konnte wieder gekommen, [Mh] und hab in dieser kleinen Wohnung gewohnt, sehr beengt ((lacht))

(Interview Maria James, S.35/Z.28)

Schon Marias Lachen am Ende dieser Textstelle mag den Versuch andeuten, eine gewisse Distanz zu ihrem damaligen Erleben herzustellen. In der Interviewsituation wurde deutlich, dass diese Thematik Maria auch heute noch sehr bewegt. Nach ihrer unvorbereiteten Abreise kam sie zunächst in der Ein-Zimmer-Wohnung ihres Bruders unter. Ihre Möbel hatte sie allesamt in den USA gelassen. In Deutschland hatte sie keine Arbeit, keinen Mann und keine klare Perspektive. Obwohl sie seit ihrer ersten Beziehung auf der Suche nach einer eigenen Familie gewesen war, hatte sie ihr Leben in den USA aufgegeben. Da nichts auf eine ernsthafte Krise in ihrer Beziehung hindeutet, kann beispielsweise angenommen werden, dass sich Maria vor allem nach ihrem vertrauten Lebensumfeld sehnte, welches ihr die neue Familie nicht ersetzen konnte. Ihr Unbehagen in den USA wurde bereits durch das Heuschreckenbild verdeutlicht. Der plötzliche Umzug könnte schließlich darauf hindeuten, dass ihre Bindung an die Familie und den Herkunftsort stärker war, als die Bindung an ihren Mann. So ist zwar Familie im Sinne einer Verbindung von Frau, Mann und Kindern ein zentrales Thema ihrer Selbstdarstellung, auf der Ebene der biografischen Daten wird jedoch deutlich, dass Marias Bindung an ihre Familie und das Milieu ihres Stadtteils einen noch größeren Einfluss hatte. Ihr auf den Mann hin ausgerichteter Lebensentwurf ist somit letztlich vor allem ein Teil des dominanten Musters einer milieutypischen Familienorientierung.

Ende desselben Jahres zog Maria im Alter von 25 Jahren in eine eigene Wohnung in der Ziegelstraße. Nach nur einem Jahr in den USA und einem aufwendigen Umzug war sie in die vertraute Umgebung ihres Stadtteils heimgekehrt. Eine Rückkehr in die USA schien nun, da sie eine eigene Wohnung angemietet hatte, eher unwahrscheinlich. Ohne ihren Ehemann war die schwangere Maria erneut auf Unterstützung angewiesen. Ein weiteres Mal zeigte sich die Tragfähigkeit des familiären Zusammenhangs und Marias Fähigkeit, adäquate Hilfe zu organisieren. Der Umzug war mit einem Antrag auf Sozialhilfe und auf Finanzierung einer Sozialwohnung verbunden. Da Maria in den USA nicht nur ihren Mann, sondern auch das Mobiliar zurückgelassen hatte, musste sie sich eine neue Inneneinrichtung beschaffen. Zudem ist ein solcher Umzug nur schwer ohne die Hilfe anderer Personen zu

bewerkstelligen. Von daher muss davon ausgegangen werden, dass Maria auch über die Hilfe der Ämter hinaus in der Lage war, Unterstützung aus dem Umfeld des Stadtteils zu organisieren.

Kurz nach dem Umzug in die eigene Wohnung im Jahr 1993 kam Marias drittes Kind auf die Welt, ein Sohn namens Dennis. Zur Geburt des Kindes reiste Robert aus den USA an. Dies bekräftigt die zuvor aufgestellte Hypothese, dass für Marias Umzug nicht primär ein Beziehungskonflikt ausschlaggebend war, sondern ihre Fremdheit in den USA. Gestützt wird diese Hypothese dadurch, dass Robert nur wenig später seine Versetzung nach Deutschland beantragte und schließlich mit Maria zusammenzog. Zurück in der Ziegelstraße war sie durchaus bereit, sich ein weiteres Mal auf ihn einzulassen.

Fasst man diesen Abschnitt resümierend zusammen, so zeigt sich hier vor allem die große Relevanz von Marias Bindung an ihr Herkunftsmilieu. Diese scheint letztlich so stark gewesen zu sein, dass Maria in den ihr bekannten Stadtteil zurückkehrte. So ist zwar die Beziehung zu einem Mann ein wichtiger Bestandteil ihrer milieutypischen Familienorientierung, die Milieubindung selbst ist jedoch noch weitaus stärker. Marias erneutes Einwilligen in das Zusammenleben mit ihrem Mann lässt erkennen, dass sie immer noch Interesse an der Beziehung hatte. Möglich wurde ihr eine derart flexible Gestaltung ihrer Lebensumstände jedoch erst durch den familiären Zusammenhalt und den Rückgriff auf die Unterstützung durch Institutionen der Sozialhilfe.

3.1.1.9 Die Zeugen Jehovas als Familienersatz

1996, drei Jahre später, trennten sich Maria und ihr Mann endgültig. Maria begründet dies im Interview damit, dass er untreu gewesen sei und selbst die Kinder bemerkt hätten, dass er selten nach Hause kam. Seine Abwesenheit dürfte nur schwer mit ihrem Anspruch an eine intakte Familie zu vereinbaren gewesen sein. Damit war nun schon die Dritte und bisher erfolgversprechendste Beziehung aufgekündigt.

Kurz nach der Trennung erfuhr Maria, dass sie in der elften Woche schwanger war. Vielleicht hatte sie die Hoffnung gehegt, eine weitere Schwangerschaft könne ihre Ehe doch noch retten. Andererseits war bereits offensichtlich geworden, dass Maria auch dann bereit war, ein Kind zur Welt zu bringen, wenn kein weiterer Kontakt zum Vater des Kindes zu erwarten war. Sie selbst war mit einem Lebensentwurf aufgewachsen, demgemäß Frauen vor allem ihrer Rolle als Mutter verpflichtet sind. Zur Geburt des vierten Kindes, einer Tochter mit Namen Janet, hatte sich nichts an Marias

Beziehungsstatus geändert. Maria dürfte bei der Geburt des Kindes noch einmal bewusst geworden sein, dass sie von nun an wieder alleine für ihre Familie zu sorgen hatte.

Betrachtet man die Zeit nach der Trennung, so ist anzunehmen, dass Maria als Mutter von nunmehr vier Kindern noch stärker als zuvor auf fremde Unterstützung angewiesen war. Die Gemeinschaft der Familie und das nachbarschaftliche Netz des marginalisierten Quartiers, in dem sie aufgewachsen war, kamen am ehesten als Unterstützung in Betracht. Wie schon nach der Geburt ihres zweiten Kindes fing Maria erneut an, als Reinigungskraft zu arbeiten. Das geringfügige Beschäftigungsverhältnis musste jene finanzielle Lücke schließen, die durch die Trennung von ihrem Mann entstanden war. Sozialhilfe und Aushilfsjobs machten es ihr erneut möglich, für ihre Familie zu sorgen, ohne auf einen Mann angewiesen zu sein. Anders als ihre eigene Mutter war Maria mithilfe der staatlichen Unterstützung dazu in der Lage, sich selbst zu finanzieren und auch ohne die Hilfe eines Mannes für ihre Kinder zu sorgen. Sie schien jedoch vor allem immer dann berufstätig zu werden, wenn allein die staatliche Unterstützung nicht ausreichte.

Im Jahr 2000 wurden Maria und ihre beiden ältesten Töchter Mitglieder der Zeugen Jehovas. Aus Berichten ehemaliger Mitglieder ist bekannt, dass Menschen gerade in Zeiten persönlicher Lebenskrisen besonders ansprechbar für die Geborgenheit und Wärme versprechenden Angebote der Zeugen Jehovas sind (vgl. Rausch/Schüssler 1998: 24). Das Thema Religiosität taucht an dieser Stelle zum ersten Mal in Marias Lebensgeschichte auf. Es ist weder etwas über die Konfession ihrer Eltern bekannt, noch liegen Informationen zu Taufe, Konfirmation, Kommunion oder sonstigen kirchlichen Ereignissen vor.

Der eigentliche Grund für ihren Beitritt scheint demnach nicht unbedingt ein religiöser zu sein. Marias bisheriges Lebensmodell stand in krassem Gegensatz zu dem, was die Zeugen Jehovas vorschreiben. Das Gemeinschaftserleben wird laut Rausch und Schüssler von vielen Personen, die mit den Zeugen Jehovas in Kontakt treten, als sehr positiv beschrieben (vgl. ebd.: 13). Die familiären Strukturen der Zeugen Jehovas legen einen Bezug zu Marias unerfülltem familienorientierten Lebensentwurf nahe. Die Gemeinschaft der Zeugen Jehovas, so die Annahme, bot ihr jene familiären Strukturen, die für sie so wichtig waren. Ihre neue „Ersatzfamilie“ zeichnete sich durch klare Regeln, Zuverlässigkeit und einen engen Zusammenhalt aus. Dinge, die sie bisher in keiner Beziehung finden konnte.⁷⁹ Da die Missionierungsbemühungen der Zeugen Jehovas oftmals auf Menschen abzielen, die in

79 Ergänzend kann in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, dass die Zeugen Jehovas auf einer patriarchal organisierten Hierarchie basieren. Frauen dürfen weder predigen, noch irgendeine Art von administrativer Tätigkeit ausüben (vgl. Rausch/ Schüssler 1998: 131), auch dies kann als Parallele zu Marias bisherigem Familienbild betrachtet werden.

strukturschwachen Stadtteilen anzutreffen sind, könnte dies erklären, weshalb etwa zeitgleich auch eine von Marias Schwestern Mitglied der Glaubensgemeinschaft wurde.

Bemerkenswert ist dabei, dass Maria selbst an keiner Stelle im Interview auf die Zeugen Jehovas eingeht. Die Information, dass sie seit Jahren aktives Mitglied war und wöchentliche Treffen besuchte, konnte nur im Rahmen des Interviews mit ihrer Tochter Jennifer in Erfahrung gebracht werden. Eine mögliche Ursache für das Ausblenden dieser Thematik könnte damit verbunden sein, dass ihre Mitgliedschaft nur schwer damit zu vereinbaren ist, dass sie im Rahmen des Interviews insbesondere ihre Unabhängigkeit nach dem Ende ihrer letzten Beziehung betont. Die Tatsache, dass sie erneut in einem familiären Setting Zuflucht suchte, würde ihre Darstellung eines unabhängigen Lebens nach der Trennung konterkarieren. Denkbar wäre auch, dass die Mitgliedschaft in einer so strittigen Religionsgemeinschaft wie den Zeugen Jehovas, in einem Kontext wie dem des Interviews keine Erwähnung findet, um sich angesichts der zu erwartenden Kritik nicht legitimieren zu müssen.

Fasst man die Ereignisse im Anschluss an Marias letzte Trennung zusammen, dann wird die mögliche Funktion ihrer Mitgliedschaft bei den Zeugen Jehovas noch offensichtlicher. Infolge ihrer letzten Schwangerschaft erschien es immer unwahrscheinlicher, dass sie die Beziehung zu ihrem Mann noch ein weiteres Mal aufnehmen würde. Als alleinerziehende Mutter mit vier Kindern war sie erneut auf die Hilfe ihrer Familie und der Sozialämter angewiesen. Zudem ging sie ein geringfügiges Beschäftigungsverhältnis ein, was für eine angespannte finanzielle Lage spricht. In die gescheiterte Ehe hatte Maria mehr als in jede vorherige Beziehung investiert. Ihr Eintritt bei den Zeugen Jehovas kann vor diesem Hintergrund als ein Versuch gedeutet werden, neuen Zusammenhalt und Zugehörigkeit zu finden.

3.1.1.10 Ausstieg aus Hartz IV

Im Jahr 2007 wurde Maria zum ersten Mal Großmutter. Ihre 21 Jahre alte Tochter Celina war schwanger geworden und brachte neun Monate später eine Tochter auf die Welt.⁸⁰ Schon kurze Zeit nach der Geburt nahm Maria das Kind ihrer Tochter regelmäßig zu sich nach Hause. Allgemein stellt die Möglichkeit, sich erneut als Mutter und somit als relevanten Teil der Familie zu erfahren, einen wichtigen Aspekt für viele Großmütter dar (vgl. Masing/Reich/Sperling 1992: 81). Marias Sorge um die Kinder und die Familie hatte bisher immer im Mittelpunkt gestanden. Auch während Celina ihre

80 Bemerkenswert ist, dass Maria auch in diesem Zusammenhang den Partner ihrer Tochter nicht mit Namen nennt. Wie schon ihre eigenen Männer, werden auch die Partner ihrer Töchter im Interview nicht als Personen eingeführt. In ihrer Selbstdarstellung im Interview distanziert sie sich so erneut von den Männern.

Ausbildung als Einzelhandelskauffrau fortsetzte, lebte ihre Tochter überwiegend bei Maria. Damit ermöglichte sie Celina einen Freiraum, den sie selbst nie gehabt hatte, verhinderte damit aber auch gleichzeitig die Möglichkeit, sich nach dem Auszug ihrer beiden Töchter eine eigene berufliche Perspektive zu erarbeiten. In ihrer Rolle als (Ersatz-)Mutter erhielt sie die Wertschätzung, die sie in anderen Lebensbereichen bisher nicht erlangen konnte.

Keine drei Jahre später bekam Marias Familie weiteren Zuwachs. Ihre älteste Tochter Celina war erneut schwanger geworden und deren jüngere Schwester Jennifer erwartete ihr erstes Kind. Beide Enkelkinder kamen im September 2009 mit nur zwei Tagen Abstand zur Welt. Celina hatte einen Sohn und Jennifer eine Tochter geboren. Maria konnte daher damit rechnen, die Familie als Betätigungsfeld beizubehalten. Durch die Beaufsichtigung ihrer Enkelkinder unterstützte sie zugleich auch ihre Töchter. Ihre beiden ältesten Kinder waren mittlerweile alt genug, dass sie das Elternhaus verlassen hatten und in die Nachbarschaft gezogen waren. Anstatt emotionaler Nähe benötigten sie nun vor allem lebenspraktischen Rat und finanzielle Unterstützung.

Mit 43 Jahren, nach 24 Jahren im Leistungsbezug, machte sich Maria erstmals unabhängig von Sozialhilfe und ALG II, indem sie ganztags als Reinigungskraft arbeitete. Dies war nicht zu erwarten, wenn man bedenkt, dass sich die Abgangschancen von Arbeitslosen und insbesondere von Frauen mit zunehmendem Alter verschlechtern (vgl. Fehr/Vobrura 2011: 216). Anzunehmen ist, dass Maria darauf aufbauen konnte, jahrelang in geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen als Reinigungskraft gearbeitet zu haben. Die gelegentlichen Jobs gaben ihr die Möglichkeit, notwendige Kontakte zu knüpfen und Kompetenzen zu erwerben, die für den Ausstieg aus dem Leistungsbezug hilfreich waren. Auf ihre Beweggründe geht sie im Interview nur knapp ein:

MJ: letztes Jahr (1) hab ich dann, ähm angefangen zu arbeiten (2) [Ja] ähm, in ner Postfiliale und hab da einen (1) Vollzeitjob, oder ja, Dreivierteljob isses eher, ähm als Reinigungskraft [Mhm] und hab, auch morgens noch den 400-Euro-Job also dass ich dann (1) ich wollt **nich**, halbe Sachen machen, dass ich immer noch von Hartz IV abhängig bin, sondern ich wollte da, **ganz weg** [Ja ja] und das is mir so auch gelungen also, mit dem Geld was ich jetzt morgens und an dem anderen Job verdien (2) bekomm ich, ähm (2) nichts mehr vom Arbeitsamt

(Interview Maria James, S.2/Z.4)

Deutlich wird sogleich, dass es sich nach wie vor um prekäre Beschäftigungsverhältnisse handelt und die Arbeit in einer Postfiliale alleine nicht ausreichen würde. Ihre Finanzierung ist immer noch unsicher und dürfte einen großen Teil ihrer Zeit in Anspruch nehmen. Dass Maria dennoch bereit war, sich darauf einzulassen, begründet sie vor allem mit dem Wunsch, „ganz weg“ vom Leistungsbezug zu kommen. Da sich ihr scheinbar keine völlig neue, sichere Zukunftsperspektive bot, stellt sich die Frage, warum dieser

Wunsch erst jetzt ausschlaggebend wurde. Berücksichtigt man die Annahme einer nach wie vor stark ausgeprägten Familienorientierung, so steht zu vermuten, dass die Absicht, für die Familie zu sorgen, nach wie vor eine Antriebsquelle darstellte. Maria hatte mit dem Auszug ihrer Kinder zusätzliche Zeit gewonnen, die ihr all die Jahre als alleinerziehende Mutter nicht als potenzielle Arbeitszeit zur Verfügung gestanden hatte. Ihre Kinder waren jedoch nicht länger auf die Zeit ihrer Mutter angewiesen, sondern konnten vor allem von einer finanziellen Unterstützung profitieren.

Ergänzend dazu muss davon ausgegangen werden, dass die Jobcenter den Druck auf Maria sukzessive erhöhten. Mit der Einführung des ALG II im Jahr 2005 und dem neuen Grundsatz „Fördern und Fordern“ (Bundesregierung 2004: 9), nahm der Druck auf alle Leistungsbeziehenden massiv zu. Insbesondere nachdem Marias älteste Kinder den Haushalt verlassen hatten, dürften die Eingliederungsvereinbarungen der Jobcenter gegriffen haben. Ausgenommen von den Eingliederungsvereinbarungen nach SGB II sind lediglich Personen, die Angehörige pflegen, der Schulpflicht unterliegen, eine Einstellungs zugesagt haben, zu alt für eine Wiedereingliederung sind oder Eltern von Kindern unter drei Jahren (vgl. Geiger 2005: 339). Durch die Androhung von Kürzungen (bis zu 30 % der Regelleistungen) war Maria dazu gezwungen, jede nach SGB II als zumutbar definierte Arbeit anzunehmen.⁸¹

Auf all diese Druckmittel geht Maria selbst jedoch nicht ein. Stattdessen stellt sie die lange Phase ihrer Erwerbslosigkeit als Teil einer Evaluation dar, die ihre gescheiterte Ehe fokussiert.

MJ: ja es hat schon (2) viel in meinem Leben, bewegt, dass ich erstmal (2) ja (1) mich eigentlich, unnützlich und, ziemlich alleine trotz Kindern gefühlt habe (1) und (1) ja das hat ne Zeit lang gedauert, ziemlich lange, wie gesagt jetzt, bin ich soweit dass ich gesagt hab (1) öhm, „Ich nehm mein Leben mal wieder selber in den Griff“ und guck da was so (1) was man da so alles noch draus machen kann /weil so alt bin ich ja dann doch noch nicht ((heiter))

(Interview Maria James, S.2/Z.19)

Folgt man Marias Argumentation, so konnte sie dank ihrer neuen Beschäftigung nicht nur die Abhängigkeit vom ALG II überwinden, sondern vor allem ein Gefühl der Nutzlosigkeit (von ihr als „unnützlich“ bezeichnet), welches sie nach der Trennung von ihrem Mann empfunden hatte. Ihre Entscheidung „ich nehm mein Leben mal wieder selber in den Griff“ verdeutlicht ihr Interesse, sich von der Vergangenheit mit ihrem Mann loszulösen. Zugleich verweist die ambivalente Präsentation ihrer früheren Partnerschaften darauf, dass ihr

81 Hinzu kommen weitere Einschränkungen, wie etwa die Anwesenheitsverpflichtung (kein Verlassen des ortsnahen Bereichs ohne die Zustimmung der zuständigen Agentur), die den Druck weiter erhöhen.

eben jene Loslösung noch immer nicht vollständig gelungen ist.⁸² Um ihr persönliches Fazit interpretieren zu können, muss man textkritisch mit einbeziehen, dass das thematische Feld ihrer Präsentation immer wieder um die Abhängigkeit von Männern und das Scheitern ihrer Beziehungen kreist. Daraus lässt sich schließen, dass die eigentlichen Gründe für den Ausstieg aus dem Leistungsbezug wahrscheinlich am ehesten in der sich durch die gesamte Fallstruktur ziehenden Familienorientierung liegen. Der Umstand, dass Maria erstmals nach 24 Jahren in Vollzeit erwerbstätig wurde, könnte einerseits als grundlegender Wandel interpretiert werden. Er könnte jedoch andererseits darauf hindeuten, dass es Maria aufgrund des zunehmenden Drucks der Arbeitsagentur erstmals sinnvoll erschien keine Sozialleistungen mehr zu beziehen.

Mit ihrer Initiative wurde es Maria möglich, finanzielle Ressourcen zur Unterstützung ihrer Enkelkinder bereitzustellen. Hier zeigte sich erneut die Kompetenz, bestehende Strukturen (in diesem Fall die Kontakte aus ihren vorherigen geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen) für den Erhalt ihrer Familie zu nutzen. Im Kontext der biografischen Präsentation wird der Ausstieg aus Hartz IV als Überwindung ihrer gescheiterten Ehe und der damit verbundenen Phase von Einsamkeit und Nutzlosigkeit stilisiert. Nicht thematisiert wird hingegen der zunehmende Druck der Arbeitsagentur, der seit der Einführung von Hartz IV eine ganze Reihe neuer Instrumente zur Eingliederung in den Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Das Präsentationsinteresse der Interviewten blendet den möglichen Einfluss der sozialpolitischen Veränderungen somit weitgehend aus. Stattdessen wird von Maria vor allem der zusätzliche Nutzen (größere Freiheiten) einer Erwerbstätigkeit in Vollzeit hervorgehoben.

3.1.1.11 Fazit

Maria war ihr Leben lang von einer Orientierung am Milieu ihres Stadtteils und einem von distinkten Geschlechterrollen gekennzeichneten Verständnis von Familie und Partnerschaft geleitet. Der Leistungsbezug stellte dabei nur einen Nebenschauplatz dar, der zum normalen Lebensvollzug der Menschen in ihrem Umfeld gehört. Obwohl Maria bereit war, für den Wunsch nach einer eigenen Familie Opfer zu bringen, gelang es ihr nicht, eine dauerhafte Partnerschaft aufzubauen. Als sie sich zwischen dem gewohnten Stadtmilieu und ihrem amerikanischen Ehemann entscheiden musste, erwies sich die Milieubindung als dominant. Aus dieser grundlegenden Orientierung am

82 So betont sie in der Darstellung der Zeit nach ihrer Ehe, ihren Wunsch, nie wieder auf einen Mann angewiesen zu sein. Zugleich nimmt die Thematisierung ihrer Beziehungen einen Großteil des Interviews ein und entlädt sich letztlich in einem emotionalen Ausbruch, als sie auf die Trennung von ihrem Mann Robert zu sprechen kommt.

Familienideal des Herkunftsmilieus resultierte letztlich auch, dass Maria versuchte, auftretende Probleme in erster Linie über die Familie zu lösen. So waren es vor allem ihre Geschwister, die ihr jeweils in finanziellen und sonstigen Notlagen zur Seite standen. Auch zeigte sich Maria selbst darum bemüht, ihre eigenen Kinder im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu unterstützen. Die Bindung an das Problemquartier kann dabei mit den Worten von Keim und Neef (2000: 263) nicht allein als Verursachungszusammenhang von räumlich-sozialer Marginalisierung gesehen werden, sondern ebenso als wichtige Ressource der Lebensbewältigung. Da Maria letzten Endes nicht dazu in der Lage war, ihr milieutypisches Familienideal dauerhaft umzusetzen, verwirklichte sie ihren Wunsch im Modell einer überwiegend aus Frauen bestehenden Drei-Generationen-Familie. Diese Transformation wurde von ihrem Eintritt in die Zeugen Jehovas begleitet, deren familiäre Strukturen sie in genau dem Moment auffingen, da ihr ursprüngliches Lebensmodell nicht mehr realisiert werden konnte.

Die Tatsache, dass sich Maria schließlich aus der Abhängigkeit des ALG II löste, könnte demnach mit ihrer Bereitschaft zusammenhängen, sich für ihre Familie einzusetzen. Arbeit ist für sie nicht Neigung oder Erfüllung, sondern wird lediglich im Hinblick auf das Verhältnis von Kosten und Nutzen eingeordnet. Dies zeigt sich unter anderem an ihrer Darstellung der von ihrem Vater vorgegebenen Entscheidung für die Ausbildung zur Friseurin. Auch im späteren Leben wurde sie vor allem dann erwerbstätig, wenn sich dies als notwendig erwies. Der Ort der Selbstverwirklichung ist demnach nicht der Arbeitsplatz, sondern die Familie. Die Sorge um die Familie, gepaart mit den frei gewordenen Kapazitäten im privaten Bereich, halfen Maria, das Abhängigkeitsverhältnis der vergangenen Jahre aufzukündigen und erwerbstätig zu werden. Kritisch ergänzend muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass der familienorientierte Lebensentwurf ein derart dominantes biografisches Thema darstellt, dass durchaus denkbar ist, dass dadurch weitere wichtige Ursachen, wie etwa der zunehmende Druck durch die Jobcenter, verdeckt werden könnten. Die Sozialhilfe ermöglichte ihr eine Unabhängigkeit von ihren Eltern und den Vätern ihrer Kinder, bedeutete jedoch zugleich eine Abhängigkeit von staatlichen Institutionen. Bedenkt man, dass sich Maria immer wieder kompetent im Umgang mit Strukturen des Sozialsystems zeigte, so wäre durchaus denkbar, dass sie erkannt hatte, dass es sich aufgrund der zunehmenden Repressionen nicht länger als sinnvoll erwies, von Sozialleistungen abhängig zu sein. Obwohl ihre Familienorientierung zuvor einer Vollzeitbeschäftigung im Weg gestanden hatte, ist die wahrscheinlichste Lesart, dass genau diese letztlich zum Ausstieg aus dem Leistungsbezug führte.

3.1.2 *Celina James*

„Ich war eigentlich /ganz froh als meine Ausbildung dann fertig war ((heiter)) und, jeder hat mich gefragt ob ich nach meiner Babypause weiter arbeiten will da sach ich „Ne““

3.1.2.1 Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Im Anschluss an das erste Gespräch mit Maria James hatte ich bereits ein Interview mit ihrer zweitgeborenen Tochter Jennifer geführt. In diesem Interview erfuhr ich zwar, dass die gesamte Familie den Zeugen Jehovas beigetreten war, ansonsten erwies es sich aber als wenig aufschlussreich. Dies lag unter anderem daran, dass Jennifer ihre Tochter mitgebracht hatte und sich von dieser während des Gesprächs ablenken ließ. Das letzte Interview führte ich mit Marias ältester Tochter Celina. Letztendlich entschied ich mich aufgrund der Qualität des Interviewmaterials und einer ersten Einschätzung der Relevanz des Falls dafür, die Lebensgeschichte von Celina James fallrekonstruktiv auszuwerten. Durch die beiden vorherigen Interviews waren mir bereits einige Informationen über Celina zugekommen. Die Eingangserzählung des Interviews war sehr knapp und auch im weiteren Interviewverlauf gab Celina überwiegend kurze Antworten. Im Gespräch war sie mir jedoch zugewandt und wirkte selbstsicher und offen. Nach Abschluss des Interviews erzählte sie, es habe ihr ganz gut getan, einmal etwas Zeit ohne ihre Kinder zu verbringen und aus der Wohnung zu kommen. Nach dem Interview blieb mir vor allem im Gedächtnis, dass ich ihre Äußerung, es sei nicht weiter schlimm, dass sie keine Gelegenheit hatte, ihren Vater kennenzulernen, als unstimmig empfunden hatte.

3.1.2.2 Das thematische Feld

Ähnlich wie im Interview mit Maria James, thematisiert auch ihre Tochter Celina sehr stark das Leben im Stadtteil Ziegelstraße. All die sozialen Beziehungen, die Celina präsentiert, sind auf die eine oder andere Weise in diesen Kontext eingebettet. Die Vorteile des Lebens im Stadtteil werden dabei jedoch nicht so sehr argumentativ starkgemacht, vielmehr bildet der Stadtteil Ziegelstraße die Bühne, auf der sich der Großteil ihres sozialen Lebens abspielt.

Ein sehr ausführlich behandelter Aspekt innerhalb des thematischen Feldes ist Celinas Beziehung zu ihrer Mutter Maria. Dies kommt unter anderem dadurch zum Ausdruck, dass ihre Geschwister bei der Eingangserzählung zunächst keine Erwähnung finden. Über lange Teile des Interviews entsteht

der Eindruck, es habe nur Celina und ihre Mutter gegeben. Ob die Beziehung tatsächlich so eng war, wie sie von Celina dargestellt wird, ist jedoch fraglich. Bedenkt man, dass Maria alleine für vier Kinder zu sorgen hatte, scheint dies eher zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist wohl, dass gerade dieses Darstellungsinteresse einer Wunschvorstellung entspricht, der ihre Mutter nicht wirklich nachkommen konnte, also eher ein Defizit an Zuwendung zu dieser Präsentation geführt hat.

Celinas Beziehung zu ihren Geschwistern stellt sich dementsprechend ambivalent dar. Zum einen musste sie für ihre Geschwister sorgen. Dies kommt insbesondere in einer Erzählung zum Ausdruck, in der sie dieser Sorgspflicht nicht nachgekommen war und ihre kleine Schwester vor der Haustür stehen ließ. Auf der anderen Seite möchte sie gerne selbst umsorgt werden, was dazu führt, dass sie in weiten Teilen des Interviews die Geschwister ausklammert und so jene exklusive Beziehung zwischen sich und ihrer Mutter darstellt.

In ihrer Eingangserzählung ist Celina um die Darstellung eines institutionalisierten „normalbiografischen“ Bildungsverlaufs bemüht. So führt sie beispielsweise ihre Kinder in die Präsentation ein, um zu vermitteln, dass sie arbeiten möchte, davon jedoch von der gesellschaftlich mindestens genauso bedeutsamen Sorge um ihren Sohn abgehalten wird. Ihre beiden Kinder bieten ihr somit zugleich eine Rechtfertigung dafür, weshalb sie derzeit und auch in den kommenden Jahren keiner Erwerbstätigkeit nachgehen könne. Deutlich wird dies auch daran, dass die Geburt ihres Sohnes ihre Gegenwartsperspektive bestimmt und somit eine Sonderstellung in ihrer biografischen Erzählung einnimmt.

Die Verwobenheit all dieser Schwerpunkte innerhalb des thematischen Feldes erschließt sich anhand der folgenden biografischen Fallrekonstruktion.

3.1.2.3 Kindheit als Tochter vieler Väter

Marias älteste Tochter Celina wurde 1986 in Wiesbaden geboren. Celinas Eltern hatten sich schon vor Celinas Geburt getrennt und den Kontakt zueinander abgebrochen. Celina hatte somit auch keine Gelegenheit, ihren leiblichen Vater, einen in Wiesbaden stationierten schwarzen US-Soldaten, kennenzulernen. Nach Hildenbrand (2011: 13), könnte das Fehlen des Vaters dafür sprechen, dass diese Thematik Celina in späteren Lebensjahren begleiten würde.

Die Schwangerschaft und schließlich die Geburt Celinas hatten das Leben ihrer jungen Mutter grundlegend verändert, deren finanzielle Situation daraufhin durch Sozialhilfe und Kindergeld gesichert wurde. Celinas Mutter hatte kurz zuvor ihre Ausbildung zur Friseurin abgebrochen, war aus dem Haushalt ihrer Eltern ausgezogen und von ihrer Schwester aufgenommen

worden. Celina wurde somit in eine behelfsmäßige Situation hineingeboren, in der ihre Mutter mit Wohnungssuche, Trennung und Ausbildungsabbruch konfrontiert war. Celinas Geburt stellte die junge Mutter dabei nicht nur vor neue Herausforderungen, sondern war höchstwahrscheinlich auch der Grund für ihren Auszug (vgl. Kap. 3.1.1.5). Anzunehmen ist, dass der enge Zusammenhalt innerhalb des Milieus zur Stabilisierung der prekären Lebenssituation beitragen konnte. Insbesondere Celinas Tante, die ebenfalls eine kleine Tochter hatte, konnte Maria bei den notwendigen Behördengängen begleiten und in Erziehungsfragen zur Seite stehen. Laut Meier-Gräwe (2004: 13) bietet die Mobilisierung sozialer Netzwerke häufig einen Weg aus der prekären Lebenslage junger Mütter. Wichtigste Unterstützungszusammenhänge sind hierbei die Familie und der Freundeskreis, aber auch professionelle Hilfe oder andere vorhandene Infrastrukturen im Umfeld des Haushaltes.

Noch im selben Jahr zog Celina mit ihrer Mutter in eine eigene kleine Wohnung im benachbarten Stadtteil Unterhof. Der damit verbundene Zugewinn an Wohnraum ist zunächst positiv zu bewerten. Die Tatsache, dass der Wohnungswechsel ohne größere Probleme verlief, deutet darauf hin, dass Maria auch weiterhin, trotz der größeren Distanz, die notwendige Unterstützung aus ihrem Umfeld erhielt. Zudem suchte Maria mit ihrer Tochter Calina fast täglich ihre Verwandtschaft in der Ziegelstraße auf (vgl. Kap. 3.1.1.6).

Celina war gerade mal ein Jahr alt, da lernte ihre Mutter einen weiteren Mann kennen, ebenfalls ein schwarzer US-Soldat. Anfangs könnte Celina den neuen Mann als Eindringling und Konkurrenten um die Aufmerksamkeit ihrer Mutter wahrgenommen haben. Ebenso könnte die neue Partnerschaft jedoch für mehr Zufriedenheit bei ihrer Mutter gesorgt haben, was sich auch gegenüber Celina positiv bemerkbar gemacht haben könnte. Zudem bot der neue Partner ihrer Mutter eine männliche Identifikations- und Vaterfigur für Celina und somit einen möglichen Ersatz für ihren leiblichen Vater. Folgt man Tomans (2011) Ausführungen zu Familienkonstellationen, so wäre „[d]ie beste Abhilfe für einen erlittenen Personenverlust [...] der möglichst baldige Ersatz der verlorenen Person durch eine möglichst ähnliche Person“ (ebd.: 51f.). Ihre Mutter forcierte dies dadurch, dass sie Celina glauben ließ, der neue Mann sei ihr leiblicher Vater. Zumindest für Außenstehende war aufgrund der Hautfarbe des neuen Partners nicht zu erkennen, dass Celina von einem anderen Mann stamme. Möglicherweise wollte ihre Mutter Celina dadurch auch vor Diskriminierung schützen.

Mit 20 Jahren wurde Celinas Mutter ein weiteres Mal schwanger. Als Celinas Schwester acht Wochen zu früh zur Welt kam, musste sich ihre Mutter zunächst intensiv mit dem neugeborenen Kind beschäftigen. Celina war einer Situation ausgesetzt, die ambivalente Gefühle in ihr hervorgerufen haben könnte, da sie sich einerseits über die Geburt einer Schwester freuen konnte, andererseits ihre vorteilhafte Position als Einzelkind gefährdet war.

Dies ist allerdings ein Problem, mit dem alle Erstgeborenen konfrontiert sind, sobald sie erstmals Konkurrenz um die Zeit und Aufmerksamkeit ihrer Mutter bekommen (vgl. ebd.: 22).

Als sich auch der zweite Mann ihrer Mutter kurz nach der Geburt des Kindes von Maria trennte, wurde diese mit nur 20 Jahren vor die Aufgabe gestellt, alleine für zwei Kinder zu sorgen. Frieze (2008: 21) gibt einen Einblick, wie sich der Alltag der jungen Mutter gestaltet haben mag, indem sie feststellt: „Insbesondere junge Mütter, die ihre Kinder allein erziehen, erleben die Mutterschaft als prekär. Ihr Alltag ist durch Verwerfungen der Lebensgestaltung und Verunsicherung in Bezug auf die Zukunft geprägt“. Obwohl Celina gerade einmal zwei Jahre alt war, ist anzunehmen, dass sie diese angespannte Lage wahrnehmen konnte. Für Celina wurde in dieser Situation erstmals erfahrbar, dass eine Trennung zugleich eine mögliche Gefahr für das Funktionieren der gesamten Familie darstellen kann. Das soziale Netzwerk und insbesondere die Großfamilie boten demgegenüber einen konstanten Bezugspunkt, der während dieser gesamten Phase bestehen blieb.

Allgemein gesprochen spielen Nachbarschaftskontakte häufig eine besonders wichtige Rolle für Alleinerziehende und jüngere Bewohner*innen von Problemquartieren. Sie werden daher überwiegend positiv bewertet, bieten Schutz vor dem ansonsten feindlichen Umfeld und bilden einen Mikrokosmos gegenseitiger Hilfe und des Leistungstausches (vgl. Keim/Neef 2000: 267f.). Auch Celinas Mutter Maria machte von diesem Unterstützungszusammenhang gebrauch und ließ Celina häufig von Verwandten und Bekannten betreuen. Folgendes Erlebnis wird von Celina gleich zu Beginn des Interviews geschildert und gewährt einen Einblick in ihre Beziehung zur näheren Verwandtschaft:

CJ: was mir sofort in Erinnerung kommt als ich (1) zwei war (1) der Mann von meiner Patentante [Ja] ich hab immer so gerne mit dem gespielt und der saß im Türrahmen und ich kam von hinten auf ihn zu gerannt, das hat er aber nicht gesehen, in dem Moment ist er aufgestanden und ich bin, VOLL gegen den Türrahmen gerannt [Oh] und dann hab ich nicht geatmet und dann ham die mich /ganz schnell unter eiskaltes Wasser gesteckt ((heiter)) und dann [Ja] bin ich schnell wieder zu Atem gekommen ((lacht)) [Ja] daran kann ich mich gut erinnern, dass die das immer erzählen [Ja] (2) ja, das war so mein, einschlagendstes Ereignis in meiner Kindheit

(Interview Celina James, S.2/Z.14)

Noch bevor Celina im Interview auf die Kindheit mit ihrer Mutter zu sprechen kommt, wird dieses Erlebnis im Haushalt ihrer Tante geschildert. Auf einer Darstellungsebene könnte sie damit beabsichtigen, die große Bedeutung der Verwandtschaft aufzuzeigen, indem sie auf den Mann ihrer Tante eingeht, mit dem sie „immer“ so gerne gespielt hat. Schon an der Wortwahl bei der Beschreibung dieses „einschlagendste[n] Ereignis[ses]“ deutet sich jedoch ein Kontrast zwischen Darstellung und Erleben an. Als sich Celina

den Kopf stößt, sind ihre Tante und deren Mann schnell zur Stelle, um ihr zu Atem zu verhelfen. Die Behandlung mit kaltem Wasser ist jedoch weniger ein sorgsames Handeln ihrer Verwandten, sondern eine ziemlich grobe Methode, um einem Kind, das vor Schreck keine Luft bekommt, zu helfen. Auch die Tatsache, dass ihr Onkel so unaufmerksam war, Celina im Spiel zu verletzen, spricht nicht unbedingt für einen verantwortungsvollen Umgang. Celina ist auf der Darstellungsebene darum bemüht, Situationen zu benennen, in denen sie umsorgt wurde. Zugleich wird an dieser Stelle ein unachtsames, wenn nicht sogar grobes Verhalten ihr gegenüber erkennbar.

Die Entscheidung ihrer Mutter, schon kurze Zeit später einen Minijob als Reinigungskraft anzunehmen, bedeutete zunächst eine Verbesserung der finanziellen Situation. Die Sozialhilfe sicherte zwar den Lebensunterhalt der Familie, sie alleine dürfte allerdings nur für ein Leben am Existenzminimum ausgereicht haben. Celina und ihren Schwestern gegenüber zeigte sich Maria als aktive Person, die trotz ihrer Trennung eine neue Tätigkeit aufnahm, anstatt lethargisch zu werden. Dennoch sind laut Keim und Neef (2000: 258) Menschen in solch prekären Beschäftigungsverhältnissen als Vorbilder eher ambivalent, da sie oft eher die Unsicherheit und die Mühsal einer Erwerbsarbeit vorleben, als deren Nutzen. Zudem hatte Maria durch die außerhäusliche Tätigkeit weniger Zeit für ihre Kinder zur Verfügung. Anzunehmen ist, dass Celina von Bekannten und Verwandten versorgt wurde, wenn ihre Mutter arbeiten war. Die Beständigkeit dieser Beziehungen stand damit von Anfang an in Kontrast zur Unzuverlässigkeit der Partnerschaften ihrer Mutter.

Dieses Muster der wechselhaften Bezüge wiederholte sich noch im selben Jahr erneut. Als Celinas Mutter den US-Soldaten Robert James kennenlernte, mussten sich die beiden Töchter ein weiteres Mal mit einem fremden Mann arrangieren. Erneut tauchte ein Konkurrent um die Aufmerksamkeit ihrer Mutter auf. Celina hatte jedoch schon vorher lernen können, sich auf die Partner ihrer Mutter einzulassen und hatte somit Gelegenheit, Strategien zu entwickeln, deren Anwesenheit für sich zu nutzen.

Nachdem zwei Jahre vergangen waren, heirateten Celinas Mutter und Robert im Jahr 1990. Celina musste sich damit arrangieren, dass der neue Mann nicht lediglich ein weiterer kurzzeitiger Lebensgefährte ihrer Mutter war. Der Familie kam dafür zugute, dass die Ehe mit einem berufstätigen Soldaten finanzielle und materielle Sicherheit bot. Robert war damit der erste Mann, der nicht nur an Celinas Mutter interessiert war, sondern auch eine gewisse Sicherheit für die beiden Töchter mit sich brachte.

Zusammenfassend wurde Celina seit ihrer Geburt mit vielen Unsicherheiten konfrontiert. Ihren Vater, einen schwarzen US-Soldaten, hatte sie nie kennengelernt, da sich dieser früh von ihrer Mutter getrennt hatte. Stattdessen hatte man sie glauben lassen, der zweite Mann ihrer Mutter sei ihr leiblicher Vater. Bis zum ersten Umzug musste sie in den beengten Verhältnissen der

Wohnung ihrer Tante leben. Diese stellte zugleich eine enge Bezugsperson dar. Ihre Mutter nahm bei der Kinderbetreuung häufig die Hilfe von Verwandten und Bekannten in Anspruch, wodurch Celina von klein auf in das Milieu des Stadtteils Ziegelstraße einsozialisiert wurde, selbst nachdem sie in einen benachbarten Stadtteil gezogen waren. Der Bezug von Transferleistungen gehörte fest zum Alltag der Familie und sicherte deren Überleben. Die ersten vier Lebensjahre waren vor allem durch die Beziehungswechsel ihrer Mutter strukturiert. Mit der Eheschließung verfestigte sich die Beziehungsstruktur ihrer Mutter zum ersten Mal und Celina wurde die Möglichkeit geboten, sich auf eine männliche Bezugsperson einzulassen.

3.1.2.4 Umzug in die USA

Celina hatte bis zu ihrem vierten Lebensjahr schon häufiger die Erfahrung von Beziehungsabbrüchen gemacht. Der Umzug in die USA im Jahr 1990 zwang sie nicht nur, sich von ihrer bekannten Umgebung zu trennen, sondern auch, den Kontakt zu ihrer Verwandtschaft abubrechen, also dem Personenkreis, der ihr bisher die größte Kontinuität geboten hatte. In ihrer Darstellung im Interview vermittelt Celina den Eindruck, sie sei alleine mit ihrer Mutter gereist. Damit konstruiert sie auf der Präsentationsebene ein exklusives Verhältnis, das im Widerspruch dazu steht, dass sie gemeinsam mit ihrem Stiefvater und der jüngeren Schwester in die USA gereist waren. Immer wieder konstruiert Celina im Interview eine Exklusivität ihrer Beziehung zu ihrer Mutter. Auf der Ebene der biografischen Daten wird jedoch erkennbar, dass diese Darstellung im Widerspruch zu ihrem tatsächlichen Erleben steht.

In der neuen Umgebung der USA besuchte Celina erstmals einen Kindergarten. Anfangs war sie weder der Landessprache mächtig, noch kannte sie die fremden Kinder. Kinder in diesem Alter sind jedoch noch recht gut dazu in der Lage, neue Sprachen zu erlernen (vgl. Myers 2013: 386) und auch ihre Eltern unterhielten sich untereinander auf Englisch. Zudem ist es wahrscheinlich, dass sie, anders als in einem deutschen Kindergarten, mit ihrer dunklen Hautfarbe keine Sonderrolle einnahm.

Im Interview geht Celina kaum auf diesen Lebensabschnitt ein. Sie schildert lediglich ein Erlebnis, welches das Verlassensein in den Vordergrund stellt:

CJ: ansonsten weiß ich, einmal ham sie mich zu spät vom Kindergarten abgeholt [Ja] ich war die Allerletzte [Ja](2) da war ich traurig (1) weil ich geglaubt habe die ham mich vergessen (1)

In: /Kannst du mir dazu noch, was erzählen, so diese Situation wie du zu spät abgeholt wurdest?

CJ: Ich weiß noch meine, meine, Lehrerin die hieß Misses Tree [Mhm] und die hat dann mit mir draußen gewartet, aber ich weiß nicht mehr was die gesagt haben warum die so spät kamen, das weiß ich nicht mehr

(Interview Celina James, S.3/Z.11)

Der Sorge der Klassenlehrerin steht dabei vor allem die Nachlässigkeit der Eltern gegenüber. Zwar kann sie sich noch heute daran erinnern, als „Allerletzte“, vergessen von den Eltern, zu warten. Der Grund für deren Verspätung erschließt sich ihr heute allerdings nicht mehr. Das exklusive Mutter-Tochter-Verhältnis, das sie bereits in ihrer Eingangserzählung aufzubauen versucht, wird hier von einer Situation kontrastiert, in der Celina von ihrer Mutter vergessen wird. Celinas Mutter erweist sich dabei als ähnlich unachtsam, wie schon zuvor ihr Onkel.

Im Frühjahr 1992 wurde Celinas Mutter ein weiteres Mal schwanger. Mit dem dritten Kind verfestigte sich Celinas Rolle als älteste Tochter. Möglicherweise musste sie nunmehr deutlich mehr Selbstständigkeit zeigen. Für die mittlerweile sechs Jahre alte Celina waren zu diesem Zeitpunkt Schwangerschaften mit einer darauffolgenden Trennung der Beziehungen ihrer Mutter verbunden. Sollte sie dieses Muster verinnerlicht haben, so könnte sie eine erneute Trennung mitsamt all den ihr bekannten, negativen Folgen befürchtet haben.

Der Umzug der Familie nach Deutschland im Winter 1992 und die vorläufige Trennung der Eltern setzten die Bruchhaftigkeit in Celinas Beziehungsgefüge fort. Ein weiteres Mal wurden alle Kontakte, die sie in den USA hatte, abrupt beendet. Celina betont im Interview jedoch vor allem die positiv konnotierte Tatsache, dass ihre Verwandten wieder in erreichbarer Nähe waren:

CJ: Ich glaube wir ham so lange bei meiner Tante gewohnt, ich bin mir aber nicht so sicher [Ja], bis meine Mutter danach wieder ne Wohnung hier gefunden hat [Mhm] und dann ham wir, also nicht hier gewohnt, hier wohnen wir, jetzt schon fast immer, aber als wir zurück kamen da ham wir am Rundweg gewohnt, wir waren, das war blöd, wir waren voll weit weg von unseren ganzen Verwandten [Mhm] /wir haben außerhalb gewohnt sozusagen ((heiter)) [Ja ja] und dann sind wir jeden Tag hierher gefahren (1) schon morgens nach dem Aufstehen, ham wir gefrühstückt, und dann waren wir den ganzen Tag hier bis wir wieder ins Bett mussten (2) [Ja] das war schön

(Interview Celina James, S.4/Z.35)

Weshalb Celina davon ausgeht, dass sie in dieser Zeit bei ihrer Tante gewohnt hat, wohingegen ihre Mutter und ihre Schwester davon berichten, dass sie von ihrem Onkel aufgenommen wurden, ist unklar. Deutlich wird hier jedoch, wie wichtig ihr die Anbindung an die Familie und das Stadtteilmilieu ist. Ihre Milieubindung drückt sich in einer Einteilung in ein Innen und ein Außen aus. Bezeichnend dafür ist insbesondere der Aufwand, der täglich betrieben wurde, um in den alten Stadtteil zu fahren. Anstatt sich in ihrer

neuen Umgebung einzurichten, fuhr die Familie täglich in den Stadtteil Ziegelstraße, um den Kontakt zu halten. Auch Celinas Aussage, dass sie „hier [...] schon fast immer“ wohnen, was offensichtlich nicht der Wahrheit entspricht, ist Ausdruck dieser engen Bindung. Celinas abschließende Bilanzierung „das war schön“, die in Kontrast zu dem betriebenen Aufwand zu stehen scheint, verdeutlicht, wie wichtig ihr die Orientierung an dem Stadtteil nach wie vor ist.

Im Alter von sechs Jahren, kurz nach ihrer Rückkehr aus den USA, wurde Celina in Deutschland eingeschult. Denkbar wäre, dass sie im schulischen Kontext erstmals offen mit Vorurteilen aufgrund ihrer Hautfarbe konfrontiert wurde. Auch sprachliche Hürden könnten infolge ihres Aufenthalts in den USA bei einer Rückkehr nach Deutschland und im Kontext der Schule eine Rolle gespielt haben.⁸³

1993 brachte Celinas Mutter ihr drittes Kind, einen Sohn namens Dennis, auf die Welt, woraufhin ihr Mann aus den USA zurückkehrte (vgl. Kap. 3.1.1.8). Die abrupte Trennung sowie das Wiedersehen konnte Celina erneut als Bestätigung für die Unberechenbarkeit des Beziehungslebens ihrer Mutter auffassen. Als ältestes Kind von drei Geschwistern dürfte die sieben Jahre alte Celina in die Erziehung ihrer Geschwister mit einbezogen worden sein. Anders ist kaum zu erklären, wie Maria die Erziehung von drei Kindern bewältigen konnte. Da die Unterstützung durch das familiäre Netzwerk zum Alltag der Familie gehörte, liegt es nahe, dass auch die beiden Töchter ihren Beitrag leisten mussten. Für Celina bedeutete dies, am Vormittag die Schule zu besuchen und nachmittags im Haushalt auszuhelfen.

1996 trennte sich Celinas Mutter von ihrem Mann. Die damals 10 Jahre alte Celina war durch ihre früheren Erfahrungen bereits mit der Trennungsproblematik vertraut. Sie hatte Situationen erlebt, in denen ihre Mutter alleine für sie und ihre Schwester sorgen musste, und kannte die Belastungen, die sich daraus für die Familie ergaben. Hinzu kam der Umstand, dass Maria kurz vor der Trennung ein weiteres Mal schwanger geworden war. Die vermeintliche Fremdbestimmtheit der Mutter durch Beziehungen und Schwangerschaften dürfte es Celina erschwert haben, einen angemessenen Bezug zu diesem Themenkomplex zu entwickeln.

Celinas damaliges Verhältnis zu ihren Geschwistern lässt sich am ehesten anhand des folgenden Interviewausschnitts nachvollziehen.

CJ: Aber (2) an ein Ereignis mit meiner Schwester da kann ich mich ganz genau dran erinnern (1) also ich bin, ein Angsthase, und als wir noch jünger waren (1) und meine Schwester die ist ja, zwei Jahre jünger als ich und ich bin nachts nie alleine auf Toilette gegangen, weil ich so ne Angst in der Dunkelheit hatte [[[lacht]]) (1) und da wir uns ein Zimmer geteilt haben, hab ich sie immer wach gemacht und hab gesagt „Jenni Jenni, bitte, komm mal mit mir auf Toilette ich hab Angst“ [[[lacht]]) ich war so'n

83 Zumindes erklärt Celina im Rahmen des Interviews, sie habe zur damaligen Zeit Verständigungsprobleme gehabt, wodurch es zu Missverständnissen gekommen sei.

richtiger Schisser [Ja] mhm [[(lacht)]] (2) ich kann auch noch was mit meinem Bruder erinnern [/Ja?] mhm (2) also der war drei und ich, bin ja (3) acht Jahre älter als er [Mhm], ne sieben (2) er war schon zehn und ich hab mir die Haare geföhnt und, auf einmal fällt mir der Föhn in die Badewanne (1) Gott sei Dank ist der Stecker dabei rausgezogen worden, /weil sonst wär er wahrscheinlich heute (1) gegrillt ((heiter)) [Ja ja] (4) und meine ganz kleine Schwester, die hab ich einmal vor der Tür stehen lassen und wir ham sie überall in der Wohnung gesucht (1) und sie stand noch da draußen mit ihrem Mäntelchen, und hatte noch ihre Flasche in der Hand, hat gemütlich getrunken (1) wir haben sie überall gesucht (2) /überall, bestimmt ne Viertelstunde ((heiter)) [Ja] ich hab sie einfach vor der Tür stehen lassen

(Interview Celina James, S.14/Z.15)

Bei dem zitierten Ausschnitt handelt es sich um einen der längsten zusammenhängenden Redebeiträge der Interviewten. Deutlich wird darin vor allem eine Ambivalenz im Verhältnis zu ihren Geschwistern. Auf der einen Seite äußert sie den Wunsch, von ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester behütet zu werden, da sie ein „Angstphase“ sei und dadurch trotz des Altersunterschieds auf deren Hilfe angewiesen war. Obwohl es auf der Ebene der biografischen Daten am wahrscheinlichsten erscheint, dass Celina von ihrer Mutter mit der Sorge um ihre jüngeren Geschwister beauftragt wurde, zeigt sich auf der Darstellungsebene eine Rollenumkehr und der Wunsch, umsorgt zu werden. In der darauffolgend geschilderten Situation wird ihre Verantwortung für den Bruder thematisiert, den ihr unachtsamer Umgang mit dem Fön fast das Leben gekostet hätte. Celina erweist sich dabei als ähnlich nachlässig, wie zuvor ihre Mutter und ihre Verwandten (vgl. Kap. 3.1.2.3). Celinas ins Lächerliche gezogene Überlegung bezüglich möglicher Folgen („sonst wär er wahrscheinlich heute (1) gegrillt“), könnte zudem ein Hinweis auf versteckte Aggressionen gegenüber ihrem Bruder sein. Auch bei dem anschließend genannten Erlebnis mit ihrer jüngsten Schwester, die sie „einfach vor der Tür stehen“ ließ, zeigt sich eine Nachlässigkeit im Umgang mit ihren Geschwistern. Grundsätzlich thematisiert Celina im Interview häufig Situationen, in denen ihre Familie relevant wird. Ihre Präsentation der füreinander sorgenden Familienmitglieder läuft dabei nicht nur Celinas Erfahrungen mit ihrer Mutter zuwider, sondern auch ihrem eigenen unaufmerksamen Umgang mit den jüngeren Geschwistern. Erstmals deutet sich hier eine Tradierung der unachtsamen Umgangsformen an, denen Celina zuvor selbst ausgesetzt wurde.

1998 wurde Celinas Mutter schließlich von ihrem Mann geschieden. Für die 12 Jahre alte Celina endete damit eine Kindheit, die vor allem von Beziehungswechseln und -abbrüchen gekennzeichnet war. Die Trennungen und neuen Partnerschaften ihrer Mutter hatten jeweils tief greifende Veränderungen für die gesamte Familie bedeutet. Insbesondere die Unkenntnis über ihren Vater legt die Hypothese nahe, dass sich Celina mit der Frage nach ihrer Herkunft auseinandersetzen musste. Das soziale Netz der Großfamilie hatte die wechselnden Notlagen immer wieder auffangen müssen. Dement-

sprechend wurde auch Celina als älteste Tochter mit in den Haushalt einbezogen. Hinzu kam der Umzug in die USA, der Celina aus dem Milieu ihrer ersten Lebensjahre herausgerissen hatte. Erst mit der Rückkehr nach Wiesbaden wurde der Kontakt zur Großfamilie und dem Milieu des Stadtteils Ziegelstraße wieder möglich. Für Celina dürfte damit das Beziehungsgeflecht des Stadtteils und der Familie der stärkste Identifikations- und Anknüpfungspunkt ihrer Kindheit gewesen sein. Hier bot sich ihr die Kontinuität, die im Hinblick auf die Partnerschaften ihrer Mutter und die Frage nach der Identität des Vaters fehlte. Auf der Darstellungsebene wird auch diese Zeit von Celinas Wunsch bestimmt, umsorgt zu werden. Erkennbar wird dabei, dass Wunsch und Erleben nur selten übereinstimmen. Dies drückt sich beispielsweise in dem von ihr geschilderten Erlebnis im amerikanischen Kindergarten aus oder in der Tatsache, dass Situationen geschildert werden, in denen Celina unachtsam behandelt wurde. In Celinas Umgang mit ihren Geschwistern, etwa mit ihrem Bruder, dem sie beinahe Schaden zufügt hätte, oder ihrer Schwester, die sie vor der Tür stehen lässt, setzt Celina dieses in ihrer Kindheit erlernte Handlungsmuster fort.

3.1.2.5 Jugend als Orientierungsphase

Bereits im Jahr 1996 war Celina von der Grundschule auf eine Förderstufe gewechselt. In den beiden Jahren der Förderstufe sollte über Celinas weiteren schulischen Werdegang entschieden werden. Die Kapazitäten ihrer vierfachen Mutter, Celina bei dieser Aufgabe zu unterstützen, dürften sehr begrenzt gewesen sein. Erneut war am ehesten die (Groß-)Familie dazu in der Lage, Celina die nötige Förderung zukommen zu lassen.

Unterstützend kam ein neues Angebot der Gemeinwesenarbeit hinzu, mit dem man versuchte, die Bewohner*innen des Stadtteils zu fördern. Es wurde ein Nachbarschaftszentrum mit sozialpädagogischen Angeboten und einem gemeinsamen Treffpunkt für Celina und die anderen Jugendlichen eröffnet. Die Tatsache, dass das Interview in eben diesem Gebäude geführt wurde sowie Celinas vertrauter Umgang mit den Mitarbeiter*innen, verdeutlichen den guten Kontakt zu den Anwohner*innen.

1998, im Alter von zwölf Jahren, kam Celina auf den Realschulzweig jener Gesamtschule, welche schon ihre Mutter besucht hatte. Celina war jedoch mit der Wahl des Schulzweigs die Erste in ihrer Familie, die einen Realschulabschluss anstrebte. Damit eröffnete sich ihr zum einen eine Perspektive, aus der prekären Lebenslage ihrer Familie auszubrechen. Zugleich dürfte der Schulwechsel mit einer gewissen Unsicherheit verbunden gewesen sein, da Celina auf keine familiär tradierten Erfahrungswerte zurückgreifen konnte. Es ist eher unwahrscheinlich, dass sie ihre schulischen Leistungen der Förderung durch die Familie zu verdanken hatte. Möglicherweise verfügte sie über

eine etwas größere Begabung als die anderen Familienmitglieder, darüber hinaus darf auch der positive Einfluss des neu eingerichteten Nachbarschaftszentrums mit seinem zusätzlichen Angebot einer Hausaufgabenbetreuung nicht zu gering bewertet werden.

In der achten Klasse ging Celina zum ersten Mal eine Beziehung mit einem gleichaltrigen Jungen namens André ein. André war ebenfalls in der Ziegelstraße aufgewachsen und gehörte seit den ersten Lebensjahren zu Celinas Bekanntenkreis. Diese erste Beziehungswahl stellte einen deutlichen Gegenentwurf zu den Partnerschaften ihrer Mutter dar. Denkbar wäre zwar, dass auch Maria zuvor Beziehungen eingegangen war, von denen sie im Rahmen des Interviews nicht berichtet hatte, diejenigen Partnerschaften, um die Celina wusste, waren jedoch relativ konträr zu Celinas erster Partnerwahl. Im Gegensatz zu Maria, deren Männer allesamt Außenstehende waren, wählte Celina eine Person, die aus dem ihr vertrauten Umfeld stammte. Dass der Junge in eben jenem Stadtteil aufgewachsen war, der in ihrem bisherigen Leben einen der wenigen festen Bezugspunkte dargestellt hatte, kann als Hinweis auf ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Kontinuität gedeutet werden.

Die achte Klasse musste Celina wiederholen. Auch wenn ihre erste Beziehung zu einem Jungen eine Ablenkung von der Schule bedeutet haben mochte, darf die familiäre Situation nicht unbeachtet bleiben. Als ehemalige Hauptschülerin war Celinas Mutter nur begrenzt dazu in der Lage, ihre Tochter bei schulischen Fragen zu unterstützen. Zudem kann nicht angenommen werden, dass dem Wiederholen einer Klasse in Celinas Umfeld eine allzu große Bedeutung beigemessen wurde. Gelegentliche Misserfolge im schulischen Bereich waren wohl eher die Regel im Milieu der Hoppes und wurden nicht unbedingt als solche eingeordnet.

CJ: ich musste die achte Klasse wiederholen wegen meinem Freund (2) ((lacht)) /weil ich nur Dummheiten im Kopf hatte ((heiter)) [/Ja ((heiter fragend))] ja (1) und dann hab ich noch nicht mal, meine Hausaufgaben gemacht, immer mal, war ich bei meinem Freund, und dann musste ich die achte Klasse wiederholen und dann hab ich daraus gelernt

(Interview Celina James, S.6/Z.23)

Ihr Sitzenbleiben erklärt Celina heute vor allem dadurch, dass sie durch ihre erste Beziehung abgelenkt war und „nur Dummheiten im Kopf“ hatte. Der Umstand, dass ihre Familie nicht die nötigen Ressourcen hatte, um sie schulisch zu unterstützen und sie als Realschülerin neues Terrain betrat, wird hier nicht berücksichtigt. Ihr Herkunftsmilieu und der familiäre Hintergrund werden somit als Hinderungsgrund ausgeblendet. Stattdessen stützen sich Celinas Erläuterungen vor allem auf ihre Leichtsinnigkeit und ihre Fokussierung auf ihre neue Partnerschaft. Es wurde bereits festgestellt, dass Partnerschaften in Celinas Familie eine relativ hohe Bedeutung zukamen (vgl. Kap. 3.1.1). Demnach scheint es durchaus plausibel, dass sie sitzen geblieben

war, da ihre Beziehung für Celina wichtiger war als schulischer Erfolg. Celinas Fazit, „dann hab ich daraus gelernt“ lässt jedoch darauf schließen, dass sie im Folgenden ihre Prioritäten anders gewichtete.

Im Jahr 2000 trat Maria mit ihren Kindern den Zeugen Jehovas bei. Celina war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt. Es ist nicht anzunehmen, dass die Initiative für den Beitritt von ihr ausging. Etwa zur gleichen Zeit wurden neben Celinas Mutter auch ihre Geschwister sowie mehrere weitere Verwandte und Bekannte aus der Nachbarschaft Mitglieder der Zeugen Jehovas. Der Beitritt der Familie dürfte mit tief greifenden Veränderungen in Alltagsstruktur und Lebensführung einhergegangen sein. Das Regelsystem der Zeugen Jehovas stand in vielerlei Hinsicht in krassem Kontrast zu dem Leben, das Celina bisher gekannt hatte. Voreheliche Beziehungen, wie die zu André, sind darin nicht vorgesehen. Celina musste an regelmäßigen Treffen teilnehmen, sich mit einer neuen Lebensweise und neuen Personen arrangieren. Im Interview selbst wird diese Thematik jedoch, wie schon bei Celinas Mutter, vollkommen ausgeklammert. Die Zeugen Jehovas werden von Celina an keiner Stelle erwähnt. Warum das so ist, kann nur vermutet werden. Denkbar wäre beispielsweise, dass sie vonseiten der Zeugen Jehovas dazu angehalten ist, keine internen Informationen preiszugeben. Wäre Celinas Mitgliedschaft jedoch ein essenzieller Bestandteil ihrer Lebensgeschichte, so würden sie die Zugzwänge des Erzählens höchstwahrscheinlich dazu verleiten, zumindest indirekt darauf zu sprechen zu kommen. Denkbar ist daher, dass Celina den Zeugen Jehovas selbst keine allzu große Bedeutung beimisst und diesen vor allem beigetreten war, weil dies all die anderen Personen in ihrem Umfeld taten und wohl auch von ihr erwarteten. Demnach ließe sich ihr Beitritt zu den Zeugen Jehovas in erster Linie als eine Konsequenz ihrer Familien- und Milieubindung interpretieren.

Celinas schulische Leistungen wurden von all diesen Veränderungen im Privatleben jedoch nicht negativ beeinflusst. Im Jahr 2003 gelang es ihr, die Realschule erfolgreich abzuschließen. Damit hatte sie, als bisher einziges Familienmitglied, eine Mittlere Reife erlangt, was im Vergleich zum Rest ihrer Familie durchaus als Bildungsaufstieg interpretiert werden kann. Ihre Mutter hatte ihr seit der Trennung von ihrem Mann einen gegensätzlichen Lebensentwurf vorgelebt, in dem Aus- und Weiterbildung keine Rolle spielten und Erwerbsarbeit lediglich monetären Zwecken dient. Demnach blieb abzuwarten, ob Celinas Bildungsbiografie auch weiterhin so positiv verlaufen würde.

Fasst man die Zeit seit dem Beginn ihrer schulischen Laufbahn zusammen, so war diese für Celina weitgehend von Kontinuität gekennzeichnet. Obwohl sie ihrer Rolle als Älteste von vier Geschwistern gerecht werden musste, hatte sie schulische Erfolge und zeigte sich leistungsfähig. Die Trennungsproblematik ihrer Mutter schien in den Hintergrund zu treten. Insbesondere der gemeinsame Eintritt in die Glaubensgemeinschaft der

Zeugen Jehovas, mit gleich mehreren Personen aus Celinas Nachbarschaft und Familie, verweist auf die große Bedeutung kollektiver Bezüge im Stadtteilmilieu. Celina knüpfte damit an die Milieubindung ihrer Mutter an und fügte sich ähnlich wie diese in die kollektiven Bezüge ein. Nur folgerichtig war daher ihre erste Beziehung zu einem Jungen, der ihr seit dem Kindesalter vertraut war. Die Unbeständigkeit ihrer frühen Kindheit wurde durch eine Kontinuität in den Beziehungen zu (Groß-)Familie und Nachbarschaft abgelöst. In diesem förderlichen Umfeld gelang es Celina, sich schulisch zu engagieren und den relativen Bildungsaufstieg eines Realschulabschlusses zu vollziehen.

3.1.2.6 Berufliche Orientierung mit Komplikationen

Mit dem Abschluss der Realschule stand Celina erstmals vor der Aufgabe, eine Ausbildungsentscheidung bzw. Berufswahl treffen zu müssen. Ihre Mutter hatte zwar selbst nie in einem qualifizierten Bereich gearbeitet, ihren Kindern aber durch die verschiedenen geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse zumindest den Nutzen einer Berufstätigkeit vorgelebt. Celina begann eine Ausbildung zur Arzthelferin. Damit entschied sie sich für einen Beruf, der im sozial anerkannten Bereich der Medizin angesiedelt ist und somit einen Aufstieg ermöglichen konnte. Zugleich wird dabei erkennbar, dass Celina nicht an die traditionell eher handwerkliche Orientierung ihrer Familie anknüpfte. Ihr Großvater war Maurer und ihre Mutter hatte eine Ausbildung zur Friseurin begonnen. Celina hingegen begab sich in ein neues, ihr unbekanntes Berufsfeld.

Trotz dieser aussichtsreichen Perspektive brach Celina nur kurze Zeit später die begonnene Ausbildung ab. Denkbar ist, dass ihr eine Orientierung in dem fremden Berufsfeld schwerfiel. Möglicherweise war der Habitus, den sie sich im Milieu ihrer Kindheit angeeignet hatte, im Bereich ihrer Ausbildung wenig anschlussfähig.⁸⁴ Celinas eigene Darstellungen verweisen auf ein weiteres mögliches Motiv:

CJ: das war immer total blöd weil ich musste schon morgens früh aufstehen und musste mit dem Zug dahin fahren [Mhm, ok] im Zug schläft man dann ja ein ((lacht)) [/Ja ((heiter))] und dann (I) der Arzt da der hat mir dann auch gesagt ich könnte da ne Ausbildung machen [Mhm] aber da ich schon angefangen hab bevor die Ausbildungs-

84 Denkbar wäre beispielsweise, dass Celina bemerkte, dass eine habituelle Veränderung notwendig gewesen wäre, um langfristig in ihrem neuen Berufsfeld bestehen zu können. Demnach wäre nicht ihre Unfähigkeit, sich anzupassen, ausschlaggebend, sondern möglicherweise eher ihr Unwille bzw. ihre Sorge, sich ihrem Herkunftsmilieu mit der Übernahme eines neuen Habitus zu entfremden. Ähnliches wurde bereits in anderen Studien beobachtet und als Angst der Bildungsaufsteiger vor der Entfremdung vom Herkunftsmilieu behandelt (vgl. z.B. Schmitt 2010; El-Mafaalani 2011).

zeit los ging, sagte er er bezahlt mich so, und dann hat er mir irgendwie, für drei Monate (2) nicht das gezahlt was er gesagt hatte [Ja] und dann hatte ich gesagt gut dann, dann hör ich lieber auf

(Interview Celina James, S.8/Z.5)

Schon die Einleitung durch eine recht abwegige Argumentation („im Zug schläft man dann ja ein“) verdeutlicht Celinas Unzufriedenheit mit der damaligen Ausbildung. Erkennbar wird dabei, dass Celina ihrer Entscheidung eine Art Kosten-Nutzen-Rechnung zugrunde legt. Die Notwendigkeit „morgens früh aufstehen“ zu müssen und eine lange Fahrt auf sich zu nehmen, stand für sie offensichtlich nicht in einem angemessenen Verhältnis zum zu erwartenden Nutzen. Die Feststellung, der Arzt habe ihr nicht so viel Geld gezahlt wie erwartet, verweist dementsprechend auf eine eher monetäre Orientierung. Auf ihre eigentliche Tätigkeit geht sie nicht ein, was ebenfalls darauf schließen lässt, dass ihr Ausbildungsinteresse nicht primär inhaltlich begründet war. Bezieht man mit ein, dass schon ihre Mutter die Erwerbstätigkeit den Bedürfnissen der Familie unterordnete, so lässt sich die Tradierung eines zweckrationalen Verhältnisses zu Arbeit erkennen. Der saloppe Abschluss des Zitats („dann hör ich lieber auf“) deckt sich mit der Annahme, ein Ausbildungsabbruch werde in Celinas Umfeld als eher unerhebliches Problem angesehen.

Celina zeigte sich weiterhin ambitioniert und begann eine Ausbildung zur Erzieherin. Auch in diesem Berufsfeld war sie die Erste aus ihrer Familie. Die größte Gemeinsamkeit mit dem Beruf der Arzthelferin bestand darin, dass es sich in beiden Fällen im weitesten Sinne um helfende Berufe handelt. Denkbar wäre, dass ihr die Sozialarbeiter*innen des Nachbarschaftszentrums als mögliche Vorbilder für ihre Ausbildung fungiert haben. Demnach könnte der Gemeinwesenarbeit der Sozialarbeiter*innen ein durchaus wichtiger Einfluss zugeschrieben werden. Für einige Menschen stellt das Ergreifen eines helfenden Berufs den Versuch dar, die eigene Erfahrung von Hilfsbedürftigkeit durch die Hilfe für andere zu bearbeiten. Schmidbauer (1987: 118) stellt dementsprechend fest, dass dabei möglicherweise auch „[d]er Verlust mütterlicher Fürsorge [...] durch Identifizierung mit dem Idealbild einer solchen Fürsorge ausgeglichen [wird]. Der Helfer setzt sich gewissermaßen an die Stelle der versagenden Mutter und sucht andere so zu behandeln, wie er selbst behandelt werden möchte“. Insbesondere bei Celina, die in ihrer Kindheit als Spielball der Beziehungsproblematik ihrer Mutter mehrfach mit Hilflosigkeit und Unsicherheiten konfrontiert wurde, kann dies als ein Grund für diese spezifische Berufswahl in Betracht gezogen werden. Vor allem aber war die Kindererziehung seit jeher ein legitimes Betätigungsfeld für Frauen in Celinas Familie. Celina knüpfte somit anders als im Falle ihrer ersten Berufswahl an ihren bisherigen Erfahrungshintergrund an.

Ihre zweite Ausbildung verfolgte Celina wesentlich länger, doch 2004, nach etwas mehr als einem Jahr, beendete sie auch diese. Auf der einen Seite lässt der Umstand, dass sie die Ausbildung nicht gleich nach den ersten Wochen abbrach, darauf schließen, dass sie durchaus beabsichtigte, ihre Ausbildung zur Erzieherin abzuschließen. Auch ist eine formal-inhaltliche Überforderung durch die Ausbildung aufgrund ihrer schulischen Qualifikation eher unwahrscheinlich. Celina selbst begründet den Ausbildungsabbruch vor allem damit, dass unvorhergesehene Arbeitsanforderungen an sie gestellt wurden, wie folgender Interviewausschnitt verdeutlicht:

CJ: Mja, ja weil in dem zweiten Jahr als wir dann, in den Kindergarten mussten, ich war, einen Tag da, am nächsten Tag hatte ich schon Herpes, Magen-Darm-Grippe [Oh] (2) und wir, mein Lehrer hatte gesagt, wir müssen da nur anwesend sein wir müssen nichts machen [Ja] und das hab ich denen auch gesagt [(schmunzelt)] (1) und dann kommt so eine, Erzieherin und sagt mir ja ich soll jetzt mal dem einen Kind helfen das auf die Toilette gehen muss und so und dann boah [Mhm] /und dann ging's mir schon schlecht ((heiter)) (1) und dann hab ich das zwar gemacht aber danach hatte ich, Herpes und Magen-Darm-Grippe (2) aber wahrscheinlich hatte ich die Magen-Darm-Grippe weil ich nicht dahin wollte [(lacht)] /und dann hab ich mir das eingeredet solange bis ich's hatte ((heiter)) [Ja (1) kannst du ähm] ((holt Luft)) und dadurch dass man auch (1) das Praktikum nicht gemacht hat konnte man auch nicht die Klasse bestehen, also dann hab ich das lieber gelassen

(Interview Celina James, S.8/Z.32)

Wie Celina bereits einleitend feststellt, war sie vermeintlich davon ausgegangen, dass sie während ihres Praxisaufenthalts im Kindergarten „nur anwesend sein“ und „nichts machen“ müsste. Nachdem sie dennoch zur Mitarbeit aufgefordert wurde und dann auch noch zu einer Tätigkeit, die ihr offensichtlich unangenehm war („eine[m] Kind helfen das auf die Toilette gehen muss“), verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand derart, dass sie kurz darauf die Ausbildung abbrach. Celinas Argumentation, sie habe von der Arbeit im Kindergarten eine Magen-Darm-Grippe bekommen, kann durchaus auf wahren Begebenheiten beruhen. Es scheint jedoch ein wenig ungewöhnlich, allein aufgrund einer Grippe, eine Ausbildung abzubrechen. Wie bereits erwähnt, wurde dem Abbruch einer Ausbildung im Milieu der Familie höchstwahrscheinlich keine allzu große Bedeutung beigemessen. Dafür spricht auch die läppische Bemerkung: „dann hab ich das lieber gelassen“, die sich in einer ähnlichen Form bereits im vorherigen Interviewausschnitt findet („dann hör ich lieber auf“). Eine derart konstruierte Begründung fügt sich in Celinas argumentatives Muster ein, mit dem sie im Laufe des Interviews immer wieder versucht, Probleme in ihrem Bildungs- und Ausbildungsverlauf als logische Folge der Arbeitsbedingungen darzustellen. Tatsächlich scheint dem jedoch ein Arbeitsverständnis zugrunde zu liegen, demzufolge jeweils zwischen den persönlichen Kosten und dem zu

erwartenden Nutzen einer Erwerbstätigkeit abgewägt wird. Ein unmittelbarer monetärer Nutzen würde demnach oftmals den Mühen einer langwierigen und schlecht vergüteten Ausbildung vorgezogen.

Eine adäquate Alternative zur Ausbildung schien Celina damals nicht zur Verfügung zu stehen, denn in der darauffolgenden Zeit übte sie vor allem Gelegenheitsjobs in Discountermärkten aus. Sie begann keine weitere Ausbildung und versuchte auch nicht, die Möglichkeiten, die sich ihr durch den Schulabschluss geboten hätten, in eine neue berufliche Perspektive zu verwandeln. Zumindest war sie, ebenso wie ihre Mutter, ohne große Mühe dazu in der Lage, sich über geringfügige Beschäftigungsverhältnisse zu finanzieren. Tatsächlich erscheint die Möglichkeit, Geld zu verdienen, ohne eine Ausbildung absolvieren zu müssen, als logische Konsequenz einer gegenwartsorientierten Kosten-Nutzen-Orientierung. Zwar befand sich Celina dadurch, trotz ihres verhältnismäßig guten Schulabschlusses, in einer relativ prekären und perspektivarmen beruflichen Situation; in ihrem Umfeld dürfte dies allerdings kaum als bedenkliche Entwicklung wahrgenommen worden sein, zumal in Problemvierteln unqualifizierte, regelmäßige Tätigkeiten eine Anerkennung mit sich bringen, die mit dem Status der Normalerwerbstätigkeit vergleichbar ist (vgl. Keim/Neef 2000: 261). Auch das Problem der habituellen Entfernung von ihrem Herkunftsmilieu, welches sich in ihrer ersten Ausbildung andeutete, ergab sich in diesem Berufsfeld nicht.

Rückblickend auf die Zeit nach ihrem ersten Ausbildungsbeginn, lässt sich die vorherige, eher optimistische Einschätzung ihrer beruflichen Perspektive relativieren. Celina hatte zweimal versucht, in einem (im weitesten Sinne) helfenden Tätigkeitsfeld Fuß zu fassen. Zuerst begann sie eine Ausbildung zur Arzthelferin, die sie aufgrund der schlechten Bezahlung und wohl auch aufgrund der ungewohnten Anforderungen abbrach. Ihre darauffolgende Ausbildung zur Erzieherin verfolgte sie zwar deutlich länger, auch diese brach sie jedoch ab, da der damit verbundene Aufwand größer war als von ihr erwartet. Am ehesten kommen habituelle Anschlussprobleme als Hürden für den beruflichen Einstieg in Betracht. In ihrer Selbstdarstellung zeigen sich diese vor allem an einer klaren Orientierung an Kosten-Nutzen-Relationen. Ohne eine weitere Qualifizierungsmöglichkeit zog sich Celina auf ungelernete Gelegenheitsstätigkeiten in Discountermärkten zurück. Diese ließen weder eine Fortsetzung ihres ambitionierten Bildungsvorlaufs zu, noch stellten sie eine langfristige Zukunftsperspektive dar. Stattdessen bot die Arbeit im Einzelhandel einen direkten monetären Nutzen, ohne die Notwendigkeit vorab einen beschwerlichen Ausbildungsweg zu absolvieren.

3.1.2.7 Bedeutungsgewinn von Familie und Beziehung

Im Jahr 2004 zogen die 18 Jahre alte Celina und ihr Freund André in eine gemeinsame Wohnung. Die Tatsache, dass die Beziehung zu André nun schon seit vier Jahren andauerte, zeigte eine gewisse Kontinuität in Celinas Beziehungsleben. Auch lässt dies auf ein Bedürfnis nach einer frühen Bindung schließen. Der Auszug aus dem Haushalt der Mutter erweist sich als ein tradiertes Muster, welches sich schon bei Maria und ihren Geschwistern finden lässt. Anzunehmen ist, dass die Entlastung des Elternhaushaltes ein wichtiges Motiv für den Auszug darstellte. Zudem ließ die gemeinsame Wohnung vermuten, dass eine weitere Intensivierung der Beziehung zwischen Celina und André anstehen würde. Im Gegensatz zu ihrer Mutter, die bis 1990 alleine mit ihren Kindern gelebt hatte und ausschließlich US-Soldaten als Partner gehabt hatte, entschied sich Celina für eine feste Beziehung zu einem Mann, der ihr von klein auf bekannt war. Denkbar wäre sogar, dass André vor allem aufgrund seines Status als Stadtteilbewohner als Partner infrage kam.

Mit 21 Jahren, drei Jahre nachdem die beiden in eine gemeinsame Wohnung gezogen waren, wurde Celina zum ersten Mal schwanger. In ihrer Familie und ihrem Milieu waren Schwangerschaften etwas Selbstverständliches. Celinas berufliche Situation hatte sich in den vergangenen Jahren nicht verändert. Zudem war sie nun bereits seit sieben Jahren mit ihrem Freund liiert. Eine Schwangerschaft war daher ein legitimer Weg, die Beziehung zu André zu intensivieren und zugleich die weitere berufliche Planung aufzuschieben. Letztlich kann darin eine biografische Parallele zu Celinas Mutter gesehen werden, deren erste Schwangerschaft ebenfalls einen Ausweg aus einer unliebsamen beruflichen Situation bot. Dies deckt sich mit den Forschungsergebnissen von Friese (2008: 14), derzufolge mangelnde berufliche Perspektiven nicht selten ein Grund für frühe Schwangerschaften sind.

Im Dezember 2006 brachte Celina eine Tochter namens Chantal zur Welt. Im Gegensatz zu ihrer Mutter, die schon im Alter von 18 Jahren schwanger geworden war und keinen festen Partner hatte, ist anzunehmen, dass Celina ihrer Tochter etwas bessere Zukunftsaussichten bieten konnte. André, der Vater des Kindes, hatte mittlerweile mit einer Ausbildung zum Maler und Lackierer begonnen und damit eine finanzielle Perspektive für die junge Familie geschaffen. Mit dem Abschluss seiner Ausbildung hätte sich Celina möglicherweise ganz auf ihre Rolle als Mutter zurückziehen können und die Problematik der abgebrochenen Ausbildungen wäre nebensächlich geworden. Dies stellte das dominante Familienmodell innerhalb ihres Milieus dar und es wäre nicht verwunderlich gewesen, hätte Celina dieses tradierte Muster übernommen. Zunächst einmal konnte sich Celina auf ihr Mutter-Sein

konzentrieren und hatte dank staatlicher Transferleistungen ein gesichertes Auskommen.⁸⁵

Im August 2007, ein Jahr nach der Geburt des Kindes, begann Celina schließlich eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau. Erstmals war sie in einem Berufsfeld tätig, das nicht helfend oder sozial konnotiert ist. Stattdessen konnte sie in ihrer neuen Ausbildung an die Erfahrungen aus ihren Gelegenheitsjobs in den unterschiedlichen Discountern anknüpfen. Bei näherem Betrachten lässt sich auch darin eine Parallele zu der beruflichen Laufbahn ihrer Mutter erkennen, die jahrzehntelang Gelegenheitsjobs ausgeübt hatte und darüber letztlich in eine Vollzeitbeschäftigung gelangte.

Für Celina, deren bisheriges Leben eng mit dem Stadtteil Ziegelstraße und ihrer Familie verknüpft gewesen war, dürfte die Unterstützung durch das soziale Netzwerk selbstverständlich gewesen sein. „Die Unterstützung durch familiäre und soziale Netzwerke ist auch hinsichtlich der Fortführung der begonnenen Ausbildung ein entscheidender Faktor der Stabilisierung junger Mütter“ (Friese 2008: 17). Celinas Tochter wurde täglich von morgens bis abends von Celinas Mutter beaufsichtigt. Damit fiel zumindest die Möglichkeit weg, einen weiteren Ausbildungsabbruch mit den anfallenden Erziehungsaufgaben zu rechtfertigen. Maria, die selbst jahrzehntelang für ihre Kinder gesorgt hatte, übernahm somit in weiten Teilen die Mutterrolle für ihre Enkeltochter. Im Interview wird deutlich, wie emotional das Thema besetzt ist, als Celina zu weinen beginnt und ihre Erzählung ins Stocken gerät. Celina problematisiert heute insbesondere die Tatsache, dass sie wichtige Entwicklungsschritte im Leben ihres Kindes nicht miterleben konnte. Dies mag verwundern, bedenkt man, dass etwa die Hälfte aller Mütter spätestens eineinhalb Jahre nach der Geburt ihres ersten Kindes erneut erwerbstätig sind (Peuckert 2008: 141) und dennoch deutlich seltener über fehlende gemeinsame Zeit während der ersten Lebensjahre geklagt wird. Denkbar wäre, dass Celinas emotionaler Ausbruch vor allem als Übertragungsreaktion, aufgrund der häufigen Beziehungsabbrüche in ihrer eigenen Kindheit, zu erklären ist. Auch wäre es möglich, dass ihr in ihrem Umfeld Vorhaltungen gemacht wurden, da es in diesem als selbstverständlich gilt, dass sie als Frau an erster Stelle Hausfrau und Mutter ist.

Mitte 2008 zog sich Celinas Freund André eine Verletzung am Rücken zu. Seinen Beruf als Maler und Lackierer konnte er daraufhin erst einmal nicht weiter ausüben. Als ein Arzt kurz darauf feststellte, dass André allergisch auf handelsübliche Farben reagierte, wurde ihm eine berufliche Neuorientierung nahe gelegt. Celina setzte ihre Ausbildung hingegen weiter fort.

85 Es ist allerdings fraglich, in wieweit sie mit ihrer Arbeit in Discountern genügend Geld verdient hatte, dass sich daraus ein Anspruch auf Elterngeld ergab. Denkbar wäre daher, dass Celina in dieser Zeit von ALG II lebte. Als Mutter eines kleinen Kindes war sie jedoch in den folgenden drei Jahren nicht dazu aufgefordert, sich um eine ihr zumutbare Arbeit zu bemühen (vgl. § 10 Abs. 1.3 SGB II).

Ermöglicht wurde ihr dies unter anderem dadurch, dass ihre Tochter seit 2008 den Kindergarten des Nachbarschaftszentrums besuchte und nachmittags nach wie vor durch Maria beaufsichtigt wurde.

Im Februar 2009 wurde Celina zum zweiten Mal schwanger (etwa zur gleichen Zeit wie ihre jüngere Schwester Jennifer). Gründe für eine erneute Schwangerschaft gab es viele, zumal Mutterschaft an sich etwas Selbstverständliches im Umfeld ihrer Familie war. Denkbar wäre auch, dass Celina ihr zweites Kind als Gelegenheit betrachtete, dieses beim Aufwachsen begleiten zu können, nachdem ihre Mutter ihr erstgeborenes Kind zu sich genommen hatte. Eine Praxis, die laut Toman (2011: 54f.) durchaus gängig ist. Zudem stand zu befürchten, dass Celina die Geburt ihres zweiten Kindes zum Anlass nehmen könnte, ihre Ausbildung abzubrechen.

Im September 2009, mit nur zwei Tagen Abstand zu ihrer Schwester Jennifer, brachte Celina ihren Sohn David auf die Welt. Trotz dieses Umstandes schloss Celina drei Monate nach der Geburt ihres Sohnes ihre Ausbildung im Einzelhandel ab. Damit war sie die Erste unter ihren Geschwistern, der es gelungen war, eine Ausbildung erfolgreich zu beenden. Außerdem erschloss sie sich mit ihrer Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau ein Tätigkeitsfeld, in dem sie die Erste in ihrer Familie war. Dass Celina ihre Ausbildung um ein halbes Jahr verkürzen konnte, zeigt, dass sie zu den leistungsstärkeren Auszubildenden zählte.

Nach Abschluss der Ausbildung ging Celina in Elternzeit. Zum Zeitpunkt des Interviews waren seitdem zwei Jahre vergangen und sie war noch nicht in die Berufstätigkeit zurückgekehrt. Im Interview begründete sie dies damit, dass ihr Sohn sehr unselbstständig sei und ihre volle Aufmerksamkeit benötige. Sobald dieser bereit sei, den Kindergarten zu besuchen, würde sie sich erneut eine Beschäftigung suchen. Dahinter kann erneut eine Kombination aus Familienorientierung und Kosten-Nutzen-Abwägung vermutet werden. Zum einen mag Celina tatsächlich ein Interesse daran gehabt haben, für ihr Kind zu sorgen. Zum anderen dürfte der Aufwand, trotz zweier Kinder erneut arbeiten zu gehen, in einer schlechten Relation zum finanziellen Nutzen gestanden haben. Mit dem erfolgreichen Abschluss der Ausbildung hatte sie die Basis geschaffen, um in Zukunft eine qualifizierte Beschäftigung aufnehmen zu können. Ein Wiedereinstieg am Ausbildungsplatz war von ihr jedoch nicht vorgesehen, wie folgendes Zitat belegt:

CJ: mh, also ich weiß, ich hatte (1) mich nicht ganz so wohl da gefühlt weil da so viele Frauen waren, da waren, immer so viele Lästereien [Ja] ich war eigentlich /ganz froh als meine Ausbildung dann fertig war ((heiter)) und, jeder hat mich gefragt ob ich nach meiner Babypause weiter arbeiten will da sach ich „Ne“ (1) wo ich war da waren, vierzig Frauen und fünf Männer (2) ((holt Luft)) und der Konkurrenzkampf war groß

(Interview Celina James, S. 11/Z.39)

Gegen die Rückkehr an ihren Ausbildungsplatz spricht laut Celina vor allem die Tatsache, dass „da so viele Frauen waren“, was zu vielen „Lästereien“ und einem großen Konkurrenzkampf geführt habe. Die Schwangerschaft bot ihr einen legitimen Ausweg aus einer Konkurrenzsituation, die scheinbar nicht länger in einer für Celina angemessen erscheinenden Relation zum persönlichen Nutzen zu stehen schien. Trotz sicherer Verdienstmöglichkeiten und möglicher Aufstiegschancen, schien das persönliche Umfeld am Arbeitsplatz mit all seinen Spannungen gegen eine Weiterbeschäftigung zu sprechen. Weshalb Celina insbesondere die Zusammenarbeit mit ihren Kolleginnen als problematisch beschreibt, lässt sich aus dem vorliegenden Material nicht ableiten. Auf der Darstellungsebene wäre denkbar, dass sie lediglich auf gängige Geschlechterklischees zurückgreift, um gegenüber dem Interviewer begründen zu können, weshalb sie nicht an ihren Ausbildungsplatz zurückkehren möchte.

Ob, entsprechend ihrer ambitionierten Selbstdarstellung im Interview, ein erneutes berufliches Engagement folgen wird, ist derzeit nicht abzusehen. Ihr Freund André fand 2010 eine Stelle als Fahrer für einen Paketdienst, die ihm von Celinas Mutter vermittelt wurde. Da Celinas Anspruch auf Elterngeld nach 14 Monaten ausgelaufen war (vgl. § 4 BEEG) und die Beschäftigung ihres Freundes André wohl kaum ausreichte, um Celina und ihr Kind zu versorgen, war Celina im letzten Jahr auf Arbeitslosengeld angewiesen. Auch wenn Celinas inhaltliches Interesse an einer Tätigkeit im Einzelhandel eher gering scheint, macht der zunehmende finanzielle und soziale Druck einen baldigen beruflichen Wiedereinstieg wahrscheinlich.⁸⁶

3.1.2.8 Fazit

Celinas frühe Kindheit ist vor allem durch die Beziehungswechsel ihrer Mutter strukturiert. Zu ihren Geschwistern stand sie möglicherweise zeitweise in einem Konkurrenzverhältnis. Auf der Darstellungsebene präsentiert Celina ein enges Verhältnis zwischen ihr und ihrer Mutter, welches teilweise in Kontrast zu den wahrscheinlichsten Lesarten hinsichtlich ihres tatsächlichen (nicht exklusiven) Verhältnisses steht. Bezeichnend für die gesamte Problematik ist der Umstand, dass Celina in diesen ersten Lebensjahren von ihrer Mutter im Unklaren über die Identität ihres leiblichen Vaters gelassen wurde. Aufgefangen wurden die entstandenen Defizite durch den milieutypischen Zusammenhalt innerhalb ihrer Großfamilie. Der Umgang im erweiterten familiären Kontext war jedoch nicht immer einfühlsam, sondern war, Celinas Erzählungen zufolge, teilweise durch Unachtsamkeit gekenn-

⁸⁶ Spätestens sobald ihr Sohn das dritte Lebensjahr erreicht, ist Celina erneut aufgefordert, eine Eingliederungsvereinbarung der Agentur für Arbeit einzugehen und sich um eine neue Beschäftigung zu bemühen.

zeichnet. Mit dem Umzug in die USA wurde Celina schließlich auch diesen Bezügen entrissen und musste sich in einer fremden Umgebung zurechtfinden. Zurück in Deutschland gelang es ihr, erneut an das Stadtteilmilieu der Ziegelstraße anzuknüpfen. Dank eines stabilen familiären Umfeldes, der Förderung durch ein Nachbarschaftszentrum und entsprechender kognitiver Fähigkeiten, gelang es Celina nach der Grundschule, als erstes Mitglied ihrer Familie, einen Realschulabschluss zu machen. André, ein Junge, den sie von klein auf aus ihrem Stadtteil kannte, wurde zu ihrem ersten festen Freund und blieb bis zuletzt mit ihr in einer Partnerschaft. Mit ihm stellte Celina eine Kontinuität her, die ihrer Kindheit und dem damaligen Beziehungsleben ihrer Mutter gefehlt hatte. Gerade im Hinblick auf Celinas Unkenntnis über den Verbleib ihres eigenen Vaters kann die Kontinuität von Celinas Beziehung zu ihrem ersten Freund als ein Versuch interpretiert werden, einen Gegenentwurf zum Partnerschaftsmodell ihrer Mutter zu leben. André bot ihr einen stetigen Bezug zur Verlässlichkeit der milieutypischen Beziehungen ihrer Kindheit.

Celinas berufliche Entwicklung zeichnet sich insgesamt durch eine deutliche Kosten-Nutzen-Orientierung aus. Sowohl ihre Ausbildung zur Arzthelferin als auch zur Erzieherin beendete sie vorzeitig, da der erwartete finanzielle Mehrwert den Aufwand nicht zu rechtfertigen schien. Zwar deutet ihre Berufswahl auf ein Interesse an helfenden Berufen hin, die monetäre Orientierung erwies sich jedoch als dominanter. Zunächst fiel Celina auf unqualifizierte Tätigkeiten im Einzelhandel zurück, die mit weniger Aufwand verbunden waren. Da diese Arbeit keine allzu große Zukunftsperspektive bot, bedeutete Celinas erste Schwangerschaft keinen wirklichen Einschnitt in ihren beruflichen Werdegang. Nach der Geburt ihrer Tochter Chantal verhinderte Maria, dass sich Celina auf ihre Rolle als Mutter zurückziehen konnte, indem sie deren Tochter zu sich nahm. Obwohl sich ihr Eingreifen auf der Beziehungsebene als problematisch darstellt, ermöglichte dies Celina, erneut beruflich aktiv zu werden. Celina begann eine Ausbildung im Einzelhandel, den sie bereits im Kontext ihrer Gelegenheitstätigkeiten kennengelernt hatte. Anders als in den vorherigen Ausbildungen in helfenden und sozialen Berufen wählte Celina dieses Mal einen Beruf der ihr aus ihren vorherigen Aushilfsjobs bekannt war und strebte eine milieutypische Tätigkeit mit einer guten Kosten-Nutzen-Relation an. Obwohl sie schließlich erneut schwanger wurde, gelang es ihr, die Ausbildung abzuschließen. Erst nach Vollendung der Ausbildung beanspruchte sie ihre Elternzeit und kümmerte sich ganztags um ihre Kinder. Letzteres könnte als eine Reaktion auf die Erfahrung der Trennung von ihrer Tochter durch das Eingreifen der Mutter interpretiert werden. Ein beruflicher Wiedereinstieg ist derzeit nicht geplant, dürfte aber aufgrund des steigenden Drucks durch die Hartz IV Gesetzgebung und Celinas berufliche Kompetenzen in absehbarer Zeit folgen – zumindest im

Rahmen kleinerer Gelegenheitsjobs. Maßgeblich dürfte dies davon abhängen, in welcher Relation der Arbeitsaufwand zum erwarteten monetären Nutzen stehen würde.

3.1.3 Kontrastierung: Familie James

Im Folgenden sollen Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden vorab rekonstruierten Fälle ergebnisorientiert zusammengefasst werden. Im direkten Vergleich der biografischen Fallrekonstruktionen von Maria und Celina James ergeben sich insgesamt drei zentrale Strukturhypothesen. Strukturgebend für beide Fälle sind demnach vor allem (1) ein starker Bezug zum marginalisierten Stadtteil und dessen Milieu, (2) eine ausgeprägte Orientierung an Familie und Mutterschaft als Teil einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung sowie (3) ein monetär-zweckrationales Verhältnis zur Erwerbstätigkeit. Zugleich lassen sich anhand dieser rekonstruierten Strukturhypothesen, erste Konsequenzen im Hinblick auf Erwerbslosigkeit und den Bezug von Sozialleistungen formulieren.

An erster Stelle steht die Feststellung, dass sich sowohl Maria als auch ihre Tochter Celina stark an dem marginalisierten Stadtteil Ziegelstraße und dessen Milieu orientieren (**Strukturhypothese 1**). Insgesamt kennzeichnen sich das Viertel und dessen Bewohner*innen durch einen großen inneren Zusammenhalt und eine starke Schließung nach außen. Ähnlich dem familiären Netzwerk, bilden sich im Stadtteilmilieu nachbarschaftliche Netzwerke, die Unterstützung und soziale Kontrolle zugleich bedeuten. Bezeichnend dafür sind Marias Ausführungen, der Stadtteil habe zwar einen schlechten Ruf und werde von Außenstehenden als Getto bezeichnet, sie selbst könne sich jedoch keine bessere Umgebung für ihre Kinder vorstellen. Maria war aufgrund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen von Anfang an in den Stadtteil eingebunden. Besonders eindrücklich zeigt sich Marias Bindung an ihr Herkunftsmilieu an ihrem Rückzug aus den USA, durch den sie ihren Heimatort ihrer Ehe vorzog. Auch als Maria mit ihren Töchtern in ein sozialstrukturell ähnliches Viertel am anderen Ende der Stadt ziehen musste, verwendete sie täglich einen großen Teil ihrer Zeit darauf, ihre Familie im Stadtteil Ziegelstraße zu besuchen. Nach wie vor sind die meisten ihrer sozialen Kontakte eng mit dem Leben im Stadtteil Ziegelstraße verbunden. In diesem Milieu gehört der Bezug von Sozialleistungen zum Alltag der Menschen und ist daher weitgehend akzeptiert. Damit wird Maria durch das Leben im Stadtteil einerseits davon abgehalten, aus der Armut auszusteigen, andererseits ermöglicht ihr die nachbarschaftliche Unterstützung ein Leben ohne existenzielle Ängste – trotz aller Armut.

Ebenso wie Maria entschied sich auch ihre älteste Tochter Celina dazu, in demselben Stadtteil zu wohnen. So lebte Celina zwar gleich zu Beginn

ihrer Lebens für zwei Jahre mit ihrer Mutter in den USA, dieser Aufenthalt wird von ihr rückblickend jedoch vor allem negativ dargestellt. Fortan wohnte Celina nahezu durchgehend im Stadtteil Ziegelstraße, in dem ihre Familie mütterlicherseits sehr stark verhaftet ist. Für sie ist der Stadtteil der Ort ihrer primären Sozialisation, in dem sie nach wie vor Anschluss und Orientierung findet. Auch nach ihrem Auszug aus dem Haushalt ihrer Mutter entschied sich Celina dafür, in deren direkte Nachbarschaft zu ziehen. Celina wählte einen Partner aus dem Stadtteil Ziegelstraße und ist noch heute in die regelmäßigen Aktivitäten des Nachbarschaftszentrums involviert. Die Stadtteilorientierung ihrer Mutter wurde demnach von Celina weitgehend übernommen.

Erkennbar wird, dass weder Maria noch Celina ihr Leben im sozialen Brennpunkt vorrangig als soziale Benachteiligung auffassen. Stattdessen profitieren sie von dem dortigen Zusammenhalt und sind mit dessen sozialen Normen vertraut. Aus diesem Grund könnte die Einrichtung des Nachbarschaftszentrums im Stadtteil Ziegelstraße als Mittel der Wahl interpretiert werden, um eine Verbesserung ihrer Lebensumstände zu erzielen. Als etablierter Bestandteil des Viertels ist das Stadtteilzentrum in der Lage, Celina und Maria dort abzuholen, wo sie stehen und sie für die Teilnahme an Angeboten der Sozialen Arbeit zu gewinnen.

In einem engen Zusammenhang mit der Stadtteil- und Milieuspezifität der beiden Fälle steht deren ausgeprägte Familienorientierung (**Strukturhypothese 2**). Insbesondere die Selbstdarstellungen der beiden Interviewten zielen überwiegend auf diese Thematik ab. Marias Biografie ist durch eine Orientierung an einem Familienmodell gekennzeichnet, das sich durch eine geschlechtsspezifische Rollenverteilung und einen engen Zusammenhalt auszeichnet. Dies zeigt sich bereits an ihrer Lebensgeschichte bis zum Zeitpunkt ihrer Scheidung, die vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass sie über Jahre hinweg nach einem geeigneten Partner gesucht hatte. Die von ihr gelebte Frauenrolle beschränkt sich weitgehend auf Haushaltsführung und Mutterschaft. Marias Einsatz für ihre Kinder stellt demnach eine der wichtigsten Aufgaben für sie dar, der sie viele andere Lebensbereiche unterordnete. Nach der Trennung von ihrem Ehemann bot ihr diese Rolle einen legitimen Grund, Sozialleistungen zu beziehen und lediglich kleinere berufliche Tätigkeiten auszuüben. Der Bezug von Sozialhilfe und ALG II ermöglichte es ihr, auch ohne Partner für ihre Kinder zu sorgen. Auch dass sich Maria letztlich entschied, den Zeugen Jehovas beizutreten, ließe sich mit ihrem Wunsch nach einer familiären Gemeinschaft begründen. Der Unterstützungszusammenhang der Familie (insbesondere der Geschwister) hat in Marias Lebensgeschichte von Anfang an eine große Relevanz. Ihre Geschwister halfen ihr, als sie alleine für ihre Kinder sorgen musste und bei der Wohnungssuche nach ihrer Rückkehr aus den USA. Selbst Marias Vater, zu dem sie in einem ambivalenten Verhältnis steht, unterstütze sie als junge Frau

dabei, ihre erste Ausbildung zu finden. Ebenso erhielt sie im Umgang mit der Erwerbslosigkeit und den Behörden des Sozialstaates Unterstützung von ihren Schwestern. Mehrfach lässt sich belegen, dass Maria versucht, auftretende Probleme in erster Linie familiär zu lösen. So scheint es nur konsequent, dass auch finanzielle Probleme oftmals durch die familiäre Unterstützung aufgefangen werden.

Doch nicht nur Maria, auch ihre Tochter Celina versucht, Probleme primär über die Familie zu lösen. Insbesondere die eng mit dem Stadtteil verknüpften verwandtschaftlichen Beziehungen stellen einen wichtigen Bezugspunkt für Celina dar. Anders als Maria scheint Celinas Verhältnis zur Familienthematik jedoch auch durch die negativ konnotierten Erfahrungen der wechselnden Partnerschaften ihrer Mutter in ihrer Kindheit geprägt zu sein. Im Gegensatz dazu möchte Celina ihren Kindern möglichst viel Zeit widmen und sieht es als legitim an, dies durch den Bezug von Sozialleistungen zu finanzieren. Dennoch ist für Celina die Beziehung zu ihrer Mutter trotz aller Zerwürfnisse von zentraler Bedeutung, was sich v.a. an ihrer Selbstdarstellung im Interview zeigt. Hierzu muss auch der Umstand gezählt werden, dass Celina bei der Betreuung ihres ersten Kindes Unterstützung von Maria erhielt, sodass sie ihre Ausbildung fortsetzen konnte.

Trotz aller Familienorientierung lässt sich anhand konkreter Erzählungen erkennen, dass der Umgang mit Kindern innerhalb der Familie nicht immer unproblematisch war. Deutlich zeigt sich dies an der Nachlässigkeit der Verwandtschaft und ihrem teilweise wenig einfühlsamen Umgang mit Celina und ihren Geschwistern. Auch Maria weist zwar anfangs darauf hin, sie sei sehr behütet aufgewachsen, im weiteren Verlauf des Interviews wird jedoch deutlich, dass sich dies vor allem auf die materielle Grundversorgung während ihrer Kindheit bezieht. Das emotionale Verhältnis zwischen Maria und ihren Eltern wird hingegen nicht thematisiert. Familie ist demnach einerseits durch einen engen Zusammenhalt und viel gemeinsam verbrachte Zeit gekennzeichnet, andererseits werden Emotionalität und Einfühlsamkeit eher nachrangig behandelt.

Im Hinblick auf die Thematik der Erwerbslosigkeit erscheint insbesondere der Aspekt des zweckrationalen Verhältnisses zur Erwerbsarbeit bedeutsam (**Strukturhypothese 3**). Wie bereits in der Fallrekonstruktion von Maria James gezeigt werden konnte, versteht diese Erwerbsarbeit in erster Linie als Einnahmequelle und nicht als Möglichkeit zur Selbstverwirklichung. Dieser Logik folgend begründet sie bereits ihre erste, durch den Vater initiierte Ausbildungsentscheidung zur Friseurin damit, dass sie dadurch Geld für die Familie bereitstellen konnte. Gemäß Marias Frauenrolle hatte die Familiengründung immer Vorrang. Im Gegensatz zur Familienthematik misst Maria ihren Arbeitsverhältnissen nur einen geringen Stellenwert bei. Sie wurde

jeweils nur soweit erwerbstätig, dass sich ein Zuverdienst zu ihrem Leistungsbezug ergab, der mit einem möglichst geringen (zeitlichen) Aufwand verbunden war.

Ebenso lassen sich Celinas erste Ausbildungsabbrüche als Folge einer monetären und zweckrationalen Erwerbsorientierung interpretieren. Beide Beschäftigungen werden von ihr primär rational im Sinne einer Kosten-Nutzen-Kalkulation bewertet. Sowohl ihre Ausbildung zur Arzthelferin als auch ihre zweite Ausbildung zur Erzieherin waren aus ihrer Perspektive mit zu großen Zumutungen verbunden, als dass sich der Aufwand gelohnt hätte. Dies hatte zur Folge, dass sie beide Arbeitsverhältnisse beendete, sobald die persönlichen Kosten den zu erwartenden Nutzen überschritten. Ebenso zeigte sich lebensgeschichtlich, dass sie eine kurzfristige Verdienstmöglichkeit einem Bedürfnisaufschub vorzog. Gerade im Kontext einer Ausbildung ist jedoch eine eher langfristige Perspektive unabdingbar. Dass Celina dennoch ihre dritte und letzte Ausbildung abschloss, ist ihrer Darstellung zufolge vor allem dem Einfluss ihrer Mutter zuzuschreiben. Celine bekundet jedoch die Absicht, in naher Zukunft nicht in ihren erlernten Beruf zurückzukehren, da sie sich vorerst ausschließlich um ihre Kinder zu kümmern gedenkt.

Daraus folgt die Konsequenz, dass es je nach Situation sowohl für Maria als auch für Celina sinnvoller erscheint, ALG II und Kindergeld zu beziehen, statt eine mit einem vermeintlich unverhältnismäßigen Aufwand verbundene Tätigkeit auszuüben. Anerkennung finden sie nicht in der Erwerbsarbeit, sondern vor allem in der Familie. Dies hat im Falle der beiden rekonstruierten Fälle zur Folge, dass das Berufliche letztlich der Familienplanung untergeordnet wird. Für beide Interviewten stellt die Familie, im Gegensatz zur Erwerbsarbeit, eine legitime Sphäre weiblicher Selbstverwirklichung dar. Das soziale Netzwerk des Stadtteils bietet ihnen ausreichende Unterstützung, um diesen Lebensentwurf zu realisieren, wenn auch auf einem niedrigen ökonomischen Niveau. Daraus wird ersichtlich, wie eng die drei rekonstruierten Strukturhypothesen letztlich miteinander verwoben sind.

Betrachtet man den Bezug von Arbeitslosengeld und Sozialhilfe vor dem Hintergrund der benannten Strukturhypothesen, so lassen sich erste Aussagen hinsichtlich deren lebensgeschichtlicher Bedeutung treffen: (1) Bereits zu Beginn wurde festgestellt, dass der Bezug von Sozialleistungen zur Normalität im marginalisierten Stadtteil der Familie gehört. Der Bezug staatlicher Gelder ist somit kein Diskriminierungsgrund, sondern eine geteilte Erfahrung unter vielen Bewohner*innen des Quartiers. Dies mag einerseits den Ausstieg aus dem Leistungsbezug erschweren, bedeutet jedoch andererseits einen wichtigen Unterstützungszusammenhang, der das Leben in Armut für die Familie erleichtert. (2) Zudem ermöglicht es Maria der Bezug von Sozialleistungen, unabhängig von einem Partner zu leben und dennoch für ihre vier Kinder sorgen zu können. Auch ihre Tochter Celina nutzt den Leistungsbezug, um nach dem Abschluss ihrer Ausbildung möglichst viel Zeit mit ihren

Kindern verbringen zu können. Im Milieu der Familie stellt dies einen legitimen weiblichen Lebensentwurf dar, da Familie und Mutterschaft als originäre Lebensbereiche weiblicher Selbstverwirklichung betrachtet werden. (3) Demzufolge erweist sich der Bezug von Sozialhilfe gemäß der von beiden gelebten Kosten-Nutzen-Kalkulation häufig als sinnvolles Finanzierungsmodell. Dient Erwerbsarbeit in erster Linie einem monetären Zweck und nicht der Selbstverwirklichung, so erscheint es nur konsequent, Kosten und Nutzen rational gegeneinander abzuwägen. Demnach wäre es häufig sinnvoller, ALG II zu beziehen und dieses Geld durch einen Gelegenheitsjob aufzustocken, als in Vollzeit zu arbeiten, da dies den größten finanziellen Nutzen bei möglichst geringem Aufwand verspricht. Diese Orientierung kann jedoch auch positiv gewendet als Selbstschutz vor einer Ausbeutung in prekären Arbeitsverhältnissen interpretiert werden.⁸⁷

Anhand der rekonstruierten Strukturhypothesen lässt sich möglicherweise auch darauf schließen, welche Gründe Maria letztlich dazu bewogen haben, aus dem Leistungsbezug auszusteigen. Zum einen hatte sich das Kosten-Nutzen-Verhältnis des Bezugs von Sozialleistungen seit der Einführung der wesentlich strikteren Hartz IV-Gesetzgebung deutlich verschoben. Auch konnte sie ihre Familie nach dem Auszug ihrer Kinder deutlich besser durch finanzielle Mittel unterstützen, als durch eine direkte Zuwendung. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch Celina in Zukunft unter ähnlichen Druck geraten könnte, da das Gehalt ihres Partners als Paketdienstfahrer kaum ausreichen dürfte, um ein Ein-Verdiener-Familienmodell zu realisieren. Ihre abgeschlossene Ausbildung im Einzelhandel und ihr Schulabschluss könnten ihr jedoch eine Erwerbsarbeit ermöglichen, deren finanzieller Nutzen in einem angemessenen Verhältnis zum investierten Arbeitsaufwand steht.

87 Ersichtlich wird dies etwa, wenn man bedenkt, dass Maria James jeweils nur Gelegenheit erhielt, auf 400-Euro-Basis als Reinigungskraft zu arbeiten, selbst nachdem sie drei solcher Stellen annahm, um nicht länger auf den Bezug von ALG II angewiesen zu sein.

3.2 Familie Bauer

Die Auswahl der zweiten Familie war als Maximalkontrast zur Familie James angelegt. Anhand einer ersten Übersicht der angefertigten Memos war relativ früh abzusehen, dass die Rekonstruktion der mit Familie Bauer geführten Interviews eine alternative Perspektive auf das Leben unter vordergründig recht ähnlichen Lebensbedingungen ermöglichen würde. Dies deutete sich bereits auf der Darstellungsebene an, da Frau Bauer den sozialen Abstieg der Familie immer wieder thematisierte und anders als Maria und Celina James betonte, wie unwohl sie sich an ihrem derzeitigen Wohnort fühlt. Zudem leben Herr und Frau Bauer nach wie vor mit ihren beiden Kindern in einem Haushalt, wohingegen Maria James als alleinerziehende Mutter für insgesamt vier Kinder sorgen musste. Die Rekonstruktion der mit Familie Bauer geführten Interviews offenbart sogar einen wesentlich größeren Kontrast zu Familie James, als anfangs zu erwarten war. Zwar wohnten beide Familien zum Zeitpunkt des Interviews in relativ ähnlichen Wohnvierteln, wie sich im Folgenden zeigen wird, könnten die Umgangsweisen der beiden Familien mit dem Leben in einem marginalisierten Quartier jedoch kaum unterschiedlicher sein.

3.2.1 *Andrea Bauer*

„Also ich denke mir mein Mann und ich wir waren mit unseren Kindern eigentlich gute Mittelschicht (1) es ist durch die Arbeitslosigkeit alles den Bach runter gegangen, das ist **Fakt**“

3.2.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Der Kontakt zu Familie Bauer wurde mir über eine Mitarbeiterin des Jugendamts vermittelt, die als Erziehungshilfe für die jüngere Tochter Katja eingesetzt war. Sie war es auch, die mich zu meinem ersten Interviewtermin begleitete. Das langjährige Vertrauensverhältnis zwischen der Familie und der Mitarbeiterin verhalf mir zu einem relativ unkomplizierten Zugang. Vorab führte ich lediglich ein kurzes Telefonat mit der Mutter der Familie, Andrea Bauer, in dem ich mein Anliegen erläuterte. Schon während dieses Gesprächs äußerte Andrea große Kritik an der Hartz IV-Gesetzgebung und allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen.

Ort des Interviews war die Wohnung von Familie Bauer in einem Sozialbau am Rande einer Kleinstadt. Die vierköpfige Familie lebte im fünften Stock eines großen, grauen Betongebäudes. Bei der Begrüßung teilte mir

Frau Bauer sogleich mit, dass in ihrer Nachbarschaft viele Menschen wohnen würden, die ihr unangenehm seien. Wenn sie mit ihrem Hund spazieren gehe, könne sie kaum unbehelligt die Straße betreten. Im Flur der Wohnung saß Herr Bauer in einem Bademantel vor einem kleinen Fernsehapparat. Vor ihm standen mehrere Tassen Kaffee und ein halb gefüllter Aschenbecher. Er war blass und wirkte geistesabwesend, als ich mich ihm vorstellte. Ursprünglich hatte ich vorgesehen, auch mit ihm ein Interview zu führen. Ich musste jedoch feststellen, dass dies aufgrund seines schlechten gesundheitlichen Zustandes nicht möglich war. Im Wohnzimmer bot mir Andrea einen Platz auf einem Sessel an. Besonders in Erinnerung blieb mir ein großer Stapel Umzugskartons in einer Ecke des Wohnzimmers. Zum Zeitpunkt des Interviews konnte ich mir noch nicht erklären, weshalb die Familie in dem ansonsten hübsch eingerichteten Wohnzimmer solche Kartons stehen hatte. Erst während der Auswertung der Interviews deutete sich an, dass die unausgepackten Kartons Ausdruck des Unwillens waren, sich dauerhaft mit der aktuellen Wohnsituation zu arrangieren.

Ich führte das gesamte Interview an einem Nachmittag, was insgesamt fast fünf Stunden dauerte. Anfangs wurde das Gespräch mehrmals durch Andreas Töchter unterbrochen, die sich mir vorstellten und sich zu uns in das Wohnzimmer setzten. Dabei wurde die räumliche Enge, auf der die Familie zusammenlebte, und der damit einhergehende geringe Grad an Privatsphäre offensichtlich. Zum Ende des Interviews, gegen neun Uhr abends, saßen wir in einem völlig dunklen Wohnzimmer und erst nach Abschluss des Gesprächs kam Andrea dazu, das Licht einzuschalten. Für mich entstand dabei der Eindruck einer sehr intensiven Gesprächsatmosphäre. Nach Abschluss des Interviews fragte mich Andrea, ob ich nicht ein weiteres Mal zu ihr kommen wolle, um mit ihr zu sprechen. In ihrer jetzigen Situation habe sie selten Gelegenheit, sich mit anderen Menschen auszutauschen. Ich versprach ihr, mich nach ihr zu erkundigen und führte mit ihr nach drei Monaten ein weiteres Telefonat, aus dem sich jedoch keine grundlegenden Neuerungen ergaben.

3.2.1.2 Das thematische Feld

Andrea Bauers Lebensgeschichte ist durch eine mittelschichtspezifische Sozialisation gekennzeichnet, die an den Erfordernissen gewandelter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen scheitert. Ihr Lebensentwurf, der sich am Familienmodell der bürgerlichen Mitte, im Sinne einer Alleinverdiener-Ehe, orientiert und die damit verbundene Abhängigkeit von der Berufstätigkeit ihres Mannes bilden die Grundlage für ihren Weg in die Armut. In ihrer Selbstdarstellung im Interview orientierte sich Andrea an den mittelschichtspezifischen Werten und Normen ihrer Herkunftsfamilie. Im Kontext

dieses Wertesystems stellt sie ihre eigenen biografischen Entscheidungen nicht als Handlungsoptionen dar, sondern als normative Notwendigkeiten. Gerahmt wird dieses thematische Feld durch die Präsentation ihrer Abstammung aus einer staatlich und gesellschaftlich anerkannten Familientradition. Den Kontrast dazu bildet die Darstellung einer strukturellen Benachteiligung, die sie durch Vertreter*innen des Sozialstaats erfahren musste. Andrea präsentiert sich somit als Opfer der gesellschaftlichen Umstände, die ihr zum Nachteil wurden, obwohl sie sich aus ihrer Sicht durchweg normativ korrekt verhalten hat. Im Folgenden wird diese Präsentationsebene mit den biografischen Ereignisdaten kontrastiert und zu einer Rekonstruktion der Fallstruktur verdichtet.

3.2.1.3 Der familiäre Hintergrund

Andrea wurde 1953 als erstes und letztlich einziges Kind der Familie Maler in Oberhausen geboren. Andreas Eltern, Anneliese und Walter Maler, hatten zwei Jahre zuvor geheiratet und lebten gemeinsam mit Andreas Großmutter mütterlicherseits in einer Dienstwohnung für Beamte. Über das Aufwachsen von Andreas Eltern ist nur wenig bekannt. Herr Maler wurde 1926 geboren und wuchs als Sohn eines Volksschullehrers und einer Hausfrau mit zwei Geschwistern auf. Der Beruf des Volksschullehrers galt zur damaligen Zeit als typische Zwischenstufe des sozialen Aufstiegs aus dem bäuerlichen und kleinbürgerlichen Milieu (vgl. Kaelble 1979: 287). Anzunehmen ist daher, dass Herr Maler in einer Familie aufwuchs, die darum bemüht war, sich sozial zu etablieren und den Status einer Mittelschichtsfamilie zu erhalten.

Zur Zeit der Geburt seiner Tochter war Andreas Vater als Beamter im Finanzamt der Stadt Oberhausen beschäftigt und arbeitete nebenberuflich als Lehrer für Stenografie. Da in den 1950er Jahren lediglich 800.000 Personen in der BRD einen Beamtenstatus innehatten (heute sind es mehr als doppelt so viele) (vgl. Geißler 2011: 174), gehörte Herr Maler einem exklusiven Kreis mit guter sozialer Absicherung und Arbeitsplatzgarantie an. Zudem war er aktives Mitglied der SPD, Mitglied im Stenografen-Verein und beschäftigte sich in seiner Freizeit mit Landschaftsmalerei⁸⁸. Die Aktivitäten des Vaters in der SPD und im Verein der Stenograf*innen verweisen darauf, dass dieser an gesellschaftlichem Engagement und sozialer Teilhabe interessiert war. Darüber hinaus sprechen seine Mitgliedschaften, wie auch das eher seltene Hobby der Landschaftsmalerei, für ein ausgeprägtes Interesse an kulturellen und mittelschichttypischen Aktivitäten. Anzunehmen ist, dass er sich überwiegend im Umfeld der bürgerlichen Mitte bewegte und sein Ansehen und seine Kontakte in diesen Kreisen pflegte. Herr Malers Tätigkeit als Lehrer für

88 Dies lässt sich relativ sicher durch eine ganze Reihe an Gemälden belegen, die in den Besitz von Andrea übergegangen sind.

Stenografie bot dabei ein zusätzliches Standbein für die Familie. Zum einen kann dies als Hinweis darauf interpretiert werden, dass es sich bei Herrn Malers Beamten­tätigkeit um eine eher gering entlohnte Stelle in der mittleren Verwaltungsebene handelte, die einen Zuverdienst sinnvoll erscheinen ließ. Andererseits könnte seine Lehrtätigkeit als Fortführung der Lehrtradition seines Vaters gelesen werden und für ihn den Stellenwert einer statusbetonten Freizeitaktivität eingenommen haben.⁸⁹ Die Großeltern väterlicherseits lebten zum Zeitpunkt von Andreas Geburt in der Nähe der Familie. Anzunehmen ist, dass sie die Eltern in Andreas ersten Lebensjahren entlasten konnten, wie es auch heute einem gängigen Arrangement vieler Familien entspricht (vgl. Nave-Herz 2013a: 193f.).

Andreas Mutter wurde Ende der 1920er Jahre in Ostpreußen geboren und wuchs als Tochter einer Hausfrau und eines erfolgreichen Schreiners auf. Ihr Vater besaß eine große Schreinerei mit mehreren Mitarbeitern und konnte der Familie einen gehobenen Lebensstandard sichern. Gegen Ende des Krieges musste Andreas Mutter im Alter von 17 Jahren gemeinsam mit Andrea und deren Großmutter aus Ostpreußen fliehen. Über den Verbleib ihres Vaters ist nichts bekannt. In Oberhausen begann Andreas Mutter eine Ausbildung an einem Musikonservatorium und lernte dort Andreas Vater kennen. Da Andreas Darstellung dieser Begebenheiten in einigen Punkten recht konstruiert erscheint, ist ein Blick auf einen entsprechenden Interviewausschnitt aufschlussreich:

AB: die **Verhältnisse** sind ja auch ganz anders gewesen [Mhm] ne meine Mutter brauchte nur mit dem Finger zu schnipsen da war Personal da, da wurden die Pferde eingespant da wurde mit dem Schlitten durch die Walachei gefahren /oder was?, die kam aus nem ganz anderen Milieu und dann, ist die auf die Flucht gegangen und dann hat die in Oberhausen, am Konservatorium Musik und dann hat die am, also mein Vater war ein sehr begabter Tänzer und Musiker, und dann hat der meine Mutter kennengelernt übers Tanzen eigentlich auch damals [Mhm] ja und, mein Vater kam aus ner ganz anderen Schicht, aus ner **Arbeiterschicht** mehr oder weniger, Beamtenfamilie, der Opa war Lehrer wie gesagt, und meine Mutter hatte diesen Standesdünkel von oben und das passte irgendwie nicht zusammen

(Interview Andrea Bauer, S.30/Z.39)

Andreas Feststellung, die Verhältnisse, in der ihre Mutter aufgewachsen war, seien ganz andere gewesen, erläutert sie mit dem plakativen Bild einer Schlittenfahrt, das sie jedoch sogleich selbst hinterfragt („durch die Walachei

89 Diese Interpretation wird dadurch gestützt, dass Andrea einen Cousin und eine Cousine väterlicherseits hat, die der Lehrtradition der Familie gefolgt sind und heute im Schuldienst arbeiten. Der Lehrberuf scheint demnach ein starkes Motiv in der Familie gewesen zu sein, das noch zwei Generationen später aufgegriffen wurde.

gefahren /oder was?“).⁹⁰ Die Schlittenfahrt, die im ländlichen Leben der damaligen Zeit zum Alltag gehörte, wird in Andreas romantisierender Darstellung zu einem Statussymbol der Familie ihrer Mutter stilisiert. Ob die Familie ihrer Großeltern mütterlicherseits wirklich derart wohlhabend war, kann nicht rekonstruiert werden.⁹¹ Den Kern des Interviewausschnittes bildet jedoch die Feststellung, dass ihre Mutter und ihr Vater aus unterschiedlichen Herkunftsmilieus stammten, was zu innerfamiliären Konflikten führte. Andreas Mutter hatte durch die Flucht ihren an den Großvater gebundenen sozialen Status weitgehend eingebüßt und konnte sich durch die Ehe mit einem Beamten finanziell und sozial absichern. Dass Andrea die Familie ihres Vaters als Teil der Arbeiterschicht bezeichnet verwundert zunächst, da dieser, wie sie selbst darauffolgend korrigiert, aus einer Beamtenfamilie stammte. Diese Art der Darstellung ergibt jedoch Sinn, wenn man davon ausgeht, dass Andrea damit vor allem beabsichtigte, den Status ihrer Mutter hervorzuheben. Durch die Abwertung der Familie ihres Vaters wird ihr die Aufwertung der Familie ihrer Mutter und damit die Betonung der Statusunterschiede erst in dieser ausgeprägten Form möglich.

Trotz ihres Abschlusses am Musikkonservatorium übte Andreas Mutter ihren Beruf als Musiklehrerin nicht aus, da sie gleich im Anschluss an ihre Hochzeit die Haushaltsführung der Familie übernahm. Die Nichtausübung ihres Berufs und der mit der Flucht verbundene Statusverlust könnten als sozialer Abstieg interpretiert werden. Demgegenüber muss allerdings bedacht werden, dass ihre musikalische Ausbildung nicht allein als Berufsperspektive, sondern ebenso als Ressource für einen kulturell orientierten Heiratsmarkt ausgelegt werden kann. Dem Frauenbild der 1950er und 1960er Jahre entsprechend (vgl. z.B. Tyrell 1990: 152f.; Nave-Herz 2013a: 63f.) und den Lebensentwürfen ihrer Eltern folgend könnte angenommen werden, dass sie vor allem nach einer Ehe suchte, die ihr ein etabliertes Leben im Sinne eines bürgerlichen Familienmodells ermöglichen würde.

Andreas Vater dürfte aufgrund seiner beruflichen Doppelbelastung überwiegend abwesend gewesen sein. Seine Versorgerrolle entsprach durchaus dem zu der Zeit üblichen Familienmodell, demzufolge dem Vater die Außenbeziehungen und instrumentellen Aspekte des Familienlebens oblagen (vgl. Peuckert 2008: 19). Möglich wäre, dass er durch seine Abwesenheit kaum Reibungspunkte für seine Tochter bot, sondern eher die Rolle als „Feierabendpapa“ und Spielgefährte innehatte, wie es der Vaterrolle der bürgerlichen Mitte noch heute stereotyp entspricht (vgl. Merkle/Wippermann

90 Die Verwendung des Begriffs *Walachei* spielt hierbei nicht auf die gleichnamige rumänische Region an, sondern wird im Sinne einer umgangssprachlichen Redewendung verwendet, die einen weit entfernten Ort bezeichnet. Die Doppeldeutigkeit des Begriffs verdeutlicht, wie ungenau Andreas geografische Bestimmung des Herkunftsorts ihrer Mutter ist.

91 Ebenso lässt sich Andreas Darstellung, ihr Vater sei ein begabter Tänzer und Musiker gewesen, nicht weiter belegen, dennoch verdeutlicht sie die naheliegende Lesart, dass sich Andreas Eltern über ihr kulturelles Interesse kennengelernt hatten.

2008: 153). Anzunehmen ist, dass der Alltag im Haushalt der erweiterten Kernfamilie vor allem zwischen Andrea, ihrer Mutter und ihrer Großmutter ausgehandelt wurde. Eine Abgrenzung der Paarbeziehung der Eltern vom Einfluss der Großmutter dürfte im gemeinsamen Haushalt nur schwer möglich gewesen sein. Im Kontext eines solch weiblich dominierten Familienarrangements war davon auszugehen, dass Andrea in ein traditionell arbeitsteiliges Familienmodell und eine dementsprechende Frauenrolle einsozialisiert wurde. Dabei ist allerdings unklar, welchen Einfluss Andreas Großmutter hatte und inwiefern sie eine Ent- oder Belastung für die Familie darstellte, da über deren Verfassung und eventuelle Pflegebedürftigkeit nichts bekannt ist.

Der Wohnort der Familie, Oberhausen, war in den 1950er Jahren ein florierender Wirtschaftsstandort. Die mitten im Ruhrgebiet gelegene Großstadt bot zwar eine Vielzahl an Arbeitsplätzen, die allgemeine Wohnsituation war jedoch aufgrund der Zerstörung von Industriezentren und Großstädten im Zweiten Weltkrieg nach wie vor problematisch (vgl. Schäfers 2012: 35).⁹² Dass der Familie eine Beamtenwohnung zur Verfügung gestellt wurde, bot ihnen angesichts dessen einen klaren Vorteil. In dieser Dienstwohnung lebte die Familie Tür an Tür mit den Kolleginnen und Kollegen des Vaters. In einer solchen Nachbarschaft war eine starke Vermischung des beruflichen und privaten Umfelds zu erwarten. Zugleich kann angenommen werden, dass der vom Beamtenmilieu geprägte Wohnraum dazu diente, sich räumlich von anderen Bevölkerungsgruppen abzugrenzen. Es ist davon auszugehen, dass Andrea in diesem eher homogenen Lebensumfeld nur wenig Gelegenheit hatte, mit milieufremden Lebensentwürfen in Kontakt zu kommen.

Interessant ist die Art und Weise, in der Andrea im Rahmen der Eingangserzählung des Interviews ihren familiären Hintergrund einführt:

AB: Jaja 53 geboren (2) meine Mutter war Hausfrau beziehungsweise, ja durch die Kriegsjahre ne, ähm die hatte Musik studiert, [Mhm] war eigentlich staatlich geprüfte Musiklehrerin, mein Vater war Beamter beim Finanzamt in Oberhausen (1) und war nebenberuflich ich komm nämlich aus ner, Lehrerfamilie (1) äh der war nebenberuflich staatlich geprüfter, Lehrer, für Deutsch und Stenografie, für Steno (2) das gibt es ja heute alles gar nicht mehr [Mhm jaja] /ja, weiß ich ((heiter))

(Interview Andrea Bauer, S.3/Z.27)

Dieser Interviewausschnitt, der den Beginn der Eingangserzählung markiert, lässt das anfangs erwähnte Darstellungsinteresse relativ deutlich erkennen. Andrea leitet das Interview kurz mit der Jahreszahl ihrer eigenen Geburt ein, woraufhin sogleich die Erwähnung ihrer Mutter und deren Rolle als Hausfrau erfolgt. Eigentlich, so lässt Andrea gleich darauf erkennen, habe ihre Mutter

92 Um die notwendige Anonymisierung des Falles zu gewährleisten, muss an dieser Stelle auf die Angabe einer präziseren Quelle verzichtet werden. Fest steht, dass in der Region zu dieser Zeit nach wie vor ein großer Bedarf an Wohnraum bestand.

jedoch Musik studiert und sei „staatlich geprüfte“ Musiklehrerin“. Hausfrau sei sie insbesondere aufgrund des Zweiten Weltkriegs geworden („ja durch die Kriegsjahre ne“). Im weiteren Verlauf des Interviews wird allerdings offensichtlich, dass die Kriegsjahre selbst kaum Einfluss auf die Entscheidung der Nichtausübung des Berufs als Musiklehrerin gehabt haben können, da der Abschluss der Ausbildung erst nach Kriegsende erfolgte. Zudem scheint die Behauptung, ihre Mutter habe Musik studiert, vor allem in Andreas Darstellungsinteresse begründet zu sein, da das Musikkonservatorium, an dem Andreas Mutter ihre Ausbildung absolviert hatte, keinen anerkannten Studienabschluss vergab.⁹³ Auch die Betonung des Arbeitgebers ihres Vaters zeigt, wie wichtig es Andrea zu sein scheint, seinen beruflichen Status hervorzuheben. Dies führt sie fort, indem sie ihn nicht nur als Beamten, sondern in der Tradition einer Lehrerfamilie darstellt. In diese Tradition ordnet sie ihn schließlich ein, indem sie hervorhebt, dass er nebenberuflich als „staatlich geprüfter“ Lehrer gearbeitet habe. Zusammen genommen lässt der erste Teil der Eingangserzählung erkennen, wie sehr Andrea darum bemüht zu sein scheint, die staatliche Anerkennung und den beruflichen Status ihrer Familie hervorzuheben. Sie stellt sich damit selbst in eine anerkannte Familientradition, die jedoch einer vergangenen Zeit entstammt und heute nicht mehr ihre volle Gültigkeit hat, wie am Ende des Zitates erkennbar wird („das gibt es ja heute alles gar nicht mehr“).

Betrachtet man zusammenfassend den familiären Hintergrund zur Zeit ihrer Geburt, so zeigt sich insbesondere die Bedeutung des engen Zusammenhangs von Status- und Berufsgruppenzugehörigkeit. Sowohl der Status der Großeltern mütterlicherseits als auch der Großeltern väterlicherseits, resultierte jeweils primär aus der Berufstätigkeit der Männer. Die soziale Position der Frauen in Andreas Familie wurde vor allem durch ihre Ehemänner bestimmt. Mit Bourdieu (1983) betrachtet, könnte man zusammenfassen, dass Andreas Mutter, die durch die Flucht ihr soziales und ökonomisches Kapital eingebüßt hatte, ihr verbliebenes kulturelles Kapital nutzte, um über die Ausbildung an einem Musikkonservatorium einen geeigneten Partner zu finden. Zu diesem Zeitpunkt war davon auszugehen, dass Andrea in ein statusbetontes Beamtenmilieu einsozialisiert werden würde, welches sich durch eine starke normative Orientierung an der öffentlichen Ordnung auszeichnete. Das Aufwachsen in einer Beamtenwohnung bot zum einen eine relativ hohe Sicherheit angesichts der Wohnungsnot im Nachkriegsdeutschland, bedeutete aber auf der anderen Seite ein Aufwachsen in einem relativ homogenen sozialen Umfeld.

93 Entsprechende Literaturhinweise liegen vor, werden jedoch aus Gründen der Anonymisierung nicht direkt ausgewiesen.

3.2.1.4 Kindheit als Beamtentochter

1958, fünf Jahre nach Andreas Geburt, zog die Familie von Oberhausen in das ca. 100 Kilometer entfernte Münster. Der Familie wurde erneut eine Wohnung innerhalb eines Gebäudekomplexes gestellt, der überwiegend für Beamte vorgesehen war. Grund für den Umzug war eine Versetzung des Vaters in ein anderes Finanzamt. Ob damit eine Verbesserung der finanziellen Lage einherging, ist nicht bekannt. Denkbar wäre, dass Herr Maler als Beamter je nach Bedarf versetzt werden konnte. Ganz gleich jedoch aus welchem Grund es zur Versetzung kam, im Ergebnis bestimmte die Erwerbssituation des Vaters den Wohnort der gesamten Familie. Aus folgendem Zitat wird unter anderem ersichtlich, wie eng das berufliche und das private Umfeld miteinander verbunden waren:

AB: in Münster der erste Direktor hatte einen Garten am Hof, da waren Birnbäume drin ne und ich hatte ja nix besseres zu tun als über die Mauer zu klettern und in den Birnbäumen zu hängen und mein Vater erwischte mich dabei und sagte mir „Also wenn ich dich noch mal dabei erwische leg ich dich übers Knie“ ne [Mhm] (2) und er erwischte mich dabei, da hat der mich vor seinem Kollegium übers Knie gelegt, da hat der mir dermaßen den Arsch verdroschen dass ich, drei Tage nicht sitzen konnte [Mhm] (2) mhm, ja war nicht so wie heute [Mhm ne] aber es war auch keine Kindesmisshandlung [Mhm] ne (2) also wenn ich das so empfunden hätte dann hätte ich meine Eltern oder meinen Vater mehrmals anzeigen müssen in Anführungsstrichen

(Interview Andrea Bauer, S.32/Z.29)

Zwei Aspekte stechen bei diesem Zitat besonders hervor. Auf der einen Seite zeigt sich im Ausmaß der Strafe und der Feststellung, dass diese zum Familienalltag gehörte, eine große Unverhältnismäßigkeit der Sanktionspraxis. Zwar wird dies von Andrea relativiert, indem sie darauf verweist, dass sie die Strafen ihres Vaters nicht als Misshandlung empfunden habe. Allein der Hinweis, sie hätte Grund gehabt, ihre Eltern bzw. ihren Vater mehrfach anzuzeigen, deutet jedoch auf regelmäßige Gewaltanwendungen in der Erziehungspraxis hin. Auf der anderen Seite bestätigt sich hier die große Bedeutung des Ansehens des Vaters im beruflichen Umfeld für die Familie. Der Vater duldete kein Fehlverhalten seiner Tochter gegenüber dem Direktor des Finanzamts und war sehr darauf bedacht, den Ruf der Familie, insbesondere vor seinen Kollegen, zu wahren. Ob er seine Tochter tatsächlich „vor seinem Kollegium übers Knie“ legte, ist nicht zu belegen, Andreas Darstellung diesbezüglich verweist jedoch auf eine starke Durchmischung des beruflichen und familialen Alltags.

In den darauffolgenden Jahren, 1959 und 1960, besuchte Andrea die ersten beiden Klassen einer Grundschule in Münster. Bereits nach diesen zwei Jahren musste sie sich jedoch von ihrem Klassenverband trennen. Grund war eine weitere Versetzung des Vaters, welche einen Umzug in eine Beamtenwohnung in Dortmund mit sich brachte. Damit richtete sich die Familie

erneut nach der beruflichen Orientierung von Herrn Maler. Dass sich dieses Mal daraus ein ökonomischer Nutzen für die Familie ergab, könnte sich daran zeigen, dass in diese Zeit der Kauf des ersten Autos und des ersten Fernsehers fiel. Der Umstand, dass es nicht schon zuvor zu einem Kauf solcher Luxusgüter gekommen war, könnte als Hinweis darauf interpretiert werden, dass die Familie zuvor weniger Geld zur Verfügung hatte. Diesbezüglich muss allerdings bedacht werden, dass die Preise für Fernseher und PKW in den 1950er und 1960er Jahren stetig gesunken waren.⁹⁴ Die größere Verfügbarkeit sowie die geringeren Anschaffungskosten solcher Güter dürften den Kaufzeitpunkt daher maßgeblich mitbestimmt haben.

Anders als der erste Umzug war der zweite Wohnortwechsel mit einem Schulwechsel verbunden. Andrea musste nach der zweiten Klasse ihre alte Schule verlassen und lernen, sich im Alter von acht Jahren in einer neuen Gruppe von Gleichaltrigen zu etablieren. Die Problematik des Schulwechsels wird dementsprechend auch im Interview hervorgehoben:

AB: ähm ich weiß nicht, von meiner Schulzeit her, hab ich nie wieder jemanden gesehen, nur muss ich natürlich auch dazu sagen der Nachteil ist gewesen dass mein Vater so oft versetzt wurde, ich hab unzählige Male die Schule gewechselt [Ja] und nicht unbedingt zum Vorteil, immer nur zum Nachteil, es war zum Beispiel für mich eine riesen Umstellung von **Münster** nach Dortmund zur Schule zu gehen, die Kinder waren ganz anders angezogen (2) viele Ausdrücke in Dortmund kannte ich gar nicht [Mhm] war mir also, **total fremd** [Mhm] ne und ich hatte in Münster zum Beispiel einen mit dem war ich eingeschult worden, wir waren jeden Tag zusammen, ich hab da auch den Namen bis heute nicht vergessen

(Interview Andrea Bauer, S.30/Z.9)

Auch wenn anhand der biografischen Daten lediglich der Wechsel von Münster nach Dortmund nachzuvollziehen ist, spricht Andrea davon, dass sie „unzählige Male die Schule gewechselt“ habe. Ob die Familie tatsächlich noch häufiger umgezogen ist, ist nicht bekannt. Zumindest dieser eine, der Darstellung nach besonders problematische Wohnortwechsel scheint jedoch belegt. Die Schwierigkeiten im schulischen Bereich führt Andrea heute vor allem darauf zurück, dass ihr die Kinder in Dortmund und deren Ausdrucksweise „total fremd“ waren. Auch wenn dies eher dem Darstellungsinteresse im Interview geschuldet ist, da die kulturellen Unterschiede zwischen den beiden, kaum 100 Kilometer entfernten Städten eher gering sein dürften, wird deutlich, dass es ihr nicht leicht fiel, neue Kontakte im schulischen Bereich zu knüpfen. Erkennbar wird auch, dass ihr mit dem Umzug wichtige Kontakte an ihrem alten Wohnort verloren gingen, die ihr selbst heute noch namentlich in Erinnerung sind. Auch wenn die Versetzungen des Vaters eine

94 Laut Schäfers (2012: 263f.) hat sich der Kraftfahrzeugbestand in der BRD zwischen 1950 und 1960 fast vervierfacht.

finanzielle Verbesserung für die Familie bedeuteten, erlebte Andrea diese der Darstellung nach „nicht unbedingt zum Vorteil“, sondern „immer nur zum Nachteil“.

Der Umstand, dass sie schon zuvor im Umfeld anderer Beamtenfamilien gewohnt hatte, könnte ihr dabei geholfen haben, sich zumindest in ihrer Nachbarschaft ohne größere Probleme neu einzurichten. Denkbar wäre, dass sie hier etwas leichter Kontakte knüpfen konnte, als im schulischen Kontext. Die vorherigen Umzüge legten jedoch nahe, dass auch diese Wohnung nur ein vorübergehendes Zuhause sein könnte, was den Aufbau langfristiger Beziehungen erschwert haben mag. Andreas Vater dürfte angesichts seiner beruflichen Ambitionen hingegen erneut um eine möglichst positive Außenwirkung der Familie bemüht gewesen sein.

Zur sozialen Integration könnte beigetragen haben, dass Andrea noch während der Grundschulzeit anfang, Reitunterricht zu nehmen. In der Reitschule bestand die Möglichkeit, Kontakte zu Gleichaltrigen aus etablierten gesellschaftlichen Milieus zu knüpfen. Dementsprechend berichtet Andrea in ihrem Interview ausführlich von zwei Freundinnen, der Tochter eines Lederwarenhändlers und der eines Kaufhausbesitzers, die sie während ihres Reitunterrichts kennengelernt hatte. Die Förderung des Hobbys fügt sich in das sich bereits vorher abzeichnende Milieu- und Statusbewusstsein der Familie ein. Zugleich lässt sie auf eine ausreichende Finanzkraft schließen, um eine solche Freizeitbeschäftigung bezahlen zu können.

Im Jahr 1965, nach Abschluss der Grundschule und zwei Jahren in einer Orientierungsstufe, wechselte Andrea auf eine Realschule. Mit dem Wechsel auf die Realschule reproduzierte sie das Bildungsniveau ihrer Eltern, zeigte darüber hinaus aber keine Bestrebungen für einen Bildungsaufstieg. Aufgrund der Ausbildung ihrer Mutter zur Musiklehrerin ist anzunehmen, dass die Frauen der vorangegangenen Generationen ihrer Familie zumindest über eine ähnliche Qualifikation verfügten. Bedacht werden muss zudem, dass die Frauen in Andreas Familie traditionell in Ehen lebten, in denen vorrangig die Männer berufstätig waren. Demzufolge wäre eine Ausbildungsentscheidung vor allem im Hinblick auf mögliche Chancen auf dem Heiratsmarkt zu treffen gewesen.⁹⁵

Hält man an dieser Stelle inne und fasst die Ereignisse der ersten Lebensjahre zusammen, so zeigt sich durchaus eine allgemeine Tendenz. Am deutlichsten zeichnet sich die Ausrichtung der Familie an den Lebensentwürfen des Beamtenmilieus und der bürgerlichen Mitte ab. Wichtigste Grundlage zur Sicherung dieses Lebensstandards war der berufliche Erfolg des Vaters, dem

95 Nordmann (2008) stellt dementsprechend fest, dass der schulische Zugang für Mädchen zur damaligen Zeit häufig nur potenziell offen war, da sie in ihrer Schulwahl meist wieder auf ihre Bestimmung für die Familie zurückgeworfen wurden. „Da erwartet wurde, dass sie ohnehin heiraten würden, erschien eine gute Schulbildung unwichtig, so blieben Mädchen in der Teilhabe an gymnasialer Schulbildung weit hinter Jungen zurück“ (ebd.: 57).

die Familie von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz folgte. Dies ist sicherlich insofern zweckrational, da der Vater als Alleinverdiener für finanzielle Sicherheit sorgte. Die Familie bewegte sich dabei kontinuierlich im Umfeld anderer Beamtenfamilien. Im Kontext dieser beruflich geprägten Lebensgemeinschaft ist anzunehmen, dass die Familie, insbesondere der Vater, an einer repräsentativen Außenwirkung orientiert war. Denkbar wäre, dass Andrea, als erste und bisher einzige Tochter, Teil dieser familialen Inszenierung werden musste und mit einem ausgeprägten Milieubewusstsein aufwuchs. Angesichts dieser sich abzeichnenden Familientradition wurde Andrea auf ein Leben vorbereitet, in dem Frauen den beruflichen Erfordernissen ihrer Ehemänner folgen und ihren Status vor allem über deren Berufstätigkeit absichern.

3.2.1.5 Berufliche und private Etablierung

Anders als man erwarten könnte, beendete Andrea die Realschule im Jahr 1970 vorzeitig nach dem Zwischenzeugnis der zehnten Klasse.⁹⁶ Auffällig ist bei diesem Datum, dass ihr damaliges Alter von 17 Jahren nicht zu ihrer Jahrgangsstufe passt, regulär hätte sie ihre Schullaufbahn im Alter von 16 Jahren beenden müssen. Über das fehlende Schuljahr liegen jedoch keine Informationen vor. Anzunehmen ist, dass die Nichterwähnung dieses Jahres Andreas Interesse an der Darstellung eines bruchlosen und normkonformen biografischen Verlaufs geschuldet ist. Was den Schulabbruch betrifft, wäre eine Trotzreaktion auf mögliche Leistungsansprüche ihrer Eltern eine denkbare Lesart. Eine dementsprechende Bildungsorientierung findet sich in ihrer Familie jedoch nicht. Insbesondere wenn man bedenkt, dass Andreas Mutter ihr Bildungskapital primär für das Arrangement einer Ehe eingesetzt hatte, scheint dies eher unwahrscheinlich. Eine andere Erklärung wären grundsätzliche Probleme mit den schulischen Anforderungen. Insbesondere der bereits erwähnte problematische Wohnortwechsel und ihre sich aus ihrem Alter ableitende Nichtversetzung lassen einen derartigen Zusammenhang als wahrscheinlichste Lesart erscheinen.

Offensichtlich erwies sich der Abgang nach dem Zwischenzeugnis nicht als Hindernis bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz, denn gleich im Anschluss daran begann Andrea eine Ausbildung zur Zahnarzthelferin, wie folgendes Zitat belegt:

AB: Äh Schulzeit finde ich eigentlich (1) äh weiß ich gar nicht, ich kann das gar nicht Revue passieren lassen, irgendwie ist die Schulzeit an mir vorbei gerauscht (1) ich glaub Schule hab ich als ähm, ja „Da musst du hin“ und, ja hab das einfach so durchgezogen [Mhm] bis ich dann irgendwann eines Tages mit 17 keinen Bock mehr hatte (1) irgendwie war ich dann, war ich es satt ne, und dann fingen wir Mädels natürlich

96 Wie sich aus einem weiter unten aufgeführten Interviewausschnitt schließen lässt, wurde sie insbesondere von ihrem Vater zu dieser Entscheidung gedrängt.

an morgens ins Café zu gehen ne, und Schule schwänzen (1) ja und dann kam das Zwischenzeugnis und das klatschte mir mein Vater dann um die Ohren [Mhm] und meinte dann zu mir „Also liebe Andrea, ab Montag gehst du nicht mehr in die Schule, du suchst dir jetzt ne Lehrstelle“ (1) ja und dann hab ich ne Zeitung gekauft so wie das früher üblich war und hab das Lehrstellenangebot durchguckt und hab angerufen, bin da hin gefahren hab mich vorgestellt und dann hab ich, ne Woche später angefangen

(Interview Andrea Bauer, S.14/Z.51)

Dieses Zitats lässt erkennen, dass Andrea zunächst einen komplikationsfreien Schulverlauf präsentiert („ja hab das einfach so durchgezogen“), obwohl anhand der biografischen Daten ersichtlich ist, dass sie mindestens eine Schulklasse wiederholt hatte. Obgleich sie bereits zuvor die Wohnortwechsel als Ursache schulischer Probleme anspricht, benennt sie in diesem Zitat vor allem die Peerorientierung als Grund für ihre unzureichenden schulischen Leistungen. Bezieht man den weiter oben zitierten Interviewausschnitt mit ein, demzufolge die umzugsbedingten Schulwechsel überwiegend problematisch waren, so kann vermutet werden, dass die Schulleistungen schon längere Zeit unzureichend waren und dem Vater ein erfolgreicher Abschluss der Schule nicht länger wahrscheinlich erschien. Letztlich war auch in diesem Fall Andreas Vater derjenige, der die Entscheidungsgewalt darüber hatte, ob seine Tochter die Schule beenden und eine Ausbildung beginnen sollte. Die Suche nach einer geeigneten Lehrstelle und die Bewerbung um eine solche musste Andrea jedoch weitgehend alleine organisieren. Ihre Darstellung des recht unproblematischen Berufseinstiegs fügt sich in ihre gesamtbiografische Darstellung ein, derzufolge sich die heutige Arbeitswelt von ihrem ursprünglichen biografischen Erfahrungshintergrund entfremdet hat.

Die erste Berufswahl kann als wichtiges Datum im Hinblick auf den theoretischen Fokus der Erwerbslosigkeit gelten und soll daher genauer betrachtet werden. Grundsätzlich wurde eine Berufsausbildung zu dieser Zeit als Basis individueller Existenzabsicherung für weibliche Jugendliche angesehen und galt daher als notwendig und normal (vgl. Krüger/Born/Scholz 1991: 95). Für Andrea bot die Ausbildung zur Arzthelferin, im Gegensatz zu einer Weiterführung der Schullaufbahn, den Vorteil einer Ausbildungsvergütung. In diesem Sinne könnte interpretiert werden, dass sie ähnlich pragmatisch vorging, wie auch ihr Vater beim Wechsel auf die jeweils besser entlohnte Beamtenposition. Ein anderer Aspekt des weiblich konnotierten Berufs der Arzthelferin ist dessen helfende und medizinische Ausrichtung. Für diese Lesart spricht, dass helfende und pflegerische Berufe im Dienstleistungssek-

tor als traditionell weibliches Arbeitsfeld gelten (vgl. Geißler 2011: 306).⁹⁷ Als dritter Aspekt muss das Ansehen medizinischer Berufe berücksichtigt werden. Dieses kann insofern auch bei der Berufswahl von Relevanz gewesen sein, als sich bereits in vorherigen Daten zeigte, dass der familiären Außenwirkung besonders großer Wert beigemessen wurde.

1972, im Alter von 19 Jahren, konnte Andrea ihre Ausbildung erfolgreich beenden. Sie wurde von der ausbildenden Zahnarztpraxis übernommen und arbeitete dort in den folgenden Jahren. Beruflich hatte sie sich somit trotz ihres vorzeitigen Schulabgangs ohne größere Probleme etablieren können.

Die mütterliche Strategie, die Partnerwahl mit kulturellen und beruflichen Aktivitäten zu verbinden, deutete sich erneut an, als Andrea noch im selben Jahr im Rahmen eines Tanzkurses einen jungen Mann namens Peter Reh kennenlernte. Der 19 Jahre alte Peter war Sohn eines katholischen Küsters und stammte dementsprechend aus einem vom Katholizismus geprägten Elternhaus. Nach dem Wehrdienst hatte er sich für eine Verpflichtung bei der Bundeswehr entschieden. Die Frage, warum Andrea mit eben diesem jungen Mann eine Beziehung einging, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Andreas Vater mochte als langjähriges SPD-Mitglied möglicherweise keine allzu große Nähe zum katholischen Milieu gehabt haben. Zugleich stand jedoch Peters Tätigkeit als Berufssoldat für Sicherheit sowie eine Orientierung am Staat, worin eine Parallele zur Beamten­tätigkeit von Andreas Vater gesehen werden könnte. Soldaten gehörten laut Geißler (2011: 176) ebenso zur „Dienstklasse“ wie Polizisten, Verwaltungs- oder Justizbeamte. Grundsätzlich bot eine Verpflichtung als Soldat zur damaligen Zeit eine verlässliche Zukunftsperspektive, auf deren Basis sich eine Familie gut versorgen lässt. Demzufolge dürfte die Partnerschaft durchaus im Sinne von Andreas Eltern gewesen sein. Eine Anerkennung der Beziehung schien sich letztlich auch dadurch zu bestätigen, dass Peter im folgenden Jahr zeitweise im Haushalt von Andreas Familie lebte.

Im Jahr 1973 wechselte Andrea von der Zahnarztpraxis in eine zahnchirurgische Abteilung einer Unfallchirurgie in ihrem Wohnort Dortmund. Ihre berufliche Perspektive erschien in Anbetracht der erneuten qualifizierten Anstellung zu dieser Zeit durchaus positiv. Der Stellenwechsel bezeugt jedoch auch, dass Andrea damals nicht gewillt war, ihren Beruf aufgrund der Partnerschaft mit Peter vorschnell aufzugeben.

Dem elterlichen Muster entsprechend schien Andrea dennoch an einer baldigen Intensivierung der Beziehung zu Peter interessiert gewesen zu sein.

97 Auch angesichts des mehrfach geschilderten aggressiven Verhaltens ihres Vaters könnte die Wahl eines helfenden Berufs Sinn ergeben. Diesbezüglich sticht insbesondere ein Ausschnitt des Interviews hervor, in dem Andrea schildert, dass sie in der Chirurgie vielen Frauen begegnet sei, denen von ihren Männern Gewalt angetan wurde. Näher auf eine Parallele zu Andreas eigener Familiengeschichte einzugehen wäre sicherlich lohnend, birgt allerdings die Gefahr einer psychologisierenden Betrachtungsweise, die den eigentlichen Fokus dieser Arbeit aus den Augen verliert.

1975, nach drei gemeinsamen Jahren, heirateten Andrea und Peter. Auf die offizielle Anerkennung der Partnerschaft durch die Hochzeit folgte die Loslösung vom Elternhaus. Räumlich markiert wurde diese durch den Umzug des jungen Ehepaars in ihre erste gemeinsame Wohnung im ca. 90 Kilometer entfernten Mönchengladbach. Anzunehmen ist, dass der Umzug nicht allein dem Wunsch des Paares nach Intimität geschuldet war, sondern mit der Nähe des neuen Wohnortes zur Kaserne, dem Arbeitsplatz von Peter, zusammenhing. Andreas Wohnort wurde demnach durch ihren Mann und dessen Beruf bestimmt, so wie sie es aus der Ehe ihrer Eltern kannte. Im Gegensatz zu ihrer Mutter war Andrea mit 22 Jahren jedoch noch berufstätig und musste nun eine größere Distanz zu ihrem Arbeitsplatz in Kauf nehmen.

Im darauffolgenden Jahr wechselte Andrea von der Unfallchirurgie in die Verwaltung eines Gesundheitsamtes. Der Wechsel von der Zahnchirurgie in eine Bürotätigkeit musste dabei nicht unbedingt eine bessere Entlohnung mit sich gebracht haben. Es drängt sich jedoch die Parallele zur Beamtentätigkeit ihres Vaters auf. Anzunehmen ist, dass die Arbeitszeiten deutlich regelmäßiger und somit letztlich familienfreundlicher waren, als bei ihrer bisherigen Tätigkeit. Zudem steht eine derartige Anstellung für berufliche Sicherheit und vermag für gesellschaftliche Anerkennung zu sorgen. Ob der neue Arbeitsplatz näher an der Wohnung des Paares in Mönchengladbach lag, ist leider nicht bekannt, könnte jedoch ebenfalls eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Betrachtet man rückblickend die Zeit seit Andreas Schulabgang in der zehnten Klasse, so zeichnet sich eine kontinuierliche berufliche und private Etablierung ab. Die Entscheidung für eine Ausbildung zur Zahnarzthelferin und einen vorzeitigen Schulabgang wurde jedoch ihrer Darstellung zufolge nicht von ihr selbst getroffen, sondern oblag ihrem Vater in seiner Rolle als Familienoberhaupt. Nachdem sich aus ihrer Ausbildung eine Festanstellung ergeben hatte, entwickelte sich Andrea schrittweise beruflich weiter, bis sie schließlich zu einer Verwaltungstätigkeit in einem Gesundheitsamt wechselte und damit an die berufliche Tradition ihres Vaters anschloss. Biografisch mindestens ebenso bedeutsam wie die Verbesserung ihrer beruflichen Situation, mag jedoch die Absicherung durch die Ehe mit einem jungen Soldaten im Staatsdienst gewesen sein. Im Anschluss an die Hochzeit zog das junge Paar in eine gemeinsame Wohnung nahe der Kaserne, in der Peter stationiert war.

3.2.1.6 Bruch und Neuanfang

1979, nach vier Jahren in der gemeinsamen Wohnung in Mönchengladbach, zog Andrea mit ihrem Mann in das über 200 Kilometer entfernte Wallscheid an der Mosel. Im Gegensatz zu den Wohnortwechseln ihrer Kindheit und

Jugend, die allesamt im Ruhrgebiet stattgefunden hatten, lag Wallscheid in einer weit außerhalb liegenden, eher ländlichen Gegend. Als offensichtlicher Grund für den Umzug kommt Peters Stationierung am Bundeswehrstandort in Daun nahe Wallscheid infrage. Der Wohnort des Paares wurde erneut von den beruflichen Ambitionen des Mannes bestimmt, wie es Andrea schon in ihrer eigenen Familie kennengelernt hatte. Für sie selbst hingegen dürfte dadurch eine weitere Anstellung bei ihrem bisherigen Arbeitgeber nicht länger möglich gewesen sein. Fraglich war dementsprechend, ob sich in Wallscheid eine ähnlich sichere Anstellung ergeben hätte. Angesichts ihrer sozialen Absicherung durch die Ehe mit Peter und im Hinblick auf die weiblichen Lebensentwürfe in ihrer Familie hätte dies jedoch kein Problem darstellen müssen.

Bemerkenswert ist, dass die 26-jährige Andrea an genau diesem Punkt mit der Tradition ihrer Familie brach. Anstatt ihrem Mann an seinen neuen Arbeitsplatz zu folgen, wie es ihre Mutter getan hatte, entschied sie sich, schon nach zwei Wochen zurück nach Mönchengladbach zu ziehen und sich von ihrem Mann zu trennen. Andrea selbst gibt diesbezüglich im Interview eine eher oberflächliche Erklärung ab:

AB: ähm, ja dann bin ich mit meinem ersten Mann an die Mosel aber das können Sie weg lassen, an die Mosel gezogen (1) da war ich grad ne Woche und dann hab ich gesagt „Komm, weißte was, es ist besser wir lassen uns scheiden“ (1) ich meine so gewisse Sachen, wir hatten uns, waren auch zu verschieden, weil er kam aus einer streng katholischen Familie [Mhm] meine Eltern haben mich nicht taufen lassen weil die beide aus der Kirche ausgetreten **waren**, da ham sie mich nicht taufen lassen (1) also Atheist, das war natürlich für katholische Schwiegereltern ein Dorn im Auge, logische ne [Mhm] passte also gar nicht [Mhm] ja wie das so ist ne (2) und ähm naja gut da hab ich dann gesagt „Komm, es ist besser wir lassen uns scheiden“

(Interview Andrea Bauer, S.6/Z.22)

Der entsprechende Interviewausschnitt findet sich an einer Stelle, an der er lediglich als Hintergrundkonstruktion von Andrea eingeführt wird. Dies lässt sich bereits daraus schließen, dass sie darauf hinweist, dass man diese Information im Grunde auch weglassen könne.⁹⁸ Erkennbar wird dabei allerdings, dass die Ehe seitens der Schwiegereltern nur wenig Anerkennung fand. Ein Grund für die Trennung des Paares schien die schlechte Passung der familiären Hintergründe zu sein. Die katholischen Eltern ihres Mannes hatten, zumindest der Darstellung nach, Probleme mit Andreas SPD-nahem, nicht-

98 Es ist davon auszugehen, dass sie an dieser Stelle des Interviews insbesondere aufgrund des von Schütze (1976: 224f.) beschriebenen Detaillierungszwanges auf die Ehe mit ihrem ersten Mann zu sprechen kam. Da es ihr nicht möglich war, ihre zweite Ehe zu thematisieren, ohne ihre erste Ehe zumindest zu erwähnen, führte sie diese nachträglich ein.

religiösem Elternhaus.⁹⁹ Obwohl Andreas Darstellung der Trennungssituation („Komm, es ist besser wir lassen uns scheiden“) in dieser lapidaren Form wohl eher unwahrscheinlich ist, erscheinen eine schlechte habituelle Passung und familiäre Differenzen tatsächlich als wahrscheinlichste Trennungsgründe. Betrachtet man Andreas Familiengeschichte, so ließe sich ebenfalls interpretieren, dass sie die Umzüge in ihrer Kindheit als derart problematisch empfunden hatte, dass sie nicht bereit war, in gleicher Art und Weise wie ihre Mutter, den beruflichen Interessen ihres Mannes zu folgen. Auch ein bisher unerfüllter Kinderwunsch wäre als Grund durchaus naheliegend. Der wahrscheinlichste Grund lag allerdings in einer sich anbahnenden neuen Beziehung, wie Andrea im Interview selbst bestätigt.

In Mönchengladbach zog Andrea in die Wohnung eines gemeinsamen Freundes namens Herbert Bauer, mit dem sie kurze Zeit später fest liiert war. Anstatt eine eigene Wohnung anzumieten oder zu ihren Eltern zurückzukehren, zog sie direkt in den Haushalt ihres neuen Partners. Man darf annehmen, dass die Trennung bei ihren Eltern, die allem Anschein nach viel Wert auf Statuserhalt und familiäre Sicherheit legten, zunächst auf wenig Zustimmung stieß. Alternativ zu deren Lebensentwurf lebte Andrea in den folgenden Monaten gemeinsam mit Herbert in einer kleinen Ein-Zimmer-Wohnung. So schien sie durchaus bereit, hinsichtlich ihres Lebensstandards einen kurzfristigen Abstieg hinzunehmen. Anzunehmen ist, dass sie aufgrund ihrer eigenen Berufstätigkeit nicht wirklich darauf angewiesen war und sich bewusst auf dieses Provisorium einließ. Möglicherweise war auch bereits abzusehen, dass dieses nicht von Dauer sein würde, da Andrea und ihr neuer Partner Herbert schon kurze Zeit später gemeinsam in die Nähe von Düsseldorf zogen.

1983, vier Jahre nach der Trennung von Peter, kam es zur Hochzeit zwischen Andrea und ihrem neuen Partner Herbert. Andrea hatte sich von Peter scheiden lassen, dennoch schien die Ehe für sie ihre Gültigkeit als zentraler Lebensentwurf nicht verloren zu haben. Ihr zweiter Mann Herbert war neun Jahre älter als Andrea und 1944 in Stettin geboren. Als Andrea Herbert kennenlernte, war dieser als Bürokaufmann bei einem Bergbauunternehmen beschäftigt. Ebenso wie sie war er schon einmal kinderlos verheiratet gewesen und lebte nach seiner Trennung alleine.

Interessant erscheinen die Parallelen zwischen Herberts und Andreas Familiengeschichte. Im Gegensatz zur ersten Partnerschaft, die sich eher durch eine Verbindung zur väterlichen Beamtentradition ausgezeichnet hatte,

99 Die Frage, ob Andreas Eltern tatsächlich über keine Religionszugehörigkeit verfügten, kann an dieser Stelle nicht eindeutig beantwortet werden. Angesichts Andreas Darstellung ist jedoch wahrscheinlich, dass ihre Eltern zumindest keine aktiv praktizierenden religiösen Menschen waren. Für die Interpretation der vorliegenden Daten scheint es daher am sinnvollsten, eine gewisse Distanz zur Religion, insbesondere in Verbindung mit der SPD-Nähe des Vaters, zu betonen.

bestand die hervorstechendste Gemeinsamkeit der zweiten Beziehung in den Fluchtgeschichten der Familien mütterlicherseits. Herberts Mutter war gemeinsam mit ihm aus Ostpreußen nach Köln geflohen, nachdem sein Vater 1944 im Krieg gefallen war. Sowohl Andreas als auch Herberts Familie mütterlicherseits waren entwurzelt worden und mussten sich im Westen Deutschlands neu arrangieren. Zudem war beiden die Ehe als Mittel der gesellschaftlichen (Re-)Etablierung bekannt.¹⁰⁰ Eine zweite, wenn auch wesentlich schwächere Passung, kann in der Anstellung Herberts als Bürokaufmann gesehen werden. Die Sicherheit und der Status, die in den 1980er Jahren mit einer kaufmännischen Beschäftigung verbunden waren, dürften der Tradition männlicher Berufstätigkeit in Andreas Familie voll und ganz genügt haben.¹⁰¹ Ähnlich dem Beamtentum, zeichnet sich das Angestelltenverhältnis seit Beginn des 20. Jahrhunderts durch seine nichtmanuelle und halbunternehmerische Funktion sowie seine Zugehörigkeit zum Bürgertum aus (vgl. Kaelble 1979: 321). Unabhängig von den familiären Prägungen könnte zudem die gemeinsame Vorerfahrung einer Trennung ein verbindendes Element zwischen beiden gewesen sein.

Der dringendste Grund für die erneute Hochzeit mag allerdings darin bestanden haben, dass Andrea und Herbert ein Kind erwarteten. 1983, noch im Jahr der Hochzeit, brachte die 30-jährige Andrea die gemeinsame Tochter Lena zur Welt. Aufgrund von Komplikationen bei der Geburt des Kindes kam es zu Durchblutungsstörungen in dessen Gehirn. Den Eltern wurde daraufhin eröffnet, dass Lena mit einer geistigen Behinderung aufwachsen würde.

AB: und dann kam die Lena dreiundachtzig, ja und dann fingen eigentlich die Probleme mit dem Kind an (2) die ist also krank geboren worden (1) weil äh, das im Krankenhaus mehr oder weniger versaut worden ist, die haben mich also zu lange liegen lassen (2) und das ist ähm (1) donnerstags sind wir ins Krankenhaus und samstags morgens hat man das Kind erst geholt, da war es schon fast zu spät, nur das ist bei der Lena kein Sauerstoffmangel gewesen sondern Durchblutungsstörungen im Gehirn, und das ist der Grund warum sie Konzen- Konzentrationsschwierigkeiten hat (1) sie ist also, hat einen Test gemacht, da hat man festgestellt dass sie für den ersten Arbeitsmarkt nicht zu gebrauchen ist [...] und die Gutachten (2) das war nicht in Ordnung und das war nicht in Ordnung, jenes war nicht in Ordnung [Mhm] (2) ganz davon abgesehen /wer hätte sich denn um das kranke Kind gekümmert wenn ich jetzt arbeiten gegangen wäre? dann wäre mir das Kind auf der Strecke geblieben (2)

(Interview Andrea Bauer, S.4/Z.45)

100 Ebenso wie Andreas Mutter, hatte auch Herberts Mutter nach ihrer Flucht einen Mann kennengelernt, der sie sozial und finanziell absichern konnte.

101 Aufschlussreich mag hierbei der Hinweis sein, dass das sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entwickelnde Angestelltenverhältnis in seiner Entstehungszeit noch als „privates Beamtentum“ bezeichnet wurde (vgl. Schäfers 2012: 188).

Dieser Interviewausschnitt, der der Eingangserzählung entnommen ist, stellt das erste kritisch erwähnte Ereignis in Andreas Lebensgeschichte dar. Wurde das vorherige Leben überwiegend positiv dargestellt, so bemerkt Andrea an dieser Stelle, dass mit der Geburt des Kindes „die Probleme“ anfangen.¹⁰² Angedeutet wird dadurch, dass nach der Geburt der Tochter weitere Ereignisse eintraten, die aus Sicht der Interviewten einen negativen Kontrast zum bisherigen biografischen Verlauf bildeten. Entsprechend der eingangs geschilderten Argumentationsstruktur, derzufolge die Probleme der Familie vor allem durch äußere Umstände bedingt waren, gibt Andrea die Schuld an der Behinderung ihrer Tochter vor allem den Angestellten des Krankenhauses. Das Ausmaß der Beeinträchtigung wiederum wird in der Darstellung weitgehend relativiert und als „Konzentrationsschwierigkeiten“ präsentiert. Obwohl es an dieser Stelle des Interviews primär um die Geburt ihrer Tochter geht, werden davon ausgehend die weiteren Implikationen für den Arbeitsmarkt angesprochen („hat man festgestellt, dass sie für den ersten Arbeitsmarkt nicht zu gebrauchen ist“). Letztlich endet ihre Argumentation in der Feststellung, dass ein Berufsausstieg notwendig gewesen sei, da zu befürchten war, dass ihr Kind andernfalls „auf der Strecke geblieben“ wäre. Vor dem Hintergrund ihres Selbstverständnisses als „gute Mutter“ wird dies als einzig legitime Handlungsoption begründet. Anzunehmen ist jedoch, dass auch diese Darstellung stellenweise konstruiert ist, da es ohnehin zur Rollenerwartung von Frauen ihres Herkunftsmilieus gehörte, dass sie nach der Geburt des ersten Kindes (zwischenzeitlich) aus dem Beruf ausscheiden.

Andrea richtete sich in der folgenden Zeit auf den Förderbedarf ihrer Tochter ein, indem sie auch nach ihrem Erziehungsurlaub nicht in das Berufsleben zurückkehrte. Damit folgte sie erneut dem Familienmodell der bürgerlichen Mitte, wie es unter anderem Merkle und Wippermann (2008: 150) darstellen, demzufolge die Kindererziehung als naturgemäße Aufgabe und Berufung von Frauen gilt. Der Erhalt einer stabilen, intakten Familie hat in diesem Lebensentwurf einen höheren Stellenwert, als individuelle Bedürfnisse und Entfaltungsmöglichkeiten. Welche Anstrengungen Andrea ihrer Darstellung nach unternahm, um ihre Tochter angemessen zu fördern, zeigt sich insbesondere in folgendem Interviewausschnitt:

AB: ich bin fast zwei Jahre mit der zur Therapie gegangen, jeden zweiten Tag ne [Mhm] ja, und dann hat die natürlich geschrien wie am Spieß ne das ist Stress, das ist wirklich Stress pur ne, das geht echt an die Substanz, ja das hab ich sehr lange gemacht mit ihr, und später bin ich mit ihr auch so turnen gegangen, ja und dann später, [...] da hat sie Schwimmen gelernt hat sie Fahrrad fahren gelernt, hat sie alles gelernt (1) alles was in

102 Anhand des Transkripts könnte man diese Aussage missverstehen und annehmen, Andrea spreche hier von „den Problemen mit dem Kind“. Hört man sich auf dem Audiomitschnitt ihre Betonung im entsprechenden Interviewausschnitt an, so wird jedoch deutlich, dass es ihr tatsächlich um „die Probleme“ ging (im Sinne einer allgemeinen biografischen Problematik), welche mit der Geburt des Kindes anfangen.

den Sternen stand alles was (1) da stand von wegen das kann sein dass sie das nie lernt ja, hat sie alles gelernt (1)[Mhm] ja das, kostet aber alles **Kraft**, und auch Zeit [Ja] /ja? (1) das ich dazu sagen [Das glaube ich] also es ist nicht nur, hier mein Haushalt gewesen, sondern für mich war, das Kind (1) muss ich jetzt mal sagen das Kind nicht **Kinder**, sondern das Kind war für mich vorrangig [Mhm] da hab ich mich voll für eingesetzt, denn ich, bin der Meinung oder auch mein Vater hat mir gesagt „Also wenn du nicht so viel für die Lena getan hättest wäre sie nie so weit gekommen in ihrem Leben“

(Interview Andrea Bauer, S.57/Z.25)

Andrea beschreibt die Erziehung ihrer Tochter vor allem als enorme Anstrengung („das ist Stress, das ist wirklich Stress pur ne“). Ganz im Sinne der Frauenrolle in die sie einsozialisiert worden war stellt sie ausführlich dar, dass sie die Verantwortung für die Förderung ihrer Tochter alleine übernehmen musste. Dabei legt sie Wert darauf zu erläutern, weshalb es so wichtig war, dass die Erziehung ihrer Tochter Vorrang hatte. Nur dank ihrer intensiven Förderung – so die Darstellung – war Lena dazu in der Lage, „alles was in den Sternen stand“ zu erlernen. Diese Redewendung scheint dabei vor allem auf all jene Dinge anzudeuten, zu denen sie laut Gutachten nicht in der Lage gewesen wäre („alles was (1) da stand von wegen das kann sein dass sie das nie lernt“). Die normative Richtigkeit der zeit- und kraftintensiven Förderung ihres Kindes bestätigt Andrea nachträglich durch ihren Vater, den sie als Autorität zitiert.¹⁰³ Die Anerkennung, die sie diesbezüglich von ihm erhält, resultierte ihrer Darstellung nach vor allem daraus, dass sie sich – ganz dem milieutypischen Frauenbild entsprechend – intensiv um ihre Tochter gekümmert hatte.¹⁰⁴ In Andreas Selbstdarstellung arbeitet sie sich vor allem an dem Kontrast zwischen ihrem Einsatz für die Familie, den sie als normative Notwendigkeit präsentiert, und ihrer daraus resultierenden prekären Lebenslage ab. Ihre Feststellung, dass für sie nicht Kinder im Allgemeinen, sondern dieses eine Kind Vorrang hatte, wird weiter unten erneut aufgegriffen.

Dass der Grad der Behinderung ihrer Tochter Lena durchaus einen allgemeinen Schulbesuch zuließ, wurde durch deren Einschulung im Jahr 1989 vorerst bestätigt. Nach den ersten beiden Schuljahren wurde Lena jedoch auf eine Förderschule versetzt, was vermuten lässt, dass ihr Förderbedarf zu groß war, als dass man ihr in einer allgemeinen Regelschule hätte gerecht werden können. Für Andrea dürfte der Schulbesuch ihrer Tochter eine Entlastung

103 Bemerkenswert ist, dass Andrea mehrere Ereignisse ihres Lebens mit Zitaten ihres Vaters versieht. So auch an einer Stelle im Interview, an der ihr Vater erklärt, dass ihr Mann heute zu Unrecht arbeitslos sei. Hier zeigt sich, dass die starke Autorität, die ihr Vater bereits in ihrer Kindheit ausübte, für Andrea auch in ihrem Erwachsenenalter und wohl auch über dessen Tod hinaus ihre Gültigkeit bewahrt hat.

104 Interessanterweise drückt sich in Andreas Bezeichnung ihrer Tochter als „die“ („dann hat die natürlich geschrien wie am Spieß“) eine gewisse Distanzierung aus, die im Gegensatz zu ihrer beabsichtigten Präsentation der großen Nähe zu ihrer Tochter Lena steht.

dargestellt haben. Sie war in den letzten sechs Jahren mit Lena zu Hause geblieben und hatte kein Interesse an einem beruflichen Wiedereinstieg gezeigt. Bezieht man erneut Untersuchungen zu den Lebensentwürfen der bürgerlichen Mitte mit ein, so zeigt sich, dass dies möglicherweise auch gar nicht von ihr beabsichtigt war, da die Kindererziehung in den ersten Lebensjahren des Kindes für gewöhnlich im Mittelpunkt von Müttern dieses Milieus steht (vgl. Merkle/Wippermann 2008: 158).

Zusammenfassend hatten sich zahlreiche Veränderungen seit dem Ende der ersten Ehe und der Trennung von Peter ergeben. Andrea verließ ihren Mann nicht, ohne zugleich eine neue Beziehung mit dem neun Jahre älteren Bürokaufmann Herbert einzugehen. Vier Jahre nach der Trennung heirateten Andrea und Herbert, da sie ein gemeinsames Kind erwarteten. Die folgenden Jahre wurden durch die Geburt der ersten Tochter Lena bestimmt, die aufgrund einer geistigen Behinderung einen erheblichen Förderbedarf mit sich brachte. Vieles deutet darauf hin, dass Andreas zweiter Ehemann über ausreichende finanzielle Ressourcen verfügte, um die Familie alleine zu ernähren, woraufhin Andrea dem Beispiel ihrer Mutter folgte, ihre Arbeit kündigte und sich fortan ihrer Tochter und dem Haushalt widmete.

3.2.1.7 Versagen des familiären Arrangements

Ende des Jahres 1990, sieben Jahre nach der Geburt ihres ersten Kindes, wurde Andrea erneut schwanger. Offensichtlich gab es für sie keine Notwendigkeit einer Rückkehr in das Berufsleben. Das familiäre Arrangement eines Ein-Ernährer-Haushalts hatte sich als tragfähig erwiesen und hätte in diesem Sinne in den kommenden Jahren fortgeführt werden können. Angesichts Andreas Alter von 38 Jahren und der Behinderung ihrer ersten Tochter könnte man annehmen, dass die zweite Schwangerschaft mit der Angst verbunden war, erneut ein Kind mit Behinderung zur Welt zu bringen. Denkbare wäre, dass es sich um eine ungeplante Schwangerschaft handelte, da eine späte Schwangerschaft einen Risikofaktor für die Behinderung eines Kindes darstellt, um den Andrea möglicherweise gewusst hatte.¹⁰⁵ Als Gegenlesart wäre denkbar, dass die zweite Schwangerschaft vor allem als letzte Chance auf eine „normale“ Elternschaft mit einem Kind ohne Behinderung aufgefasst wurde. Die Angst vor erneuten Komplikationen dürfte deshalb aber kaum geringer gewesen sein. Welche Befürchtungen oder Hoffnungen Andrea und Herbert auch immer gehegt hatten, ihre zweite Tochter Katja kam im September 1991 gesund und ohne Komplikationen zur Welt.

105 Tatsächlich erklärt Peuckert (2008: 101), dass diese Vorstellung einer Risikoschwangerschaft ab dem 35. Lebensjahr heute weitgehend widerlegt sei, obgleich die Sorgen von Müttern ab diesem Alter nach wie vor bestehen bleiben.

Die Familienplanung von Familie Bauer legt nahe, dass sie durchaus vorhatten, ihre bisherige Aufgabenteilung beizubehalten. Andrea dürfte, wie schon zuvor, beabsichtigt haben, sich um ihre Tochter zu kümmern und die finanzielle Absicherung der Familie ihrem Mann Herbert zu überlassen. Dieses Arrangement wurde allerdings Anfang 1992 grundlegend infrage gestellt, als Herbert erstmals arbeitslos wurde. Im Alter von 47 Jahren wurden er und die meisten seiner Kollegen bei der Schließung des Standortes entlassen. Dank einer Abfindung und der Arbeitslosengeld-Zahlungen dürften Andrea und ihr Mann in der ersten Zeit noch keine finanziellen Probleme gehabt haben. Sicherlich bedeutete die plötzliche Arbeitslosigkeit aber eine grundlegende Verunsicherung der auf die Einnahmen des Mannes angewiesenen Familie.

Angesichts der Tatsache, dass Andrea und ihre Familie in diesen Jahren ihre ersten Armutserfahrungen machten, gilt der Arbeitslosigkeit und deren Folgen besondere Aufmerksamkeit. Alle Bemühungen ihres Mannes, eine neue adäquate Beschäftigung zu finden, führten nicht zum gewünschten Ziel. In den folgenden Jahren übte Herbert lediglich kleinere, meist unqualifizierte Tätigkeiten aus. Ohne ein versicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis rutschte er vom Arbeitslosengeld in die Arbeitslosenhilfe und schließlich in die Sozialhilfe. Die Hilflosigkeit der Familie angesichts der Entlassung ihres Mannes stellt Andrea insbesondere in folgendem Interviewausschnitt dar:

AB: Gut (4) ja und 92 dann, im März 92 wusste er dass die Firma zu gemacht wird, ja dann stand ich da, mit zwei kleinen Kindern, sie war ein Baby [Mhm] die andere war gerade eingeschult worden (3) und, mein Mann ist gelernter Bürokaufmann und dann hat der alles versucht (2) [Mhm] beziehungsweise der ist hier beim Arbeitsamt gewesen, da hat man ihm gesagt „Hören sie mal Herr Bauer, /was wollen sie eigentlich hier? Sie sind 47 Jahre alt, sie sind viel zu alt, sie sind nicht mehr vermittelbar“ (2) [/47?] so, 47, 92 [Mhm] (2) ja da hat man eigentlich nem Mann (1) und ner Familie die Existenz mitgenommen (2) /ist doch so ne? [Mhm] ne ja (1)

(Interview Andrea Bauer, S.7/Z.31)

Eingebettet ist der argumentative Teil des Interviews in die Darstellung der strukturellen Ungerechtigkeit, welche der Familie Andrea zufolge wiederfahren war. Sie selbst war angesichts der Verantwortung für ihr neugeborenes Baby und ihre sechsjährige Tochter auf die Unterstützung ihres Mannes angewiesen. Dieser erhielt der Darstellung nach aber nicht die notwendige Unterstützung durch die staatlichen Stellen. Der kurze Dialog, den Andrea anführt, um die Ungerechtigkeit, die ihrem Mann wiederfahren war, zu belegen, wirkt dahingehend stark vereinfacht. Es ist nur schwer vorstellbar, dass sich ein Beratungsgespräch lediglich auf die Feststellung beschränkt, ein 47 Jahre alter Bürokaufmann sei zu alt, um in eine Anstellung vermittelt zu werden. Dahinter verbirgt sich jedoch die Aussage, dass die Strukturen des Arbeitsamtes nicht dazu in der Lage waren, Herbert in ein adäquates Arbeits-

verhältnis zu vermitteln. Andrea selbst begründet ihre eigene Handlungsunfähigkeit dadurch, dass sie für ihre beiden Kinder zu sorgen hatte, wodurch sie abhängig von dem Verdienst ihres Mannes gewesen sei.

Biografisch gesehen kann dieser Zeitpunkt als Beginn einer negativen Verlaufskurve des biografischen Erleidens interpretiert werden (vgl. Schütze 1995; 2006). Das Verlaufskurvenpotenzial für die folgenden Entwicklungen war demnach bereits im Modell der Alleinverdiener-Ehe und spätestens seit der Geburt der ersten Tochter angelegt.¹⁰⁶ Andrea selbst fasst den Kern dessen recht gut in ihren eigenen Worten zusammen:

AB: na sagen wir mal so, das hat meinem Mann eigentlich das Genick gebrochen, in seinem Leben [Mhm] dass er nie wieder richtige Arbeit gekriegt hat, er ist ja auch noch so erzogen worden der Mann hat die Familie zu ernähren wie das so üblich war ne, [Mhm] ja, /w- was bedeutet das für einen Mann wenn man ihm die Existenz unter den Füßen weg zieht? Was bedeutet das (1) wenn ich weiß ich hab Familie? (2) wenn ich alleinstehend bin sieht das alles ganz anders aus, ist ne ganz andere Situation (2)

(Interview Andrea Bauer, S.23/Z.8)

In drastischen Worten beschreibt Andrea hier, welche fatalen Folgen die Erwerbslosigkeit ihres Mannes für ihn und die gesamte Familie hatte. Sie legt dabei besonderen Wert darauf zu differenzieren, zwischen der Erwerbslosigkeit einer alleinstehenden Person und der eines Mannes, der sich selbst in der Verantwortung für die Versorgung seiner Familie sieht. Deutlich wird dabei die Selbstverständlichkeit, mit der Andrea ihren Mann in der Rolle des Ernährers sieht, selbst wenn sie reflektiert, dass dies vor allem früher „so üblich war“. Ihre Feststellung, ihrem Mann sei „die Existenz unter den Füßen weg“ gezogen worden, verdeutlicht die Handlungsunfähigkeit angesichts des fortgeschrittenen Alters und der problematischen Arbeitsmarktlage.

Trotz der angespannten finanziellen Situation hielten Andrea und ihr Mann weiterhin am traditionellen Familienmodell der Ein-Verdiener-Ehe fest. Bedenkt man die Verantwortung, die Herbert als Alleinverdiener bisher für seine Familie übernommen hatte, so wäre denkbar, dass sich auch innerfamiliär Spannungen entwickelten. Für ihn war die Erwerbslosigkeit eine völlig neue Erfahrung, die in seinem bisherigen Lebensentwurf nicht vorgesehen war. Herbert war nun überwiegend zuhause, was ein Potenzial für völlig neue Konflikte mit sich bringen konnte. Andrea war in einem familiären Kontext aufgewachsen, in dem, nach allem was bekannt ist, vor allem berufliche Sicherheit und gesellschaftliche Anerkennung als erstrebenswert galten. Nach dem plötzlichen Jobverlust ihres Mannes war vor allem ersteres nicht mehr gegeben. In Anbetracht der scheinbar erfolglosen Jobsuche war letztlich auch der mittelschichtspezifische Lebensstandard der Familie

106 Andreas weiter oben bereits aufgeführter Hinweis, „die Probleme“ hätten mit der Geburt ihrer Tochter angefangen, kann ebenfalls als Hinweis auf einen darauffolgenden verlaufskurvenartigen Leidensweg interpretiert werden.

gefährdet. Soweit bekannt, unternahm Andrea jedoch keine Versuche, in ihren Beruf zurückzukehren und so zur Verbesserung der finanziellen Lage der Familie beizutragen. Vor dem Hintergrund ihres Lebensentwurfes und als Mutter zweier Kinder, von denen eines erst wenige Monate alt war und das andere einen erhöhten Förderbedarf hatte, wäre dies auch eher unwahrscheinlich gewesen.

Ebenfalls im Jahr 1992, zu dieser Zeit der finanziellen Unsicherheit, verstarb Andreas Mutter. Über das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter lassen sich anhand der vorliegenden Daten keine verlässlichen Aussagen treffen. Anzunehmen ist, dass der Tod ihrer Mutter für die 40-jährige Andrea eine zusätzliche Belastung in der ohnehin schon angespannten Lebenslage darstellte. In Andreas Selbstdarstellung ist der Tod ihrer Mutter jedoch eher eine Art Randnotiz, wohingegen ihre Berichte von der prekären finanziellen Lage überwiegen.

Über die darauffolgenden sieben Jahre kann aus dem Interviewmaterial kaum etwas geschlossen werden. Andrea erklärt lediglich, ihr Mann habe sich in dieser Zeit immer wieder um Arbeit bemüht, habe aber keine langfristige Anstellung gefunden, die ausgereicht hätte, die Familie zu versorgen. Obwohl ihr Mann über Jahrzehnte im Büro gearbeitet habe, seien ihm vom Arbeitsamt überwiegend Stellenangebote unterbreitet worden, die mit harter körperlicher Arbeit verbunden waren und die er daher jeweils schon nach kurzer Zeit aufgab.

1999 beendete Andreas Tochter Lena ihre schulische Laufbahn an der Förderschule. Ihr darauffolgender beruflicher Werdegang ist nicht bekannt. Fest steht jedoch, dass sie schließlich eine Anstellung in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung fand. Ein Berufseinstieg in einer regulären Ausbildung schien demnach nicht möglich. Aus heutiger Sicht verdeutlicht dies, dass die Problematik der damaligen Situation nicht allein in der Erwerbslosigkeit des Ehemannes lag, sondern nach wie vor die Sorge um die ältere Tochter mit einschloss. Bedingt durch ihr geringes Einkommen war es unwahrscheinlich, dass Lena in den folgenden Jahren aus eigener Kraft dazu in der Lage sein würde, in eine eigene Wohnung zu ziehen. Es war also abzusehen, dass Lena auch weiterhin im Haushalt der Eltern leben würde, der vor allem von Andrea geleitet wurde.

Anfang des Jahres 2001 wurde Andreas Vater pflegebedürftig, woraufhin sie diesen in den Haushalt der Familie holte. Da Andreas Mutter bereits Jahre zuvor verstorben war, hatte Andreas Vater in den vergangenen Jahren alleine gelebt und war auf die Hilfe seiner einzigen Tochter angewiesen. Dabei muss bedacht werden, dass die häusliche Pflege von Angehörigen trotz aller Unterstützungsangebote mit großem Zeitaufwand verbunden ist (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012: 28). Andrea nahm damit die Position der „Sandwich-Generation“ ein, die sich zugleich um die eigenen Kinder und um die pflegebedürftigen Eltern kümmern muss

(vgl. Peuckert 2008: 314). Der Umstand, dass sie dies trotz der angespannten Lebenslage auf sich nahm, verdeutlicht die Verinnerlichung der gesellschaftlichen Vorgabe, die Versorgung von Angehörigen innerfamiliär zu übernehmen. Zudem könnte dies für einen engen Zusammenhalt in der Familie sprechen. Andererseits muss jedoch auch in Betracht gezogen werden, dass diese Bereitschaft dadurch begünstigt wurde, dass ihr Vater mit seiner Beamtenpension einen Beitrag zum geringen Haushaltseinkommen der Familie leisten konnte.

Auch diese Konstellation war jedoch nicht von Dauer, denn noch Mitte 2001 verstarb Andreas Vater nach einem achtwöchigen Krankenhausaufenthalt. Im Interview berichtet Andrea ausführlich vom Tod ihres Vaters, was dessen (ambivalente) Bedeutung in ihrer Lebensgeschichte unterstreicht.¹⁰⁷ Hatte Andreas Vater bisher mit seiner Pension einen Beitrag zur Finanzierung der Familie leisten können, so fiel nunmehr auch diese letzte familiäre Unterstützung weg.

Die Folgen der finanziellen Not lassen sich daran ablesen, dass es schließlich zur Zwangsversteigerung der Eigentumswohnung der Familie kam. Dass die Familie ihr Eigentum trotz Herberts Erwerbslosigkeit über etwa neun Jahre hinweg behalten konnte, wird kaum ohne fremde Hilfe möglich gewesen sein. Die Zwangsversteigerung der Wohnung belegt jedoch, dass sich die Familie schließlich durch die Arbeitslosigkeit des Mannes verschuldet hatte und nicht länger dazu in der Lage war, ihren bisherigen Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Dass es nicht schon zu einem früheren Zeitpunkt zu einem freiwilligen Verkauf der Wohnung gekommen war, könnte als ein übermäßiges Festhalten an dem Statussymbol Eigentumswohnung gedeutet werden. Anzunehmen ist, dass der Besitz einer eigenen Wohnung für Andrea und Herbert ein kleinbürgerliches Symbol des gesicherten Wohlstands und der Respektabilität war (vgl. Vester et al. 2001: 518f.). Ohne entsprechende Mittel musste die Familie jedoch zunächst in eine deutlich kleinere Wohnung nahe der Stadt Düsseldorf ziehen.

Nachdem die Familie bereits mit einer Reihe kritischer Lebensereignisse konfrontiert wurde, trat Ende des Jahres 2001 ein weiterer Schicksalsschlag ein, als Herbert einen Schlaganfall erlitt. Dieser hatte soweit bekannt zwar keine Pflegebedürftigkeit Herberts zur Folge, gefährdete jedoch das ohnehin sehr instabile Arrangement der Familie. Dass der 57 Jahre alte Herbert nach 10 Jahren in Arbeitslosigkeit jemals wieder eine Festanstellung finden würde, dürfte angesichts seines Gesundheitszustandes und seines Alters äußerst

107 Obwohl es sich aufgrund des Umfangs der Interviewausschnitte zum Tod ihres Vaters anbieten würde, diesen ausführlicher zu behandeln, würde dies zu weit weg vom eigentlichen Erkenntnisinteresse dieser Fallrekonstruktion führen.

unwahrscheinlich gewesen sein.¹⁰⁸ Herbert erhielt jedoch keinen Pflegestatus und so hatte die Familie weiterhin lediglich Anspruch auf Sozialhilfe. Auf die Tatsache, dass dauerhafte Langzeitarmut nicht nur psychosomatische Auswirkungen nach sich zieht, sondern sich auch ganz allgemein auf die Gesundheit auswirken kann, ist mittlerweile mehrfach hingewiesen worden (vgl. z.B. Bormann 1992; Elkeles/Seifert 1992; Kieselbach 1994). Ein entsprechender Zusammenhang ist auch in Herberts Fall naheliegend.

Fasst man die zahlreichen Ereignisse der Zeit seit Andreas zweiter Schwangerschaft und der Entlassung ihres Mannes Herbert zusammen, so wird eine sukzessive Verschlechterung der Lebenssituation der Familie im Sinne einer negativen Verlaufskurve ersichtlich. Exemplarisch wird daran erkennbar, dass die sich aus der Ehe ableitende Form der sozialen Sicherung für Frauen die Abhängigkeit von den Risiken des Ehemanns beinhaltet, etwa wenn dieser erkrankt oder erwerbslos wird (vgl. Mädje/Neusüss 1996: 56). Erschwerend kam der Tod von Andreas Mutter und einige Jahre später der des pflegebedürftigen Vaters hinzu. Angesichts des Schlaganfalles ihres Mannes wurde schließlich offensichtlich, dass es kaum eine Chance auf dessen Rückkehr in ein Beschäftigungsverhältnis geben würde. Ein solches aber hatte bisher die finanzielle Grundlage des familiären Arrangements dargestellt. Die finanziellen Probleme aufgrund der andauernden Arbeitslosigkeit des Mannes zwangen Familie Bauer schließlich, ihre Eigentumswohnung aufzugeben und in eine wesentlich kleinere Wohnung zu ziehen.

3.2.1.8 Zementierung des prekären Lebens

Mit der Hartz IV-Reform im Jahr 2005 wechselte die Familie von der Sozialhilfe in den ALG II-Bezug. Ein Jahr später wurde Andrea vom Jobcenter in eine der neu geschaffenen Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung vermittelt (AGH-MAE, ugs. Ein-Euro-Job). Passend zu ihrer Ausbildung zur Arzthelferin leistete sie ihre Arbeitsgelegenheit beim Deutschen Roten Kreuz ab. Inwieweit sie die Wahl ihres Arbeitsplatzes selbst bestimmen konnte, ist jedoch nicht ersichtlich. Denkbar wäre, dass sie die Vermittlung in die Maßnahme selbst angestoßen hatte, da sich die finanzielle Situation der Familie seit dem Schlaganfall ihres Mannes nicht weiter verbessert hatte. Für Andrea war dies die erste entlohnte Beschäftigung seit 23 Jahren. Da ihre letzte Anstellung als Zahnarzthelferin zu diesem Zeitpunkt bereits 30 Jahre zurücklag, war kaum zu erwarten, dass die Arbeitsgelegenheit in eine Festanstellung münden würde. Andrea hatte eine Vielzahl

108 Obwohl nicht immer ein direkter Zusammenhang zwischen Gesundheit und beruflicher Leistungsfähigkeit besteht, sind die Chancen auf eine Beschäftigung bei gesundheitlich belasteten Personen vermindert. Bei diesem Personenkreis ist die Wahrscheinlichkeit einer länger andauernden Arbeitslosigkeit besonders hoch (vgl. Volker 1997: 21).

medizinisch-fachlicher Entwicklungen sowie die gesamte Digitalisierung der Arbeitswelt versäumt. Nach drei Monaten wurde ihre Arbeitsgelegenheit beendet, ohne dass sich daraus ein versicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis ergeben hätte. Dies deckt sich durchaus mit den allgemeinen Vermittlungschancen solcher Maßnahmen. Obwohl ca. 38 % aller arbeitsmarktpolitischen Instrumente im SGB II aus Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung bestehen und diesen ein positiver Effekt bei der sozialen Reintegration zugeschrieben wird, führen sie nur in seltenen Fällen zu einer beruflichen Wiedereingliederung (vgl. Bäcker/Neubauer 2012: 639).

In ihrer Beschreibung des ersten Kontakts mit der Agentur für Arbeit hebt Andrea jedoch nicht die Problematik des geringen Vermittlungserfolgs hervor, sondern die subjektiv wesentlich bedeutsamere Missachtung ihrer eigenen Leistung als Mutter zweier Kinder durch den Sachbearbeiter der Agentur:

AB: da kriegte ich dann ein Schreiben (1) [Mhm] von der Bundesagentur für Arbeit [Mhm] es müsste über meinen beruflichen Werdegang gesprochen werden, dann bin ich da hin, und dann hat der mich da gefragt „Ja was ham sie denn gemacht Frau Bauer?“, „Ja“ hab ich gesagt „Arzthelferin gelernt, zwei Kinder gekriegt“ (1) „Ja und was ham sie zwischendurch gemacht?“ (1) ich sag „Nix“, und da hat der mir gesagt „Hören sie mal, /da ist ihnen **die letzten 23 Jahre** nicht mal eingefallen mal ARBEITEN ZU GEHEN?“, da hab ich gesagt „MOMENT MAL“ (2) ich wär dem am liebsten ins Gesicht gesprungen [Mhm] ich find das **un ver schämt** [Mhm] (1) Hausfrau gleich, null, ist gar nichts, null

(Interview Andrea Bauer, S.9/Z.17)

In Andreas Abschluss des Zitats („Hausfrau gleich, null, ist gar nichts, null“) kommt ihre tiefe Unzufriedenheit mit der Nichtanerkennung ihres Lebensentwurfs durch das staatliche Organ der Agentur für Arbeit zum Ausdruck. Andreas milieutypisches Werte- und Normen-System wird dadurch nicht nur infrage gestellt, sondern ihr letztlich von offizieller Seite zum Vorwurf gemacht. Inwieweit sich in dieser stark argumentativen Szene die tatsächlichen Begebenheiten des ersten Kontakts mit der Agentur für Arbeit widerspiegeln, ist nicht zu belegen. Fest steht jedoch, dass Mutterschaft von der Agentur für Arbeit nur in den ersten drei Lebensjahren eines Kindes als Kriterium für die Unzumutbarkeit der Aufforderung zur Erwerbsarbeit anerkannt wird (vgl. Geiger 2005: 95). Kern von Andreas Empörung, ist die Delegitimierung eines Lebensentwurfes, der für die vorherigen Generationen von Frauen in ihrer Familie zentral war.

2006, nur wenige Jahre nach dem letzten unfreiwilligen Umzug, mussten Andrea und Herbert ein weiteres Mal ihren Wohnort wechseln und zogen in

einen Sozialbau in einem nahegelegenen marginalisierten Stadtteil.¹⁰⁹ Das mehrstöckige Betongebäude befand sich in einem Quartier, welches sich durch einen hohen Anteil armer Bevölkerungsgruppen auszeichnet. Angesichts der statusbetonten Erziehung in Andreas Elternhaushalt ist nur schwer vorstellbar, wie sie mit diesem wohnräumlichen Statusverlust umging. Eine Identifizierung mit dem Milieu des neuen Stadtteils dürfte vor diesem Hintergrund kaum möglich gewesen sein. Bedacht werden müssen dabei die große Bedeutung des Wohnumfeldes für Familien der bürgerlichen Mitte und deren Bedürfnis nach Abgrenzung von der Unterschicht (vgl. Merkle/Wippermann 2008: 144). Demgemäß waren vor allem eine bewusste Distinktion sowie eine Betonung der Andersartigkeit der Familie im Gegensatz zu den marginalisierten Nachbar*innen zu vermuten. Folgender Interviewausschnitt vermittelt einen guten Eindruck von Andreas Verhältnis zu den anderen Bewohner*innen ihres Stadtteils:

AB: ja, also ich gehe auch zwischendurch zur Tafel (1) [Mhm] gehe ich auch hin, schäme ich mich auch nicht mehr für (2) aber (1) Sie müssten sich mal da hinstellen, Sie müssten sich mal die Leute angucken (1) [/Ja?] (2) ehrlich, das Feinste vom Feinen (1) ehrlich [Mhm] (1) keine Zähne im Gesicht (2) Löcher in der Hose, Flecken auf den Klamotten, dreckig dass man (1) am liebsten würde man mit der Kneifzange drangehen, ich meine, haben alle ihre Geschichte [Mhm] /aber muss man? auch wenn ich Hartz IV beziehe, /muss man so rumlaufen? (2) brauch ich nicht unbedingt /ne? [Mhm] (1) oder zumindest nicht wenn ich **raus** gehe (2) /oder? [Ne] so sehe ich das

(Interview Andrea Bauer S.8/Z.47)

Deutlich erkennbar wird hier das ausgeprägte Bemühen, sich von Menschen in einer ähnlich prekären Lage abzugrenzen. Andreas Darstellung der anderen Menschen, die ähnlich wie sie in Armut leben, ist stark selektiv und zielt auf eine Distinktion über Abwertung.¹¹⁰ Die Besucher*innen der Tafel, welche sich in ihrer direkten Nachbarschaft befindet, werden vor allem aufgrund ihrer äußeren Erscheinung als ungepflegt und nachlässig abgewertet. Sie selbst hebt sich davon positiv ab, indem sie feststellt, dass man trotz Armut in der Öffentlichkeit auf sein Auftreten zu achten habe. Anstatt sich solidarisch mit Personen in ähnlichen Lebensumständen zu erklären, hebt sie

109 Seit der Einführung des ALG II im Jahr 2005 werden die Kosten für eine Wohnung vollständig übernommen, sofern sie als angemessen gelten (vgl. § 22 SGB II). Welche Größe und Ausstattung einer Wohnung als angemessen gelten kann, hängt vom jeweiligen Wohnstandard, dem örtlichen Wohnungsmarkt und der persönlichen Situation der leistungsbeziehenden Person ab (vgl. Geiger 2005: 123) wird jedoch jeweils individuell festgelegt. Zugleich entfiel mit der Einführung des ALG II aufgrund der direkten Übernahme der Mietkosten die Möglichkeit, zusätzlich Wohngeld zu beantragen. Dies führte insgesamt zu einer Schlechterstellung Leistungsbeziehender auf dem Wohnungsmarkt.

110 Diese Strategie findet sich bereits weiter oben im Kontext eines Interviewausschnitts, in dem Andrea ihren Vater als Vertreter der Arbeiterschicht darstellt und dadurch zugleich den Statusunterschied zur Familie ihrer Mutter betont.

insbesondere all jene Aspekte in deren äußerem Erscheinungsbild hervor, die auf ein längeres Verweilen in Armut hindeuten („Löcher in der Hose, Flecken auf den Klamotten“).

Etwa ein Jahr nach ihrem Umzug und der ersten Arbeitsgelegenheit nahm Andrea ein geringfügiges Beschäftigungsverhältnis (ugs. 400-Euro-Job) in einem Hotel an. Als ALG II-Empfängerin wurde ihre ohnehin schon geringe Bezahlung auf den Leistungsbezug angerechnet, sodass ca. 200 Euro als Zuverdienst verblieben. Dass Andrea dennoch die Arbeit im Schichtdienst für einen derart geringen Lohn aufnahm, verdeutlicht die Notlage, in der sich die Familie befand. In Anbetracht der Wohnsituation und der häuslichen Enge könnte die Erwerbstätigkeit zudem eine Möglichkeit zum kurzfristigen Ausbruch bedeutet haben.

Obwohl sich Andreas Mann in den letzten Jahren erholt hatte, erlitt er 2007 einen zweiten Schlaganfall. Dieses Mal waren die Auswirkungen größer, sodass Herbert zu einem Pflegefall wurde. Ohne private Pflegeversicherung ist davon auszugehen, dass Herbert in die Zuständigkeit des SGB XII fiel und fortan Transferleistungen in Form der Sozialhilfe (vgl. § 8 SGB XII) erhielt. Zwar wäre es möglich, dass die Umgruppierung vom ALG II in die Sozialhilfe eine höhere Finanzierung der Familie als Bedarfsgemeinschaft mit sich brachte. Diese kann allerdings kaum ausgereicht haben, um die durch den Pflegebedarf entstandenen Mehrkosten auch nur annähernd zu decken. Insgesamt gesehen ist davon auszugehen, dass die Folgen des Schlaganfalles für die Familie eine weitere persönliche und finanzielle Katastrophe bedeutet haben. An eine Anstellung auf Vollzeit, die zur Verbesserung der finanziellen Situation beigetragen hätte, war für Andrea angesichts der privat zu leistenden Pflege jedoch nicht bzw. kaum zu denken.

Im Jahr 2008 wurde das Jugendamt durch die Schule auf Andreas Tochter Katja aufmerksam gemacht. Katja war in ihrer Schulklasse als „Mobbingopfer“ und „Außenseiterin“ aufgefallen.¹¹¹ Bezieht man die angespannte familiäre Situation mit ein, so kann diese mit als Auslöser für Katjas zurückgezogenes Verhalten interpretiert werden. Insbesondere die soziale Distinktion der Familie am neuen Wohnort dürfte Katja den Zugang zu Gleichaltrigen aus dem Milieu des Stadtteils erschwert haben.¹¹² Hinzu kommt, dass Kinder in segregierten Stadtteilen im Allgemeinen auf ein wenig anregendes Milieu treffen als Gleichaltrige aus anderen Wohngebieten (vgl. Lutz 2012: 31). Auch Andreas Hinweis, der Großteil ihrer Aufmerksamkeit habe ihrer Tochter Lena geglitten, spricht für eine eher problematische Rolle Katjas im Familienkontext. Das Jugendamt richtete daraufhin eine Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) ein. Für Andrea, die bisher für die Erziehung ihrer Kinder die alleinige Verantwortung hatte, könnte dies nicht nur eine Erleich-

111 Entsprechende Informationen liegen aus einer Quelle vor, die aus Gründen der Anonymisierung nicht öffentlich gemacht werden kann.

112 Ausführlich wird darauf im folgenden Kapitel eingegangen werden (vgl. Kap. 3.2.2.7).

terung, sondern auch eine Infragestellung ihrer Kompetenzen als Mutter bedeutet haben. Nachdem sie sich aus dem Berufsleben zurückgezogen hatte, definierte sich ihre gesellschaftliche Position vor allem über ihre Mutterrolle.

Ein halbes Jahr vor dem Interview trat das letzte berichtete Ereignis ein. Andreas Mann, der bereits zuvor große gesundheitliche Probleme hatte, erlitt einen Herzinfarkt. Bei meinem Besuch der Familie traf ich einen völlig verwirrten Mann in einem offensichtlich schlechten gesundheitlichen Zustand an. Der ehemalige Ernährer der Familie, auf den sich alles gestützt hatte, war für seine Frau zu einer Vollzeitbeschäftigung geworden. Die aktuelle Situation der Familie spiegelt sich letztlich auch in folgender Globalevaluation der Interviewten wider:

AB: (8) also das sind schon Situationen im Leben da, also ich denke mir mein Mann und ich wir waren mit unseren Kindern eigentlich gute Mittelschicht (1) es ist durch die Arbeitslosigkeit alles den Bach runter gegangen, das ist **Fakt** [Mhm mhm] ne also da gibt es gar nichts dran zu deuten, und wenn man einmal in dieser Tretmühle drin ist (1) da wieder raus zu kommen (1) das schaffen sie gar nicht (4)

(Interview Andrea Bauer, S.19/Z.46)

Deutlich zeichnet Andrea in diesem Zitat den Charakter des verlaufskurvenartigen sozialen Abstiegs der Familie nach. Ein großer Teil der Problematik scheint nicht alleine in der aktuellen Armutssituation begründet zu sein, sondern vor allem in dem Abstieg aus der Mittelschicht und dem damit einhergehenden Statusverlust. Ihre Feststellung es sei „**Fakt**“, dass durch die Arbeitslosigkeit „alles den Bach runter gegangen“ sei, unterstreicht ihre Präsentation eines Kausalzusammenhangs. Die Erkrankungen ihres Mannes und die zeitaufwendige Betreuungssituation ihre Tochter werden lediglich als Teilaspekte thematisiert. Ihre Feststellung, aus einer solchen „Tretmühle“ auszusteigen, sei nicht möglich, verdeutlicht die erfahrene Handlungsunfähigkeit der Biografin.

Rückblickend hatten die letzten Jahre, von denen im Interview berichtet wurde, zu einer Verfestigung der prekären Lebensumstände geführt, in welche die Familie geraten war. Anhand ihrer Selbstdarstellung im Interview bestätigt sich, dass Andrea, die in einer milieu- und statusbetonten Familie aufgewachsen war, Schwierigkeiten mit der habituellen Anpassung an das Milieu des neuen Stadtteiles hatte. Die Verschärfung der Sozialgesetzgebung infolge der Hartz IV-Reform zwang die Familie letztlich zu einem Umzug in einen marginalisierten Stadtteil, in dem sie kaum Möglichkeiten hatte, Anschluss zu finden. Verursacht durch eine Reihe von Schicksalsschlägen und die Nichtanpassung der familiären Strategien, rutschte die Familie immer weiter in die Bedürftigkeit. Eine nicht unbedeutende Rolle spielten dabei wohl auch die unzureichenden Unterstützungsangebote für Personen mit

pflegebedürftigen Angehörigen. Der Zuverdienst, der sich im Rahmen einer geringfügigen Beschäftigung erzielen ließ, dürfte kaum zur Verbesserung der finanziellen Lage beigetragen haben.

3.2.1.9 Fazit

Fasst man die oben ausgeführte Fallstruktur zusammen, so zeigt sich eine biografische Entwicklung mit einem ausgeprägten Verlaufskurvencharakter (Schütze 1995; 2006).¹¹³ Die Erwerbslosigkeit des Mannes zog eine Verkettung von Entwicklungen nach sich, denen Andrea und ihre Familie scheinbar hilflos ausgesetzt waren. Andreas früherer Berufsausstieg aufgrund der Behinderung ihrer Tochter und das einseitige Finanzierungsmodell der Familie wurden angesichts der unerwarteten Kündigung ihres Mannes zu einer Armutsfalle. Daran zeigt sich deutlich, wie eng Armutsriskien mit der Unbeständigkeit familiärer Lebensentwürfe zusammenhängen können. Andreas nach wie vor anerkannte Berufsausbildung war nach der langen Zeit, in der sie ihren Beruf nicht ausgeübt hatte, nicht länger von Nutzen. Das Modell einer Ein-Verdiener-Ehe barg angesichts der gestiegenen Unsicherheiten des deutschen Arbeitsmarktes die Gefahr des Abrutschens in Armut.

In Andreas Darstellung resultiert aus diesem biografischen Erleben ein Zwiespalt zwischen einer Orientierung an den normativen Vorgaben des bürgerlichen Milieus einerseits und der Erfahrung einer Nichtachtung ihrer biografischen Entscheidungen andererseits. Dabei ist die Ursache für das Scheitern des familiären Arrangements tatsächlich nicht allein bei Andrea und ihrem Mann zu sehen. Für ihre Eltern hatte sich die Ein-Verdiener-Ehe als stabiler Lebensentwurf erwiesen, der ihren Müttern auch ohne abgeschlossene Ausbildung und trotz ihrer Flucht ein sicheres Leben geboten hatte. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten Andrea und ihr Mann Herbert an dieses Modell anknüpfen können und sich damit ein durchaus respektables Leben aufbauen können. Dass heutige Lebensentwürfe nicht mehr so beständig und wesentlich vielfältiger sind, als es noch in den 1950er und 1960er Jahren der Fall war, deutete sich allerdings schon angesichts der Trennungs-

113 Folgt man Schützes (2006: 215f.) Ablaufmodell für Verlaufskurvenprozesse, so kann das Familienmodell der Alleinverdiener-Ehe als Verlaufskurvenpotenzial interpretiert werden, das unter den veränderten gesellschaftlichen Umständen (insbesondere den Arbeitsmarkt betreffend) dazu führte, dass die ihnen vertrauten Handlungsschemata nicht länger funktional waren. Obgleich sie versuchten, erneut ein labiles Gleichgewicht herzustellen (etwa mithilfe der finanziellen Unterstützung durch Andreas pensionierten Vater), kam es schließlich zu einer Entstabilisierung (Zwangsversteigerung der Wohnung und Umzug in einen marginalisierten Stadtteil) und einem Zusammenbruch der Alltagsorganisation und Selbstorientierung. Wie bei der Auswertung des Interviews anhand des thematischen Feldes deutlich wird, versucht Andrea, diesen Prozess zu verarbeiten, indem sie primär die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für ihren Leidensprozess verantwortlich macht.

erfahrungen an, die beide Ehepartner zuvor gemacht hatten. Erst die zunehmenden Unsicherheiten des Arbeitsmarktes und die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber Familien (vgl. Peuckert 2008: 353-367)¹¹⁴ machten aus dem Alleinverdiener-Modell eine Armutsfalle. Angesichts der Pflegebedürftigkeit ihres Mannes schien schließlich ein Ausstieg aus der Armut kaum noch möglich.

Andrea wuchs in einer Familie auf, in der der soziale Status durch die Erwerbssituation des Vaters bestimmt wurde. Dabei wurde insbesondere auf das Ansehen der Familie und deren Zugehörigkeit zur Mittelschicht großer Wert gelegt. Der erzwungene Umzug von Andrea und Herbert in einen Sozialbau inmitten eines marginalisierten Stadtteils wurde daher vor allem als sozialer Abstieg wahrgenommen. Das vorherige nachbarschaftliche Milieu, welches sich die Familie selbst gewählt hatte, mussten sie mit der Zwangsversteigerung der Eigentumswohnung hinter sich lassen. Angesichts von Andreas Sozialisation in einem auf Statuserhalt orientierten Beamtenmilieu ist davon auszugehen, dass es ihr schwerfiel, in ihrem neuen Umfeld Kontakte zu knüpfen. Anders als Familien, die ihre Tradition in einem solchen marginalisierten Stadtteil haben, verfügte Familie Bauer über kein nachbarschaftliches Netzwerk, das in der problematischen Lebenslage Hilfe bieten konnte. Die Distinktionspraktiken, die Andrea im Beamtenmilieu ihrer Herkunftsfamilie kennengelernt hatte, führten in ihrem neuen Umfeld letztendlich in die soziale Isolation. Für die beiden Töchter war der Rückzug in die Familie angesichts des schlechten Anregungsmilieus im Stadtteil ebenfalls die wahrscheinlichste Option.

3.2.2 *Katja Bauer*

„Da bin ich so richtig abgekackt irgendwie mit den ganzen Noten, die Klasse war irgendwie blöd und der Klassenlehrer der war eigenartig“

3.2.2.1 Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Im Anschluss an das Interview mit Andrea vereinbarte ich ein Treffen mit ihrer jüngeren Tochter Katja. Ich hatte Katja bereits während des Interviews mit Andrea kennengelernt und sie gefragt, ob sie sich zu einem Interview

114 Mit struktureller Rücksichtslosigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse bezeichnet Peuckert (2008: 353f.) herrschende gesellschaftliche Normen und Strukturen, die i.d.R. keine Rücksicht darauf nehmen, ob Menschen Kinder haben oder nicht. Dazu zählen der geringe Stellenwert der Familienpolitik in der Hierarchie politischer Prioritäten sowie eine mangelnde Rücksichtnahme der Wirtschaft auf Belange der Familie.

bereit erklären würde. Ein Interview mit ihrer älteren Schwester Lena war ebenfalls angedacht, diese erklärte jedoch bei unserem ersten Aufeinandertreffen, dass sie kein Interesse an einem Gespräch habe.

Der erste Interviewtermin mit Katja fand eine Woche nach dem Treffen mit ihrer Mutter statt. Ort des Interviews war erneut die Wohnung der Familie. Gleich bei meinem Eintreffen begrüßte ich ihren Vater, der wie schon zuvor vor seinem Fernsehbildschirm im Flur saß und ihre Mutter, die in der neben dem Wohnzimmer gelegenen Küche beschäftigt war. Abermals stellte sich dabei bei mir der Eindruck großer räumlicher Enge innerhalb der Wohnung der Familie Bauer ein.

Das Interview mit Katja gestaltete sich deutlich komplizierter als das mit ihrer Mutter. Offensichtlich fiel es ihr schwer, selbstständig einen Erzählfluss aufrechtzuerhalten. Einen nicht unerheblichen Einfluss spielten dabei auch die regelmäßigen Interventionen ihrer Mutter, die immer wieder durch die offene Küchentür ihre eigenen Ansichten zu den lebensgeschichtlichen Ereignissen ihrer Tochter äußerte oder diese aufforderte, von bestimmten Situationen in ihrem Leben zu berichten. Zwar erklärte ich häufiger, dass es wichtig für das Interview sei, dass Katja ungestört erzählen könne, ihre Mutter intervenierte dennoch mehrfach. Auf meine Frage nach dem Verhältnis zu ihren Eltern äußerte sich Katja dementsprechend lediglich sehr knapp. Zwar gelang es Katja schließlich, einen recht guten Überblick über ihre Lebensgeschichte zu geben, die Interventionen der Mutter und die Anwesenheit des Vaters in Hörweite störten jedoch den Ablauf des Interviews erheblich.

Da ich mit der Interviewsituation dementsprechend eher unzufrieden war, vereinbarte ich einen weiteren Termin mit Katja, der etwa ein halbes Jahr später zustande kam. Zu Beginn des zweiten Interviews konnte ich mich weitgehend ungestört mit Katja unterhalten. Ihre Mutter war offensichtlich nicht im Haus und ihr Vater saß mit Kopfhörern in einem Sessel im Flur. Als ich Katja dennoch fragte, ob sie das Interview lieber im Freien führen wolle oder in ihrem Zimmer, verneinte sie dies vehement. Nachdem unser Gespräch anfänglich recht gut anlief und Katja ausführlich von ihrem aktuellen Ausbildungsverlauf erzählte, kam nach einiger Zeit ihre Mutter zurück nach Hause. Von da an unterbrach sie wie schon zuvor regelmäßig Katjas Erzählungen. Ich signalisierte Katja zwar immer wieder, dass ich eher ihr zuhören wolle als ihrer Mutter, und erklärte mehrfach, dass mich ihre individuellen Erfahrungen und Erlebnisse interessierten, die Interventionen der Mutter blieben dennoch nicht aus.

Rückblickend stellte ich fest, dass ich trotz aller Komplikationen einige Informationen von Katja erhalten hatte, die eine Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichte erlaubten. Auch die Einmischungen der Mutter begriff ich erst im Laufe der weiteren Auswertung als Teil des familialen Präsentationsinteresses. Zwar ging Katja inhaltlich recht wenig auf das Verhältnis zu ihren

Eltern ein, die Art und Weise, in der Mutter und Tochter interagierten, sagte jedoch bereits eine Menge über das Miteinander in der Familie aus. Mutter und Tochter teilten das Interview streckenweise untereinander auf, sodass Katja überwiegend positive Lebensereignisse ansprach, wohingegen ihre Mutter, zumindest zu Anfang, die Thematisierung problematischer Ereignisse übernahm. Da aus dem zweiten Interview kaum neue Erkenntnisse gewonnen werden konnten, bezieht sich die folgende Rekonstruktion überwiegend auf die Inhalte des ersten Interviews.

3.2.2.2 Das thematische Feld

Bereits nach der Fallrekonstruktion von Andrea Bauer war davon auszugehen, dass der soziale Abstieg der Familie auch auf die Biografien ihrer beiden Töchter nachhaltigen Einfluss ausgeübt haben dürfte. In Katjas Selbstdarstellung im Interview kommt diese Thematik jedoch nur indirekt zur Sprache. Zentrales Organisationsmuster ihres erzählten Lebens ist die vereinfachende Aufteilung in gute und schlechte Lebensabschnitte. Diesem Muster entsprechend ist Katja darum bemüht, ihre Kindheit und ihre derzeitige Ausbildung, die zugleich ihre Gegenwartsperspektive darstellt, als durchweg positiv zu idealisieren. Das Ende ihrer Hauptschulzeit und die darauffolgenden berufsvorbereitenden Maßnahmen bilden demgegenüber den negativen Gegenpol. Diese Zeit präsentiert sie vor dem Hintergrund der Ausgrenzung durch ihre Mitschüler*innen und Lehrer*innen. Negativ konnotierte Themen wie die Erkrankung ihres Vaters oder die Behinderung ihrer Schwester werden dabei ausgelassen und auf Nachfrage ausweichend relativiert. Bei der Kontrastierung dieser vereinfachenden Darstellung mit der Erlebnisqualität der einzelnen Erzählungen wird allerdings deutlich, dass sich in den zuerst genannten, argumentativ durchweg positiv dargestellten Lebensabschnitten durchaus hochproblematische Situationen ergaben. Betrachtet man die einzelnen im Interview auffindbaren Erzählungen in ihrer chronologischen Reihenfolge, so werden eine bereits in der Kindheit einsetzende Zunahme auffälligen Verhaltens¹¹⁵ und eine große soziale Verunsicherung erkennbar. Dieser Zusammenhang zwischen einer erlebten Orientierungslosigkeit und der kontrastierenden Darstellung einer idealisierten Kindheit wird im Folgenden entlang der chronologischen Abfolge der dazugehörigen biografischen Daten rekonstruiert.

115 Der Begriff des „auffälligen Verhaltens“ wird an dieser Stelle nicht wie oft üblich direkt mit anomischem oder antisozialem Verhalten gleichgesetzt, sondern ist eher im Sinne eines sozial auffälligen Aufmerksammachens auf eine familiäre und persönliche Problemkonstellation zu verstehen.

3.2.2.3 Situation zur Zeit der Geburt

Katja wurde im September 1991 als zweites Kind der Familie Bauer geboren. Bis zu dieser Zeit hatte die Familie noch keine Armutserfahrungen gemacht und lebte einen typischen Lebensentwurf damaliger westdeutscher Familien, der sich am kleinbürgerlichen Familienideal orientierte.¹¹⁶ Ihre Eltern bewohnten eine Eigentumswohnung in einem Vorort von Düsseldorf, im Umfeld weiterer Mittelschichtsfamilien. Das finanzielle Auskommen der Familie wurde durch die Bürotätigkeit ihres Vaters gesichert, während sich ihre Mutter um sie und ihre acht Jahre ältere Schwester kümmerte. Katjas geistig behinderte Schwester Lena besuchte seit zwei Jahren eine Förderschule, wodurch ihre Mutter mehr Zeit zur Verfügung hatte als in den Jahren zuvor.

Im Alter von 38 Jahren hatte sich Katjas Mutter relativ spät für ein weiteres Kind entschieden, zu einem Zeitpunkt, ab dem für gewöhnlich von einem starken Rückgang des Kinderwunsches auszugehen ist (vgl. Peuckert 2008: 124). In der vorherigen Falldarstellung wurden bereits mehrere mögliche Beweggründe dafür erörtert (vgl. Kap. 3.2.1.7). Anders als bei ihrer älteren Schwester Lena war zu hoffen, dass Katja ein Leben ohne größere Beeinträchtigung haben würde. Da die acht Jahre ältere Lena aufgrund ihrer Behinderung den sozialen Status der Familie nicht reproduzieren konnte, dieser sich aber bereits in der vorangegangenen Fallrekonstruktion als zentraler Aspekt erwiesen hatte, stand in Aussicht, dass der Auftrag der Statusreproduktion an Katja übertragen werden würde.

Aufgrund des fortgeschrittenen Alters der Eltern könnte es sein, dass die Geburt von Katja im Bekanntenkreis der Familie mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Insbesondere der Umstand, dass Katjas Vater zur Zeit ihrer Geburt bereits 47 Jahre alt war, bedeutete eine Abweichung von der üblichen Altersspanne, in der sich Paare entscheiden, ein Kind zu bekommen (vgl. ebd.: 124f.). Zudem muss bedacht werden, dass auch die Behinderung ihrer älteren Schwester eine Abweichung von den Erwartungen an eine unauffällige „Normalfamilie“ bedeutete.

Wie sich das Verhältnis zu ihrer größeren Schwester Lena entwickeln würde, war zu diesem Zeitpunkt nicht abzusehen. Grundsätzlich deutete sich eine gewisse Ambivalenz an, da Lena aufgrund des Altersunterschiedes in den ersten Lebensjahren zwar eindeutig die Kompetentere der beiden Geschwister sein würde, dies sich mit zunehmendem Alter jedoch aufgrund ihrer Behinderung umkehren dürfte, wodurch das Verhältnis zwischen den Geschwistern neu ausgehandelt werden müsste (vgl. Achilles 2005: 46f.; Hackenberg 1992: 129). Insgesamt können in der Literatur einige Faktoren ausgemacht werden, die das Leben von Kindern mit behinderten Geschwis-

116 Zum kleinbürgerlichen Familienideal vgl. z.B. Nave-Herz (2013a: 63f.), Peuckert (2008: 20) oder Meyer (2011: 332f.).

tern erschweren (vgl. z.B. Achilles 2005: 42-49; Hackenberg 2008: 82-91). Obwohl dies nicht bedeutet, dass Geschwister von Kindern mit Behinderung übermäßig häufig Verhaltensauffälligkeiten zeigen, kann es in Einzelfällen und je nach Familienkonstellation dazu kommen, dass sie die Belastungen und Sorgen ihrer Eltern intensiv miterleben und darauf reagieren, indem sie ihre eigenen Belange hintenanstellen (vgl. Hackenberg 2008: 85).

Fasst man die Ausgangssituation bei Katjas Geburt zusammen, so stehen vor allem das fortgeschrittene Alter ihrer Eltern und die Behinderung ihrer Schwester Lena hervor. Im Kern sprechen beide Umstände vor allem für eine Abweichung von der damaligen Norm westdeutscher Kleinfamilien. Vor dem Hintergrund ihres ansonsten mittelschichttypischen Lebensstils hob sich Katjas Familie dabei wohl umso mehr ab. Die Thematik von Norm und Zugehörigkeit, schien damit bereits zum Zeitpunkt ihrer Geburt in mancherlei Hinsicht angelegt gewesen zu sein.

3.2.2.4 Familiäre Unsicherheit in den ersten Lebensjahren

All die vermeintlichen Gewissheiten des Familienlebens wurden schon kurz nach Katjas Geburt grundlegend infrage gestellt. Nach nur fünf Monaten, Anfang des Jahres 1992, wurde Katjas Vater aufgrund der Insolvenz seines Arbeitgebers gemeinsam mit dem Großteil der Belegschaft entlassen.

Dieses Ereignis dürfte eine Belastung für die gesamte Familiensituation dargestellt haben. Bedenkt man, dass die Sorge um ein kleines Kind bereits an sich einige Anstrengungen abverlangt, so wird deutlich, dass die unvorhergesehene Arbeitslosigkeit eine echte Bedrohung für das familiäre Arrangement bedeutet haben könnte.¹¹⁷ Zwar wäre denkbar, dass die Familie zunächst noch davon ausging, dass der Vater recht bald eine neue Anstellung finden würde, da dieser jedoch bereits 47 Jahre alt war und in den letzten Jahren durchgehend dieselbe Tätigkeit ausgeübt hatte, dürfte sich die Vermittlung in ein neues Angestelltenverhältnis nicht einfach gestaltet haben (vgl. Kap. 3.2.1.7).¹¹⁸

Selbstverständlich war Katja im Alter von wenigen Monaten noch nicht dazu in der Lage, die Problematik der Situation zu erfassen. Denkbar wäre jedoch durchaus, dass sich die Belastung der Eltern auch auf den Umgang

117 So wurde bereits darauf hingewiesen, dass eine länger andauernde Arbeitslosigkeit die Lebenslage von Kindern deutlich verschlechtert. Einerseits unterliegen sie aufgrund der Arbeitslosigkeit ihrer Eltern einem erhöhten Armutsrisiko, andererseits bedeuten sie für ihre Eltern ein erhöhtes Armutsrisiko (vgl. Schönig 2000: 209).

118 „Infolge des strukturellen Überhangs an Arbeitskräften, auch jüngerer und damit zumeist besser qualifizierter und gesundheitlich leistungsfähigerer Arbeitssuchender mit längerer Beschäftigungsperspektive, haben sich die betrieblichen Selektionskriterien bei Neueinstellungen erheblich verschärft. In dieser Konkurrenzsituation geraten vor allem ältere Arbeitslose in eine Außenseiterposition“ (Bäcker 1994: 136).

mit Katja ausgewirkt haben könnte. Obwohl sich die familiäre Situation mit der Geburt des zweiten Kindes ohnehin grundlegend verändert hatte, kamen nunmehr bisher unbekannte finanzielle Sorgen und Zukunftsängste hinzu. Mehrfach wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich die Erwerbslosigkeit und deren Folgen negativ auf die Entwicklung kleiner Kinder auswirken können (vgl. z.B. Walper 1988; Hurrelmann 1994; Butterwege/Klundt/Belke-Zeng 2008).¹¹⁹ Katja selbst spricht die damaligen Ereignisse allerdings nicht von sich aus an, was einerseits damit zusammenhängen dürfte, dass sich Begebenheiten in einem solch frühen Alter für gewöhnlich dem eigenen Erinnerungshorizont entziehen,¹²⁰ dies andererseits aber auch mit dem sich abzeichnenden Darstellungsinteresse einer „guten“ Kindheit unvereinbar wäre. Berichtet wird lediglich davon, dass sie ungewöhnlich spät anfang, zu sprechen und auch in ihrer weiteren Kindheit Redehemmungen zeigte, was als Hinweis auf eine verzögerte Entwicklung interpretiert werden kann.¹²¹

Greift man die bereits angesprochene Interpretation auf, dass mit der Geburt von Katja die Hoffnung auf ein „normales“ Familienarrangement verbunden war, so schien dieses nun erneut gefährdet. Im Kontext eines mittelschichtspezifischen Lebensentwurfs stellte die Arbeitslosigkeit ihres Vaters eine weitere Normabweichung dar. Berücksichtigt werden muss zudem, dass laut Achilles (2005: 42f.) Geschwister von Kindern mit Behinderung Diskriminierung und Ablehnung oft hautnah erleben und so alltäglich die Diskrepanz zwischen familiärer Praxis und gesellschaftlicher Norm erfahren. Die Aufmerksamkeit, welche die Familie dabei auf sich zieht, nehmen sie dementsprechend überdeutlich wahr.

In den folgenden Jahren versuchte Katjas Vater immer wieder, die Familie mit neuen Jobs finanziell über Wasser zu halten. All diese Arbeitsverhältnisse dauerten jedoch selten lange an, sodass sich die finanzielle Lage der Familie fortschreitend verschlechterte. Für Katjas Eltern wurde damit

119 Diese Befunde unterliegen jedoch einigen Einschränkungen, so wurde etwa in einem in den Niederlanden durchgeführten Forschungsprojekt festgestellt, dass die praktischen Folgen der Erwerbslosigkeit von Vätern durch deren Kinder wesentlich deutlicher bemerkt werden, als soziale, emotionale und finanzielle Folgen, welche die Eltern vor ihnen verbergen. Tatsächlich wurde es sogar von vielen der Kinder zunächst als positiv wahrgenommen, dass ihre Väter mehr Zeit zur Verfügung hatten. Lediglich im Falle lang anhaltender Arbeitslosigkeit von mehr als zwei Jahren wurde die Arbeitslosigkeit der Väter durch deren Kinder deutlich negativer eingeschätzt (vgl. Baarda et al. 1990: 151f.).

120 Tilmann Habermas und Christine Paha (2001: 92) sprechen in diesem Zusammenhang von „Kindheitsamnesie“.

121 Als Beleg für die Redehemmungen ihrer Tochter berichtet Katjas Mutter während des Interviews von einem Zettel mit Katjas Namen und ihrer Adresse, den sie dieser um den Hals hing. Ihrer Darstellung zufolge hatte sie befürchtet, dass Katja verloren gehen könnte und nicht in der Lage gewesen wäre, ihren Namen und Wohnort zu nennen. Auch im weiteren Interviewverlauf erwähnte Katja immer wieder, sie habe in ihren ersten Lebensjahren „nicht gesprochen“ bzw. sei „sehr ruhig“ gewesen.

immer ungewisser, ob sie ihren ursprünglichen Lebensstandard halten bzw. wiedererlangen würden. Ihr vertrauter, normorientierter Lebensentwurf war nachhaltig gefährdet. Der Rolle des Familienoberhauptes einer westdeutschen Mittelschichtsfamilie entsprach Katjas Vater demnach letztlich nur noch bedingt, zumindest was seine Erwerbssituation anbelangte. Zwar gab er während der ersten Jahre nach seiner Kündigung die Suche nach einem geeigneten Arbeitsplatz nicht auf, war damit jedoch nicht dauerhaft erfolgreich. Laut André (2000: 281) sind es insbesondere solche Niederlagen auf dem Arbeitsmarkt, die die Stimmung innerhalb von Familien nachhaltig beeinflussen können. Die davon betroffenen Kinder erleben dabei, dass sich ihre Eltern plötzlich anders verhalten, als sie es gewohnt sind. Im Gegensatz zu den erfolglosen Bemühungen des Vaters kümmerte sich Katjas Mutter fortwährend um den Haushalt, um Katja, ihre Schwester und Katjas Großvater. Dessen Frau, Katjas Großmutter, war schon ein halbes Jahr nach Katjas Geburt verstorben, woraufhin er von ihrer Mutter unterstützt werden musste. Der Alltag der Familie wurde somit überwiegend von Katjas Mutter aufrechterhalten, während sich ihr Vater in einer beruflichen und wohl auch persönlichen Krise befand.¹²² Es ist fraglich, ob Katjas Eltern, insbesondere ihre Mutter, angesichts dieser Belastung viel Zeit und Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse der beiden Töchter erübrigen konnten.

Einen ersten Hinweis darauf, dass Katja die Aufmerksamkeit ihrer Eltern auf die Probe stellte, bietet folgender Interviewausschnitt. Wie bereits einführend erläutert wurde, war es vor allem Katjas Mutter, die im Interview dazu anregte, auf dieses und ähnliche negativ konnotierte Ereignisse einzugehen.

AB: Wir ham unterm Dach gewohnt, und im Schlafzimmer und im Kinderzimmer von Lena waren Fenster, Dachschräge ne [Mhm] und das war in dem Jahr unheimlich heiß vor allem unterm Dach ist das ja noch heißer ne (2) und ähh ich wollt irgendwann abends um neun oder halb zehn dann meine Ruhe haben und die beiden waren so aufgedreht [KB: ((lacht))] (1) und dann hab ich gesacht „Jetzt bleibt ihr endgültig in eurem Zimmer macht was ihr wollt aber lasst mich jetzt mal in Ruhe“ (1) und dann ist die Katja auf die glorreiche Idee gekommen [KB: ((lacht))] statt durchs Zimmer in Lenas Zimmer zu gehen, doch übers Dach zu gehn, [KB: ((lacht))] [Mhm] da ist die aus dem Dachfenster geklettert, und ist von den Dachziegeln aberutscht und hat sich nur noch mit den Händen am Fensterrahmen festgehalten [KB: Jaa]

[...]

KB: Jaa, vor allem das Problem war ja auch so in dem Praktikum da waren ja teilweise die Gerüste wirklich bis zum Dach [Mhm] und da konnt ich einfach nicht weiterarbeiten weil ich mich immer daran erinnern musste das ich immer da gegangen habe [Mhm] ich hab Respekt irgendwie vorm, vor dem Dach irgendwie, ich weiß nicht warum aber das hängt irgendwie heute noch bei mir in den Knochen vor allem ich schlafe also ich

122 So wurde bereits in der bekannten Marienthal-Studie in den 1930er Jahren darauf hingewiesen, dass die Tage der untersuchten Frauen in Erwerbslosigkeit voll und ganz mit der Sorge um Familie und Haushalt ausgefüllt waren, wohingegen ihre Männer kaum dazu in der Lage waren, ihren Alltag sinnvoll auszufüllen (vgl. Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975: 90).

träume davon nachts irgendwie noch, dass ich vom Dach aus bis zu ner Garage irgendwie rüber springe, und das sind dann so richtige Halluzinationen die ich dann im Schlaf habe keine Ahnung

(Interview Katja Bauer, S.8/Z.23)

In der ersten Hälfte des Interviewausschnittes schildert Andrea, wie Katja beinahe aus dem Fenster gestürzt wäre. Sie leitet dies ein, indem sie erläutert, dass es sehr heiß gewesen sei, da sie damals unter dem Dach wohnten. Damit deutet sie indirekt an, dass sie die Fenster der Kinderzimmer aufgrund der Hitze geöffnet hatte, vermeidet es aber, dies explizit auszusprechen. Die Schuld an dem Ereignis gibt sie der Darstellung nach ihrer Tochter, die von sich aus auf die „glorreiche Idee“ kam, aus dem offenen Fenster zu klettern. Dass Katjas Mutter ihrer Aufsichtspflicht offensichtlich nicht nachgekommen war und die Fenster nicht verschlossen hatte, kommt dabei nicht zur Sprache. Stattdessen rechtfertigt sie auch nachträglich noch ihren Wunsch, von ihren Kindern „in Ruhe“ gelassen zu werden. Ihre beiden Töchter Katja und Lena waren offensichtlich unruhig und forderten ihre Aufmerksamkeit. Nachdem ihnen Andrea diese verweigert hatte, zeigte sich Katja sogar bereit, den offensichtlich gefährlichen Weg über das Dach auf sich zu nehmen, um erneut mit ihrer Schwester zusammen zu sein. Ob alternativ die Möglichkeit bestanden hatte, den Weg durch die Wohnung zu nehmen, oder ob die Kinder am Abend voneinander separiert wurden, bleibt unerwähnt.

Als Katja sich den Ausführungen ihrer Mutter anschließt, transferiert sie die damaligen Erlebnisse sogleich in die Gegenwart. Dabei erklärt sie, dass ihre Erinnerungen so eindrücklich seien, dass sie davon auch heute noch in ihrem Arbeitsalltag gehemmt würde. Ihre Erläuterung, ihr stecke das geschilderte Ereignis noch immer „in den Knochen“, sodass sie sogar im Schlaf halluziniere, gibt einen Hinweis darauf, wie nahe ihr das damalige Erlebnis gegangen sein muss. Zugleich bietet sie damit eine Erklärung dafür, dass sie sich heute nicht mehr direkt auf das damalige Erleben einlassen möchte. Ihre Erläuterung, dass sie nach wie vor Probleme auf Gerüsten habe und davon träume, von einem Dach aus auf eine Garage springen zu müssen, lassen erahnen, dass ihre Erinnerung auf einen größeren, unausgesprochenen Kontext verweist, der durch eine tief greifende Erfahrung der Haltlosigkeit charakterisiert ist. Betrachtet man das Erzählte im Hinblick auf seinen symbolischen Gehalt, so könnte dies etwa als Ausbruchsversuch aus der häuslichen Enge interpretiert werden, die derart groß war, dass Katja lediglich der Weg aus dem Fenster blieb. Ebenfalls ließe sich ihre Feststellung, sie habe

„immer da gehangen“, als Ausdruck einer andauernden unsicheren Situation in der Schwebelage interpretieren.¹²³

Letztendlich rutschte Katjas Vater vom Arbeitslosengeld über die Arbeitslosenhilfe in die Sozialhilfe. Bedenkt man, dass der Privatheit der Familie insbesondere in kleinbürgerlichen Arbeitnehmer*innenmilieus eine besondere Rolle zukommt (vgl. Vester et al. 2001: 520), so ist davon auszugehen, dass Katjas Eltern darum bemüht waren, das Wissen um Herberts Erwerbslosigkeit nicht nach außen dringen zu lassen. Der direkten Nachbarschaft in dem kleinen Vorort dürfte dieser Umstand jedoch kaum verborgen geblieben sein. Wurde seine Erwerbslosigkeit anfangs möglicherweise noch der schlechten Konjunktur zugeschrieben, so ist davon auszugehen, dass die Familie zunehmend in ein schlechtes Licht gerückt wurde. Andrä (2000: 275) schreibt diesbezüglich, dass sich Betroffene häufig zurückziehen und Bindungen lösen, da sie materiell nicht mehr mit ihren bisherigen Kontakten mithalten können. Daher gelten sie aus Sicht der Nichtbetroffenen oftmals als nicht mehr gesellschaftsfähig.

Die familiäre Problematik der ersten Lebensjahre dürfte sich insgesamt negativ auf das emotionale Klima innerhalb der Familie ausgewirkt haben. Obwohl Katjas Eltern, wie oben bereits erörtert, großen Wert auf Statusunterschiede und eine Zugehörigkeit zur Mittelschicht gelegt hatten, wuchs Katja von klein auf in prekären Verhältnissen auf und dürfte daher kaum Gelegenheit gehabt haben, einen direkten Bezug zum Lebensstil der Mittelschicht aufzubauen. Ihren Vater konnte sie dabei nicht als den Ernährer der Familie erleben, sondern vielmehr als die Ursache der familiären Problemkonstellation. Inwieweit ihre Eltern angesichts dieser prekären Lage noch ausreichend Zeit und Energie für Katja erübrigen konnten, ist fraglich. Erzählungen aus dieser frühen Lebensphase deuten an, dass Katja mehrfach durch auffälliges Verhalten auf sich aufmerksam machte.

3.2.2.5 Kindergartenzeit und Grundschule

1994, im Alter von drei Jahren, kam Katja in den örtlichen Kindergarten. Im Gegensatz zur belasteten familiären Situation mag der Kindergarten zur damaligen Zeit eine Art Schonraum für Katjas kindliche Bedürfnisse geboten haben. Auch wenn die Familie im direkten Wohnumfeld möglicherweise als normabweichend auffiel, ist es eher unwahrscheinlich, dass sich dies auch

123 Derartige, auf den symbolischen Gehalt des Erzählten abzielende Interpretationen bieten sich insbesondere angesichts der damaligen angespannten familiären Situation an. Sie werden jedoch an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt, da sie im Hinblick auf die in dieser Arbeit verfolgte Fragestellung nicht zentral erscheinen.

unter den Gleichaltrigen im Kindergarten fortsetzte. Zugleich wurde ihre Mutter durch die außerhäusliche Betreuung entlastet, was sich positiv auf das Familienklima ausgewirkt haben könnte.

Da Katja im September geboren wurde, fiel sie unter die Regelung für sogenannte „Kann-Kinder“ und wurde erst im Jahr 1998 eingeschult. Anders als ihre Schwester, die schon in jungen Jahren eine Förderschule besucht hatte, wurden Katjas kognitive Fähigkeiten offenbar so eingeschätzt, dass sie zunächst eine reguläre schulische Laufbahn einschlagen konnte. Eher als im Kindergarten bestand im schulischen Kontext jedoch die Möglichkeit, dass Katja mit der Problematik ihres familiären Hintergrunds konfrontiert werden würde. Da ihr Vater mittlerweile seit fast sechs Jahren arbeitslos war, könnte Katja beim Kauf teurer Schulbücher oder bei der Finanzierung von Schulausflügen auf Unterstützung angewiesen gewesen sein. Grundsätzlich kann davon ausgegangen werden, dass ihre Mitschüler*innen mit zunehmendem Alter ein Gefühl für die Bedeutung von Statusunterschieden erlangten und diese zum Thema machten. Obwohl Katja im Interview insbesondere ihre Grundschulzeit als harmonisch und unauffällig präsentiert, zeigt sich in folgender Schilderung eines konkreten Erlebnisses mit einer engen Freundin, dass es sich dabei wohl eher um eine dem Darstellungsinteresse geschuldete Idealisierung handelt.

KB: Mit meiner Freundin aus der Grundschule [Ah okay] wir waren immer dicke wir sind jeden Tag immer draußen gewesen (1) wir haben immer Barbies oder Puppen gespielt ((lacht)) [(lacht)] daran kann ich mich noch erinnern ((lacht)) jaa (3)

In: /Erinnerst du dich auch noch an irgendwas was du mit deiner Freundin erlebt hast?

KB: Ja wir hatten mal voll den dicken Streit gehabt (1) das war als wir damals diesen Fahrradführerschein gemacht haben, die ist im Straßenverkehr wie ne gesenkte Sau gefahren, und die hat es geschafft und ich bin immer ordentlich gefahren und hab's nicht geschafft und da hat die damals zu ihrer Schwester gemeint „Guck mal ich hab den Fahrradführerschein und sie nicht“, und da bin ich irgendwie blöd geworden und dann ham wir irgendwie unterwegs nach der Schule sind wir nach Hause gegangen da hat die mich so fertiggemacht da bin ich heulenderweise nach Hause gegangen [Mhm] und da hatten wir richtig Streit gehabt ((lacht)) das war krass also daran kann ich mich noch erinnern (2) joa (5)

(Interview Katja Bauer, S.19/Z.26)

Katja leitet diese Anekdote mit der im weiteren Interviewverlauf mehrfach verwendeten Floskel ein, sie sei mit ihrer Freundin „jeden Tag immer draußen gewesen“. Dass eine solche Behauptung nicht der Realität entsprechen kann, versteht sich von selbst. Eben diese Floskel vom „draußen Spielen“ taucht jedoch bereits in der Eingangssequenz des Interviews auf und scheint für Katja stereotyp für eine gesunde und kindgerechte Beschäftigung zu

stehen.¹²⁴ Bedenkt man die problematische familiäre Situation zu jener Zeit, so wäre durchaus denkbar, dass Katja viel Zeit im Freien verbrachte um möglichst wenig von der problematischen häuslichen Situation mitzuerleben. Das Spielen im Freien bot einerseits eine Ausbruchsmöglichkeit für Katja, zugleich erlaubte es ihren Eltern, sie ein Stück weit von der durch die Erwerbslosigkeit bedingten Problematik abzuschirmen und diese so möglichst nicht nach außen dringen zu lassen. Auf die Frage des Interviewers nach einem konkreten Erlebnis wird diese vereinfachende Darstellung jedoch sogleich brüchig. Anstatt ein harmonisches Erlebnis im Freien zu schildern, macht Katja zuerst ihren Neid auf die Leistung ihrer Freundin in der Fahrradprüfung zum Thema und erklärt gleich darauf, diese habe sie „fertiggemacht“. Das Bild der untrennbaren Freundschaft, das durch die Beschreibung des täglichen gemeinsamen Spielens entsteht, wird hierbei durch die Erinnerung an einen heftigen Streit kontrastiert. Deutlich zeigt sich anhand ihrer Reaktion, dass Leistungsunterschiede schon recht früh für Katja ein Konfliktpotenzial im Verhältnis zu ihren Peers boten.

Auch das zweimalige Nichtbestehen der Fahrradprüfung während der Grundschulzeit widerspricht ihrer anfänglichen selektiven Darstellung positiver konnotierter Ereignisse. An sich erscheint der Umstand, dass Katja die in der Grundschule übliche Prüfung nicht bestanden hatte eher nachrangig. Da es bei dieser Prüfung weniger um motorisches Geschick als um das Auswendiglernen grundlegender Verkehrsregeln geht, ist ein Nichtbestehen jedoch eher ungewöhnlich, zumal sie im weiteren Interviewverlauf erklärt, gleich mehrfach durchgefallen zu sein. Interpretiert man dies als Hinweis auf eine grundlegende Lernproblematik, so wäre davon auszugehen, dass sich auch im weiteren schulischen Verlauf Schwierigkeiten zeigen könnten, die in den ersten Grundschuljahren noch nicht erkennbar waren. Dass Katja nach dem ersten Nichtbestehen der Prüfung noch ein weiteres Mal durchfiel, könnte zudem darauf hindeuten, dass sie nicht genügend Unterstützung durch ihre Eltern erfuhr.¹²⁵ Kam das Nichtbestehen der Prüfung allerdings nicht aufgrund einer Lernproblematik, sondern eher infolge einer Verweigerungshaltung zustande, so könnte dies, ähnlich wie der verhinderte Sturz aus dem

124 Denkbar wäre auch, dass die Beschäftigung im Freien einen Kontrast zu ihrem jetzigen Leben in einem Stadtteil darstellt, in dem die Familie sozial isoliert ist und dessen ungepflegte Umgebung Aktivitäten im Freien sehr unattraktiv erscheinen lassen.

125 Eine mögliche Erklärung bietet die Feststellung, dass Kinder aus armen Familien im Vergleich zu nicht-armen Kindern im schulischen Kontext deutlich häufiger Auffälligkeiten im Spiel-, Sprach- und Arbeitsverhalten zeigen. Manche Eltern transformieren ökonomische Unzufriedenheit mit zunehmender Dauer in fehlendes Selbstbewusstsein und können ihren Kindern daher keine ausreichende emotionale Unterstützung mehr bieten (vgl. Lutz 2012: 32).

Fenster, als Versuch interpretiert werden, durch auffälliges Verhalten auf tiefer liegende Probleme aufmerksam zu machen.¹²⁶

Da ein weiteres Ereignis, welches ebenfalls in diese Zeit fällt, in eine ähnliche Richtung deutet, bietet sich insbesondere letztere Lesart an. Während des Sportunterrichts kam es zu einem Unfall, bei dem sich Katja das Bein verletzte. Obwohl es sich um einen Bruch handelte, der durchaus einen Schulbesuch erlaubt hätte, blieb Katja in den darauffolgenden sechs Wochen durchgehend zu Hause. Es bietet sich daher an, als eigentlichen Grund für die lange Krankschreibung, schulvermeidendes Verhalten in Betracht zu ziehen. Dadurch könnte, ebenso wie durch eine Leistungsverweigerung im Falle der Fahrradprüfung, auf Probleme in der Schule geschlossen werden. Anbieten würde sich eine solche Lesart auch vor dem Hintergrund der andauernden Arbeitslosigkeit ihres Vaters und des fortschreitenden sozialen Abstiegs ihrer Familie. Zudem ließen sich schulische Leistungsanforderungen, denen sie möglicherweise nicht gewachsen war, durch eine längere Krankschreibung umgehen.

An dieser Stelle soll Katjas Entwicklung von ihrem Eintritt in den Kindergarten bis zum Ende der Grundschule zusammenfassend betrachtet werden. Nach zwei unauffälligen Jahren im Kindergarten wechselte Katja auf die örtliche Grundschule. Hier machte sie unter anderem durch das Nichtbestehen zweier Prüfungen auf sich aufmerksam und blieb aufgrund einer Sportverletzung übermäßig lange dem Unterricht fern. Im Kontext der angespannten finanziellen Situation der Familie und des drohenden sozialen Abstiegs könnte dies als kindlicher Versuch gedeutet werden, auf diese prekäre Lage aufmerksam zu machen. Katjas heutige Präsentation der damaligen Erlebnisse ist dahingehend stark verkürzt und thematisiert vor allem das Spielen im Freien, welches als Gegenentwurf zur Problematik im elterlichen Haushalt interpretiert werden kann.¹²⁷ Darauf verweist auch der Umstand, dass sich keine ausführlichen Zitate zu diesem Lebensabschnitt finden lassen. Ihre vereinheitlichende Präsentation einer „guten Kindheit“ scheint angesichts der damaligen Ereignisse lediglich ihrem heutigen Darstellungsinteresse geschuldet zu sein.

126 Interessant wäre diesbezüglich auch die Annahme, dass Katja aufgrund ihrer sich abzeichnenden Schüchternheit und ihrer bereits in der Kindheit einsetzenden (sozialen) Redehemmung, vermehrt zu nonverbalen Ausdrucksweisen griff, um auf ihre persönliche und familiäre Problemlage aufmerksam zu machen.

127 Es wäre sogar denkbar, dass Katja tatsächlich einen Großteil der familiären Problematik nicht erinnern kann, da sie zu ihrem Schutz regelmäßig ins Freie geschickt wurde. Dies würde auch eine gute Erklärung dafür bieten, weshalb sie während des Interviews auf die ergänzenden Kommentare ihrer Mutter angewiesen war, die ich zu Anfang lediglich als Störungen empfunden hatte.

3.2.2.6 Umzug und Beginn der Hauptschulzeit

Ohne die finanzielle Unterstützung durch den Großvater und nach jahrelanger Arbeitslosigkeit ihres Vaters wurde die Eigentumswohnung, in der Katja und ihre Eltern lebten, Mitte 2001 zwangsversteigert. Obwohl die Familie bereits zuvor sozial abgestiegen war, manifestierte sich dieser Abstieg nunmehr auch räumlich. Anzunehmen ist, dass es für Katja eine starke Umgewöhnung war, nicht nur an einen neuen Wohnort zu ziehen, sondern zugleich in einer durch das Sozialamt finanzierten, kleineren und schlechter gelegenen Wohnung zu leben.¹²⁸ Der begrenzte Wohnraum stellte die Familie vor bisher unbekannte Herausforderungen und schränkte den gewohnten Freiraum jedes einzelnen Familienmitgliedes ein. Allgemein kann davon ausgegangen werden, dass ein derart forciertes Wohnungswechsel in eine kleinere und schlechter gelegene Wohnung vor allem zulasten von Kindern und Jugendlichen geht. In der Regel ist er mit einem Wechsel in ein schlechteres Wohnumfeld und Veränderungen des Kindergartens, der Schule und des Freundeskreises verbunden (vgl. Lutz 2012: 31). Hatte Katja möglicherweise schon zuvor aufgrund des fortgeschrittenen Alters ihrer Eltern, der Arbeitslosigkeit ihres Vaters und der Behinderung ihrer Schwester eine Sonderrolle unter Gleichaltrigen, so wurde sie nun auch wohnräumlich ihrem bekannten sozialen Umfeld entrückt.

An ihrem neuen Wohnort hatte Katja das erste Mal Gelegenheit, mit Menschen in Kontakt zu kommen, die dauerhaft in Armut leben und sich zuvor weitgehend außerhalb ihres Erfahrungsraumes befunden hatten. Stand bisher die Zugehörigkeit der Familie zum Mittelschichtmilieu weitgehend außer Frage, so musste diese nunmehr aktiv behauptet werden. Dadurch bedingt kam es dazu, dass ihre Eltern um eine Distanzierung von ihrem neuen Umfeld bemüht waren.¹²⁹ Denkbar wäre, dass angesichts dessen erwartet wurde, dass Katja die Distinktionsbestrebungen der Familie teilt, was den Kontakt zu Gleichaltrigen aus den unteren sozialen Schichten am neuen Wohnort der Familie ausgeschlossen hätte. Als Reaktion darauf wäre ein Rückzug auf die Familie ebenso denkbar gewesen wie die Suche nach einer Peergroup, die sich außerhalb des neuen Wohnortes befand. Eine Anpassung an das neue Milieu scheint angesichts der Distinktions-

128 Die Rechtsprechung nach 2005 erkannte eine Orientierung an den Vorschriften des sozialen Wohnungsbaus an. Die Verwaltungsvorschriften der Länder sehen demnach für einen Vierpersonenhaushalt eine Wohnungsgröße von 85 bis 90 Quadratmetern und eine Gesamtanzahl von vier Wohnräumen vor (vgl. Geiger 2005: 123). Da diese Regelwerte noch dem Sozialrecht vor Einführung des ALG II entstammen, ist davon auszugehen, dass die Wohnungsgröße der Familie Bauer in etwa in diesem Bereich lag.

129 Ausführlicher wird dies in der vorangegangenen Fallrekonstruktion zu Andrea Bauer erörtert (vgl. Kap. 3.2.1.8). Keim und Neef (2000: 259) beschreiben derart zurückgezogene Bewohner*innen städtischer Problemviertel als eigenständigen Typen. Die „Apathischen“ isolieren sich demnach zum Schutze ihres Ansehens und Selbstwertgefühls auch innerhalb ihres Problemquartiers und leben weitgehend passiv und sozial isoliert.

bemühungen ihrer Eltern hingegen eher unwahrscheinlich. Bezeichnend dafür ist der Umstand, dass Katjas Berichte vom Spielen im Freien mit dem Zeitpunkt des Umzugs enden. Hatte zuvor noch die Möglichkeit bestanden, der familiären Problematik durch außerhäusliche Aktivitäten zu entfliehen, so schien nunmehr auch die Nachbarschaft keinen geeigneten Rückzugsraum mehr zu bieten.

2002, kurz nach dem erzwungenen Umzug der Familie, erfolgte Katjas Einschulung in eine Hauptschule in einem der Nachbarorte. Sollte Katja die Distinktionspraxis ihrer Eltern übernommen und ein habituell bedingtes abweichendes Verhalten gezeigt haben, so ist von einem erschwerten Einstieg auszugehen. Im Gegensatz zu ihren Eltern wurde Katja auf eine Hauptschule versetzt und schlug somit einen weniger qualifizierten Bildungsweg als diese ein. Zwar besuchte sie, anders als ihre acht Jahre ältere Schwester, keine Schule für Kinder- und Jugendliche mit erhöhtem Förderbedarf. Die auf einer Hauptschule zu erwerbende Qualifikation versprach jedoch auch keinen sonderlich leichten Einstieg in den Arbeitsmarkt. Lutz (2012: 34) stellt diesbezüglich etwas ironisch fest, dass immer mehr Hauptschulen ihre Kinder auf eine Hartz IV-Laufbahn vorbereiteten, d.h. auf ein Leben ohne Ausbildung und Arbeit, ähnlich wie es viele ihrer Eltern schon führten. Im Kontext der Hauptschule war abzusehen, dass sich Katja im Umfeld von Kindern aus bildungsfernen Milieus befinden würde, also gerade solchen Personen, von denen sich ihre Eltern abzugrenzen versuchten.

Katjas eigene Beschreibung ihrer ersten Jahre auf der Hauptschule vermittelt einen guten Eindruck von der Ambivalenz, mit der sie nachträglich versucht, die damaligen problematischen Begebenheiten so umzudeuten, dass sie ihre Darstellung einer „guten“ Kindheit aufrechterhalten kann.

In: Und dann bist du ja auf die Hauptschule gekommen nach der Grundschule

KB: Genau, oh Hauptschulzeit ja war eigentlich am Anfang schwer für mich (1) weil ich ja auch so meine Probleme hatte mit der Klasse, die haben mich schon ein bisschen geärgert und so aber irgendwann (1) haben die auch damit aufgehört hat etwas gedauert aber naja [Mhm], von der fünften bis zur neunten oder bis zur achten Klasse würd ich sagen war eigentlich schon gut, in der sechsten Klasse bin ich sitzen geblieben dann bin ich in eine andere Klasse gekommen, und da hatte ich auch am Anfang wieder meine Schwierigkeiten gehabt (1) aber der Klassenlehrer der war wirklich, der war super also ich hab mich mit dem richtig gut verstanden und, dies und das und dann war ja auch die Rede dass ich ja auch hier auf die Sonderschule gehen sollte wegen Mathe damals, und so, und da hat er gesagt nein er sieht das nicht ein dass ich jetzt wegen Mathe auf die Sonderschule gehe weil ich in den andern Fächern ja gut war (1) und so und, dafür hat der sich richtig eingesetzt [Mhm] und das fand ich auch richtig cool

(Interview Katja Bauer, S.12/Z.34)

Katja beginnt mit der Feststellung, ihre Zeit in der Hauptschule sei anfangs schwer für sie gewesen, da sie von ihren Klassenkamerad*innen geärgert

worden sei, aber irgendwann hätten diese damit aufgehört. Die Probleme gingen dabei ihrer Darstellung zufolge von ihren Mitschüler*innen aus, woraufhin sie jedoch nicht die Initiative ergriff, sondern abwartete, bis sie „irgendwann [...] auch damit aufgehört“ hatten. Sie stellt daher verallgemeinernd fest, die Zeit „von der fünften bis zur neunten oder bis zur achten Klasse“ sei „eigentlich schon gut“ gewesen. Die bereits in dieser Formulierung enthaltene Ambivalenz wird darauffolgend noch offensichtlicher, da Katja eine weitere Detaillierung für notwendig erachtet, in der sie erklärt, dass sie in der sechsten Klasse (2004) sitzen geblieben sei. Diese neue Information ordnet sie dadurch ein, dass sie, dem oben bereits genannten Muster folgend, feststellt, zuerst ihre Schwierigkeiten gehabt zu haben, bis sich alles dank der Initiative eines Lehrers erneut zum Guten gewendet habe. Wie brüchig ihre oberflächliche Darstellung dieser Zeit ist, wird jedoch erneut offenbar, als Katja begründen möchte, weshalb sie sich gerade mit diesem Lehrer gut verstanden habe. Dazu erklärt sie erstmals im Interview, dass ihre schulischen Probleme, trotz aller vorherigen Beschönigungen, so auffällig waren, dass eine Versetzung auf eine Förderschule zur Debatte stand. Dass sich jemand für sie einsetzte, empfand Katja dementsprechend als „richtig cool“. Katjas Darstellung, dass ihr lediglich das Fach Mathematik Probleme bereitet habe, erscheint angesichts der angedachten Versetzung auf eine Förderschule stark untertrieben.

Der Umstand, dass Katjas Vater nur zwei Jahre zuvor einen ersten Schlaganfall erlitten hatte, dürfte einen nicht unerheblichen Anteil an ihrem schulischen Leistungsabfall gehabt haben. Fraglich ist, welche begrenzten Bewältigungsstrategien sich für Katja angesichts dieses kritischen Lebensereignisses boten. Mehrfach hatte sich bereits angedeutet, dass sie gelernt hatte, ihre Probleme nicht direkt auszusprechen, sondern durch auffälliges Verhalten auf sich aufmerksam zu machen. Im familiären Kontext dürften vor allem die Versorgung des erkrankten Vaters und die Behinderung ihrer Schwester im Vordergrund gestanden haben, was eine Thematisierung ihrer persönlichen und schulischen Probleme noch zusätzlich erschwert haben mag. Vieles deutet zudem darauf hin, dass die Familie aufgrund ihres Distinktionsverhaltens kaum Unterstützung aus ihrem sozialen Umfeld erhielt. Dies könnte den oben beschriebenen schulischen Leistungsabfall mitbegründet haben und spricht für eine Verantwortungsübernahme, die dem Erleben einer normalen Jugend im Weg steht. Hinzu kommt, dass das Stigma der familiären Normabweichung, durch das fortgeschrittene Alter ihrer Eltern und die Behinderung ihrer Schwester sowie die Erkrankung ihres Vaters, noch verstärkt wurde. Ein Ausstieg aus der durch die Arbeitslosigkeit ihres Vaters bedingten Armut war angesichts seines problematischen Gesundheitszustandes kaum noch zu erwarten.

Nachdem die Familie auch ihre neue Wohnung verlassen musste, da ihnen die Eigentümer*innen gekündigt hatten, wurde ihnen Ende 2006 von der Agentur für Arbeit eine neue Sozialwohnung inmitten eines deutlich von Armut gekennzeichneten Stadtteils vermittelt. Dieser unfreiwillige Umzug der Familie verschlug Katja direkt in jenen Nachbarort, in dem auch ihre Hauptschule gelegen war. Rein organisatorisch bedeutete dies für Katja einen deutlich verkürzten Schulweg. Insgesamt jedoch verschlechterte sich die Wohnsituation der Familie weiter. Sie lebten in einem Sozialbau Tür an Tür mit Familien der unteren sozialen Schichten. Da Katja wohl kaum dazu in der Lage war, sich entgegen der Distinktionspraktiken ihrer Eltern zu verhalten, wäre denkbar, dass sie auch im schulischen Kontext kaum Kontakt zu Jugendlichen aus der direkten Nachbarschaft einging.

Betrachtet man Katjas Schulzeit bis zum Jahr 2006, so sticht vor allem der parallel dazu verlaufende soziale und wohnräumliche Abstieg der Familie ins Auge. Räumlich kennzeichnet sich dieser durch zwei im Abstand von fünf Jahren aufeinanderfolgende unfreiwillige Umzüge. Hatte die Familie auch schon zuvor mit finanziellen Problemen zu kämpfen, so zeigten diese allmählich auch Folgen für das alltägliche Leben. Ebenso drastisch mag sich die Erkrankung von Katjas Vater ausgewirkt haben, die eine Rückkehr zum Lebensstandard der Mittelschicht immer unwahrscheinlicher machte. Zeitgleich musste sich Katja im Umfeld der Hauptschule orientieren, was ihr zunehmend Probleme zu bereiten schien. Dies zeigte sich etwa daran, dass sie die sechste Klasse wiederholen musste oder an der Beinahe-Versetzung auf eine Förderschule. Die Ursache dafür mag unter anderem darin liegen, dass Katjas Sozialkompetenzen angesichts der prekären familiären Situation defizitär gewesen sein könnten.

3.2.2.7 Zunehmende Schulprobleme und Ausbildungssuche

Katja war noch keine 16 Jahre alt, da erlitt ihr Vater 2007 den zweiten Schlaganfall. Anders als der erste Schlaganfall fünf Jahre zuvor hinterließ dieser irreparable Schäden. Zwar war dies nicht der erste Schicksalsschlag, den Katja miterleben musste, angesichts der Schwere des zweiten Schlaganfalls, muss jedoch davon ausgegangen werden, dass dieses Ereignis die Gesamtsituation der Familie drastisch verschlechterte. Anders als anderen Jugendlichen in ihrem Alter bot sich ihr kaum ein Schonraum, in dem sie sich unbelastet entfalten konnte. Die Schule dürfte sich ihr dazu schon allein aufgrund ihrer unterdurchschnittlichen Leistungen kaum angeboten haben. Die sozialen Kontakte zur direkten Nachbarschaft, welche etwa im Falle der Familie James einen großen Zusammenhalt boten (vgl. Kap. 3.1), blieben ihr höchstwahrscheinlich aufgrund der familiären Distinktionsstrategie verwehrt.

Ein Beleg für die problematische Lebenssituation, mit der Katja zu dieser Zeit umgehen musste, findet sich in dem Umstand, dass 2008 erstmals das Jugendamt auf sie aufmerksam wurde. Auslöser waren laut offiziellen Angaben in erster Linie Vorfälle von Mobbing, denen die 17 Jahre alte Katja in der neunten Klasse ausgesetzt war. Da das Jugendamt bei gelegentlichen schulinternen Streitigkeiten nicht gleich informiert wird, kann davon ausgegangen werden, dass Katja ernsthafte Probleme hatte. Die oben formulierte Lesart, dass die belastende familiäre Situation und Probleme beim Halten des Leistungsniveaus ein auffälliges Verhalten im schulischen Kontext bedingen konnten, wird dadurch weiter gestützt.¹³⁰ Hinweise darauf boten etwa Katjas Sitzenbleiben in der sechsten Klasse oder ihre sechswöchige Krankenschreibung aufgrund eines gebrochenen Beins. Der fortschreitende soziale Abstieg der Familie, ihre soziale Isolation und die Pflegebedürftigkeit ihres Vaters stellten eine komplexe Problemkonstellation dar, die die Auffälligkeiten im schulischen Bereich erklären könnte. Geht man davon aus, dass Katja das Distinktions- und Rückzugsverhalten ihrer Eltern innerhalb der Schule reproduzierte, so wäre dies eine mögliche Ursache für Mobbing.¹³¹ In Katjas Selbstdarstellung im Interview markiert der Wechsel in die neunte Klasse eine klare Zäsur: Während sie ihr vorheriges Leben durchgehend als ein gutes attribuiert, wird die Situation ab Beginn der neunten Klasse als negativer Gegenpol dargestellt.

Ende 2008 wurde vom Jugendamt eine sozialpädagogische Familienhilfe eingerichtet, die fortan wöchentlich die Familie besuchte und sich vor allem mit Katja auseinandersetzte. Es ist schwer einzuschätzen, wie die Familie auf die Einflussnahme von außen reagierte. Aufgrund meiner Interviewvermittlung über eben jene Honorarkraft des Jugendamtes darf jedoch angenommen werden, dass deren Unterstützung letztlich akzeptiert wurde. Die Tatsache, dass eine derartige Maßnahme vonseiten des Jugendamtes eingerichtet wurde, spricht für die Komplexität der Problematik, der Katja und ihre Familie ausgesetzt gewesen sein müssen.

Trotz der zusätzlichen Unterstützung beendete Katja 2009 die Hauptschule vorzeitig nach Abschluss der neunten Klasse. Denkbar wäre, dass diese Entscheidung durch das Jugendamt gestützt wurde, mit der Absicht, Katja eine passende Berufsförderung zukommen zu lassen. In jedem Fall belegt der verfrühte Schulabgang die vorherige Lesart einer grundlegenden Leistungsschwäche und zunehmender schulischer Probleme. Interessanter-

130 Auch in der Literatur lassen sich dementsprechende Annahmen finden. So wurde etwa bereits Anfang der 1990er Jahre festgestellt, dass Jugendliche aus Familien erwerbsloser Eltern sehr sensibel auf die Reaktionen ihrer Peers reagieren, was zu einem verringerten Selbstbewusstsein und einer Neigung zu auffälligem Verhalten führen kann (vgl. Silbereisen/Walper/Albrecht 1990).

131 Zu den üblichen Ursachen für Mobbing gehören aufseiten der Opfer unter anderem ein mangelndes Selbstbewusstsein, geringe soziale Kompetenzen und ein Hang zum Neurotizismus (vgl. Graf 2007: 93ff.).

weise befand sich Katja damit in einer Traditionslinie mit ihrer Mutter, die zwar eine Realschule besucht hatte, jedoch ebenfalls ihre Schullaufbahn nach der neunten Klasse abgebrochen hatte. Im Gegensatz zu dieser dürfte es sich für Katja jedoch weitaus schwieriger gestaltet haben, eine adäquate Ausbildungsstelle zu finden, da sich die Arbeitsmarkt- und Ausbildungssituation seit den 1970er Jahren deutlich verschärft hat. Anzunehmen ist, dass bereits bestehende Zukunftsängste für Katja im Zuge des Schulabbruchs an Relevanz gewannen.¹³²

Wahrscheinlich mit Unterstützung des Jugendamtes wechselte Katja im August 2009: nach Vollendung des neunten Schuljahres, in ein sogenanntes „Werkstattjahr“ der Jugendberufshilfe. Bei einem Werkstattjahr handelt es sich um eine durch die Agentur für Arbeit gestützte Maßnahme in NRW, in deren Rahmen Schüler*innen, welche die Hauptschule lediglich bis zur neunten Klasse besucht haben bzw. einen Förderschulabschluss haben, ein Jahr lang mehrere Praktika absolvieren und grundlegende berufsbildende Kurse absolvieren (vgl. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW 2009). Derartige Angebote werden i.d.R. vor allem solchen Jugendlichen unterbreitet, die ohne eine zusätzliche Finanzierung der Agentur für Arbeit kaum einen Ausbildungsplatz finden würden. Dieser Wechsel in eine Maßnahme entsprach zwar anfangs nicht der Wunschvorstellung Katjas, wird von ihr jedoch rückwirkend als gute Entscheidung bewertet, wie sie im Folgenden weiter ausführt:

KB: und dann fing das ja auch an dass ich dann auch in einen Männerberuf reingehen wollte (1) [Mhm] da fing das so an [Da fing das schon an?] ja genau weil ich ja da mein Praktikum in der Stadtgärtnerei gemacht habe, was ich eben schon angesprochen hab, das hat mir aber nicht gefallen da haben die gesacht „Ja komm jetzt für die paar Wochen brauchst du auch nicht mehr ins Praktikum zu gehen dann bleibste eben halt hier“, und dann ham die mir einfach n Auto vor die Nase gedrückt und ham gesacht ja hier wasch einfach mal das Auto [...] und dann fand ich das so interessant und dann hab ich gedacht boah irgendwie interessiert mich das so mit Autos und dann wollt ich irgendwie versuchen Mechatronikerin zu werden (1) und dann hab ich darauf meine, Sachbearbeiterin angesprochen [Mhm] und so und dann hat die gemeint jaa ich sollte das lieber nicht machen weil ja auch zu viel Mathe drinne wäre und so dann hat die gemeint was wäre denn hier mit ähh mit Lackierer

(Interview Katja Bauer, S.13/Z.21)

Katjas Berufswahl eines „Männerberufs“ überrascht zunächst, da es ein vollkommen neues biografisches Thema eröffnet. Ihre Begründung diesbezüglich mutet jedoch fast noch ungewöhnlicher an. Rein objektiv betrachtet erscheint Katjas Beschreibung ihres Praktikums in der Stadtgärtnerei als ein

132 So kommt beispielsweise eine Untersuchung aus Brandenburg zu dem Urteil, dass insbesondere diejenigen Schüler*innen verstärkt unter Zukunftsängsten leiden, deren Eltern selbst von Arbeitslosigkeit betroffen sind (vgl. Andrä 2000: 278).

Misserfolg. Bereits an anderer Stelle im Interview wurde offensichtlich, dass Katja für die Pflege der Grünanlagen aus Sicht ihrer Anleiter*innen nicht geeignet schien. Katja selbst deutet dieses erste berufliche Scheitern jedoch derart um, dass aus ihrer Degradierung zur Autowäscherin die Entdeckung ihrer Vorliebe für Autos und eine allgemeine Hinwendung zu typischen „Männerberufen“ folgte. Bemerkenswerterweise stellt diese Strategie, negative biografische Ereignisse derart positiv umzudeuten, ein wiederkehrendes Deutungsmuster dar, welches Katja trotz aller Widrigkeiten hilft, ein positives Selbstbild zu wahren. Zugleich wird dabei erkennbar, dass Katja ihre Kompetenzen derart unzutreffend einschätzte, dass sie zunächst einen Berufswunsch äußerte (Mechatronikerin), der angesichts ihrer schulischen Probleme unrealistisch schien.

Nach Abschluss des ersten Praktikums in der Stadtgärtnerei arbeitete Katja in ihrem zweiten Praktikum in einer Kindertagesstätte und schließlich tatsächlich in einer Lackiererei. Betrachtet man die Auswahl der Praktika, so gehen diese in durchaus unterschiedliche Richtungen. Während die Arbeit im gärtnerischen Bereich eine gewisse ästhetische Komponente hat, aber auch harte körperliche Arbeit bedeutet, besticht die Arbeit in einer Kindertagesstätte durch ihre soziale und sorgende Komponente. Anders als es Katja in ihrem Interview darstellen möchte, handelt es sich dabei auch nicht um ein typisch „männliches“ Arbeitsfeld, was der Uminterpretation der Autowäsche, als ein maßgebliches Ereignis für die weitere Berufswahl, zuwiderläuft. Das Praktikum in einer Lackiererei ist hingegen durchaus in einem eher männlich dominierten Berufsfeld angesiedelt und mag nachträglich von Katja in einen sinnhaften Zusammenhang mit ihrer Ersatztätigkeit in der Autowaschanlage gebracht worden sein.

Keine dieser Tätigkeiten knüpft jedoch an die Qualifikationen ihrer Eltern an. Fest steht, dass Katja nie die Gelegenheit hatte zu erleben, wie ihre Eltern in den von ihnen erlernten Berufen arbeiteten. Es ist daher denkbar, dass ihr die Rollenvorbilder für ein Normalarbeitsverhältnis fehlten. Im Rahmen ihrer Praktika hatte Katja erstmals Gelegenheit, direkt in Kontakt mit dem Berufsleben zu kommen und eine eigene Berufsorientierung zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund mag vor allem eine Orientierung an stereotypen Berufsbildern handlungsleitend gewesen sein, wodurch sich eine einfache handwerkliche Tätigkeit positiv in einen „Männerberuf“ umdeuten ließ.

Auch nach Abschluss der einjährigen Maßnahme mündete Katja nicht in eine reguläre Ausbildung ein, sondern wechselte in ein sogenanntes „Berufsgrundschuljahr“ im Ausbildungsbereich „Metall“. Auch hierbei handelte es sich um eine von der Agentur für Arbeit gestützte Maßnahme. Erkennbar wird dabei, dass es Katja ohne einen qualifizierten Abschluss nicht gelang, in ein reguläres Ausbildungsverhältnis zu wechseln. Stattdessen wurde sie mithilfe der Agentur für Arbeit in berufsvorbereitenden Maßnahmen weiter-

gebildet. Dies deckt sich mit der Annahme, dass insbesondere gering qualifizierte Jugendliche in Deutschland, trotz der im europäischen Vergleich eher geringen Jugendarbeitslosigkeit, große Probleme haben, sich auf dem ersten Arbeitsmarkt zu platzieren (vgl. Reissig 2010: 52). Ohne die Möglichkeit auf eine reguläre Ausbildung war nicht zu erwarten, dass es Katja gelingen würde, den ehemaligen sozialen Status ihrer Eltern auch nur annähernd wiederzuerlangen. Selbst wenn ihre Eltern nach wie vor Wert darauf legten, sich von dem sozialen Umfeld ihrer Nachbarschaft zu distanzieren und vermeintliche Statusunterschiede betonten, gelang es Katja nicht, an deren Lebensentwürfe anzuknüpfen. Zudem stand zu befürchten, dass sie entsprechend der familiären Distinktionspraktiken auch in ihren Maßnahmen ein eher distanzierendes Verhältnis zu den gleichaltrigen Auszubildenden entwickeln würde.

Interessanterweise geht Katja am Ende des ersten Interviews ganz direkt auf die Problematik in der Zeit des Berufsgrundschuljahres ein:

In: Ähm wenn du jetzt so zurückdenkst an dein Leben /was würdest du sagen war, die schwierigste Zeit für dich? (2)

KB: Mmmh auf jeden Fall die Zeit als ich das Berufsgrundschuljahr gemacht habe in Metall [Mhh] ich weiß nicht da bin ich so richtig abgekackt irgendwie mit den ganzen Noten, die Klasse war irgendwie blöd und der Klassenlehrer der war eigenartig und dann der Metallwerkstattlehrer der war irgendwie auch (2) ich weiß nicht der war irgendwie auch ganz komisch manchmal hat ich dann irgendwie das Gefühl der mochte mich irgendwie nicht so wirklich (2) das war für mich irgendwie schon ne harte Zeit aber ich hab's trotzdem irgendwo durchgezogen [Mhm] (2) joa

(Interview Katja Bauer, S.22/Z.46)

Betrachtet man die Familiengeschichte insgesamt, so wäre davon auszugehen gewesen, dass Katja auf die Frage nach der schwierigsten Zeit vor allem auf die Erkrankung ihres Vaters oder den sozialen Abstieg der Familie in ihrer Kindheit eingeht. Dies wäre allerdings ihrer bisherigen Tabuisierung der familiären Problematik und ihrem daraus resultierenden Darstellungsinteresse einer „guten Kindheit“ zuwidergelaufen. Stattdessen wählt sie ein Thema, das in ihren bisherigen Ausführungen praktisch kaum auftaucht. Eine nachvollziehbare Begründung, weshalb gerade dies die schwierigste Zeit in ihrem Leben gewesen sein soll, kann sie nicht geben. Stattdessen vermittelt die Wortwahl ihrer Argumentation eine große Unbestimmtheit („irgendwie“, „eigenartig“, „irgendwo“). Ihre damaligen schlechten Noten werden dabei erneut mit persönlichen Problemen in Verbindung gebracht. So schien ihr die Klasse „irgendwie blöd“ gewesen zu sein, der Klassenlehrer war „eigenartig“ und der Metallwerkstattlehrer „irgendwie auch“, da sie das Gefühl hatte, dass dieser sie „irgendwie nicht so wirklich“ mochte. Erneut versucht Katja, das Problem in der damaligen Ausbildungssituation bei den äußeren Rahmenbedingungen zu suchen, obwohl sie zugleich zu erkennen gibt, dass sie „ir-

gendwie mit den ganzen Noten“ „so richtig abgekackt“ sei. Zwar hatte sich zuvor bereits mehrfach gezeigt, dass Katjas Stärken offensichtlich nicht im kognitiven Bereich lagen, dennoch werden die damit verbundenen Probleme in ihrer Selbstdarstellung durchgehend externalisiert. Sie beendet ihre Ausführungen dementsprechend erneut positiv, indem sie resümiert, auch diese Maßnahme trotz aller Widerstände beendet zu haben. Dabei zeigt sie ein weiteres Mal die Kompetenz, ein Ereignis, das rein objektiv vor allem negativ konnotiert scheint, in eine positive Erfahrung umzudeuten.

Obwohl es wünschenswert gewesen wäre, dass Katja nach zwei Jahren der maßnahmengestützten Berufsvorbereitung die Möglichkeit erhält, eine reguläre Ausbildung zu beginnen oder ein Normalarbeitsverhältnis einzugehen, folgte ein Jahr später, im August 2011: eine weitere Maßnahme. Im Gegensatz zu ihren bisherigen berufsvorbereitenden Maßnahmen handelte es sich hierbei jedoch um eine vollwertige Ausbildung, die durch die Agentur für Arbeit finanziert wurde. In dem Bildungsträger, dessen Angebot sich vor allem an Jugendliche mit einer Lernbeeinträchtigung richtet, erhielt Katja die Chance, eine Ausbildung zur Lackiererin zu absolvieren. Betrachtet man das Profil des Bildungsträgers, so bestätigt sich erneut, dass Katja grundlegende Probleme beim Erlernen von Wissen und Arbeitsabläufen gehabt haben musste.

Katjas ausführliche Schilderung ihres ersten Arbeitstages vermittelt einen guten Eindruck von ihren anfänglichen Unsicherheiten:

KB: ((lacht)) das war ja auch so krass, ja wir hatten ne Einladung gehabt, das war im August das war erstmal die Anmeldung, bin ich morgens da dann hingefahren ich war **super nervös** (1) und dann das Gebäude das is so riesengroß, da verirrt man sich das ist wirklich Hammer ist echt krass, und dann hab ich erstmal gesucht wie ne Bekloppte wo ich überhaupt hin muss, [...] (2) joa und dann ham die gesacht „Ja du kannst jetzt gehen“ und am nächsten Tag dann, bin ich erstmal nach Hause gegangen, musst ich erstmal alles sacken lassen, und am nächsten Tag dann, war ich mit denen frühstücken genau, dann bin ich am nächsten Morgen noch mal da hingefahren, musst ich ja auch, und dann kam erstmal so ein Gruppenfoto mit allen Auszubildenden allen neuen Leuten aus verschiedenen Bereichen (1) ((lacht)) das Bild hab ich mir im Internet angeschaut man sieht mich gar nicht, hab mich hinterm Busch versteckt, daran kann ich mich noch erinnern, ich wollte nicht auf das Foto irgendwie drauf keine Ahnung ((lacht)) so und dann sind wir in die Kantine reingegangen und dann standen da so Zettelchen aufm Tisch, Hauswirtschaft sollte zu den Hauswirtschaftlern gehen (1) oder ähh Lackierer sollten zu den Lackierern hingehen und so ich wusste am Anfang nicht wohin, ich hab mich einfach zu den Tischlern hingesezt das ist mir immer noch peinlich ((lacht)) ich weiß nicht warum aber ich hab mich einfach zu denen hingesezt, und dann hat der Meister mit mir geredet und dann hab ich gesagt „Ne eigentlich wollt ich zu den Lackierern hin“, „Ja dann müssen sie aber da hin gehen“, und da hab ich meine kleine Gruppe gefunden dann waren wir sieben Leute [Mhm] im ersten Lehrjahr, ja und dann ham wir den Meister kennengelernt dann die Werkstatt dann die Kollegen (1) ja und dann fing das eigentlich auch alles erstmal an, mit der Ausbil

dung, alles neu kennengelernt (2) joa, am Anfang war ich immer noch ein bisschen ruhig [Mhm] aber nach ner Zeit irgendwann ((lacht)) (2) war ich nicht mehr so ruhig

(Interview Katja Bauer S.16/Z.31)

Katja beendet ihre Ausführungen mit der Feststellung, am Anfang sei sie noch sehr ruhig gewesen, mit der Zeit hätte sich dies allerdings gelegt. Dieses Argumentationsmuster konnte schon zuvor mehrfach beobachtet werden und kann als Versuch interpretiert werden, problematische Begebenheiten so umzudeuten, dass sie sich nach einiger Zeit doch zum Guten wenden und sich somit letztlich in ihre Präsentation „guter Lebensabschnitte“ bruchlos einfügen. Betrachtet man jedoch Katjas Beschreibung des ersten Ausbildungstages, so wird eine große Verunsicherung und Orientierungslosigkeit erkennbar. Nicht nur, dass sie bei ihrer Anmeldung „super nervös“ war, auch das ganze Gebäude erschien ihr so „riesengroß“, dass sie befürchtete, sich darin zu verirren. Dass Katja auf dem Gruppenfoto, welches am nächsten Tag angefertigt wurde, nicht zu sehen ist, deutet möglicherweise auf den Wunsch hin, möglichst nicht hervorstechen und zeugt von ihrem unsicheren Auftreten. Ihre darauffolgende Erzählung von der Verwechslung, die sie in den Ausbildungsgang der Tischler verschlagen hatte, verstärkt den sich abzeichnenden unbeholfenen und orientierungslosen Eindruck.

Katja äußerte am Ende des Interviews große Sorge, ob sie nach Abschluss ihrer Ausbildung einen Arbeitsplatz finden würde, da sie in ihrem Bekanntenkreis mehrfach gehört hatte, wie schwierig es sei, als Abgängerin ihres Bildungsträgers in ein reguläres Beschäftigungsverhältnis einzumünden. Die zuständige Sachbearbeiterin der Agentur für Arbeit stehe diesbezüglich bereits mit ihr in Verbindung.

Katjas vorzeitiger Abgang von der Hauptschule und die darauffolgenden Maßnahmen vermitteln insgesamt den Eindruck eines problematischen Bildungsverlaufs. Auch die Hilfe durch das Jugendamt hatte nicht verhindern können, dass Katja vorzeitig die Schule verlassen musste. Ohne qualifizierten Schulabschluss benötigte sie auch in ihrer nachschulischen Ausbildung weiterhin Unterstützung. In den folgenden Jahren absolvierte sie mehrere durch die Agentur für Arbeit finanzierte Maßnahmen, ohne dass sich daraus eine Aussicht auf ein reguläres Arbeitsverhältnis ergeben hätte. In diesen Maßnahmen orientierte sie sich zunehmend an handwerklichen Tätigkeiten, was sie selbst nachträglich als positive Entwicklung der beruflichen Selbstfindung einordnet. Tatsächlich rechnete sie sich jedoch bis zuletzt trotz Ausbildung nur geringe Chancen auf dem freien Arbeitsmarkt aus.

3.2.2.8 Fazit

Dem sozialen Abstieg der Familie war Katja als Kind zunächst relativ hilflos ausgesetzt. Unter diesen Umständen ist davon auszugehen, dass ihre kindlichen Bedürfnisse häufig übergangen wurden und insgesamt familienbedingt eine recht große emotionale Belastung vorlag. Bereits in ihren ersten Lebensjahren erlebte sie den sozialen Abstieg der Familie und den damit einhergehenden Orientierungsverlust. An ihrem neuen Wohnort und in ihrem schulischen Umfeld wurde sie daraufhin höchstwahrscheinlich in die Distinktionspraktiken ihrer Eltern miteinbezogen, wodurch sie kaum Gelegenheit hatte, angemessene Sozialkompetenzen zu erwerben. Anhand mehrerer auffälliger Ereignisse im schulischen Kontext zeigte sich zudem eine grundlegende Lernproblematik, die ihr auch bei ihrem weiteren Bildungs- und Ausbildungsweg hinderlich war. Anstatt verbal auf die prekäre Situation der Familie aufmerksam zu machen, entwickelte Katja ein ausgeprägtes Rückzugsverhalten und machte vor allem nonverbal auf sich aufmerksam. Dies erwies sich letztlich vor allem im schulischen Bereich als problematisch, woraufhin sich letztlich das Jugendamt einschaltete. Obwohl sie von klein auf mit der Arbeitslosigkeit ihres Vaters und der zunehmenden finanziellen Not der Familie vertraut gewesen sein dürfte, ist anzunehmen, dass Katja von ihren Eltern keine dementsprechenden Bewältigungsstrategien vermittelt bekommen hat. Die daraus resultierenden schulischen Probleme dürften sich auch bei ihrem weiteren Ausbildungsweg nachhaltig negativ ausgewirkt haben.

In ihrer Selbstdarstellung resultiert daraus ein Auslassen aller familiären Probleme. Stattdessen ist Katja um die Präsentation einer idealisierten Kindheit bemüht, die zum Teil den biografischen Daten aus dieser Zeit vollkommen zuwiderläuft und dementsprechend stark verkürzt ist. Deutlich wird dies insbesondere in dem von ihr verwendeten Bild des Spielens im Freien, welches als Gegenentwurf zur Problematik der familiären Innenansicht gedeutet werden kann. Nach dem Umzug der Familie in einen marginalisierten Stadtteil stand ihr jedoch auch diese Form des Ausbruchs nicht länger offen. Dieses Auseinanderklaffen von Darstellung und Erleben bricht in den kurzen und eher seltenen Erzählungen der Interviews hervor, wird dabei jedoch jeweils sogleich wieder ins Gute uminterpretiert. Andererseits hilft ihr die Kompetenz, negative Erlebnisse positiv umzudeuten, ein positives Selbstbild zu bewahren und biografische Kontinuität herzustellen. Es zeigt sich dabei auch, dass sie ihre Darstellung einer positiv gewendeten Lebensgeschichte nur durch ein unkritisches Verhältnis zu den problematischen Ereignissen in ihrer Kindheit aufrechterhalten kann. Die Tabuisierung der jahrelangen Armutserfahrungen, der Erkrankung ihres Vaters und der Behinderung ihrer Schwester bricht sich stattdessen in auffälligem Verhalten und sozialem Rückzug Bahn.

3.2.3 Kontrastierung: Familie Bauer

Im Folgenden wird ein innerfamiliärer Vergleich jener Strukturhypothesen angestrebt, welche sich anhand der Lebensgeschichten von Andrea Bauer und ihrer jüngeren Tochter Katja ergeben. Die Geschichte der Familie Bauer ist durch einen sozialen Abstieg aus der Mittelschicht gekennzeichnet, der es notwendig machte, dass Katja Bauer neue Bewältigungsstrategien entwerfen musste, die in der Generation ihrer Eltern noch nicht angelegt waren. Es lässt sich demnach keine direkte Tradierung erlernter Handlungs- und Deutungsmuster nachvollziehen, wie dies etwa bei Familie James der Fall ist. Stattdessen ergeben sich für Katjas Lebensgeschichte eigenständige zentrale Strukturmerkmale, die jedoch in vielerlei Hinsicht aus der lebensgeschichtlichen Problematik ihrer Eltern resultieren. In Bezug auf die Frage nach den Konsequenzen, die sich bezüglich der Funktion des Leistungsbezugs für die Familie ergeben und hinsichtlich eines möglichen Ausstiegs aus der Erwerbslosigkeit muss dementsprechend zwischen den unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen von Mutter und Tochter unterschieden werden. Strukturgebend für die Biografie von Andrea Bauer sind vor allem (1) eine Orientierung an sozialem Status und dem Milieu der Mittelschicht sowie (2) eine Orientierung am Modell der kleinbürgerlichen „Normalfamilie“ und der Ein-Verdiener-Ehe. Demgegenüber kennzeichnet sich Katja Bauers Biografie durch (3) eine starre Übernahme der Distinktionspraktiken ihrer Eltern und (4) eine grundlegende berufliche Orientierungslosigkeit bzw. Suche nach beruflicher Orientierung.

Die Biografie von Andrea Bauer ist stark durch eine Orientierung am sozialen Status und dem Milieu der Mittelschicht gekennzeichnet (**Strukturhypothese 1**). Dies zeigt sich bereits vor dem Hintergrund ihres Aufwachsens in einer um Stuserhalt bemühten Beamtenfamilie. Die finanzielle Situation der Familie – die primär durch die Erwerbstätigkeit des Mannes bestimmt war – war demnach ausschlaggebend für deren sozialen Status. Erwerbsarbeit wird von ihr vor allem als eine Möglichkeit der sozialen Teilhabe und des Stuserhalts aufgefasst. Dies erklärt auch, weshalb Andrea und Herbert so lange an Statussymbolen wie ihrer Eigentumswohnung festhielten, bis diese zwangsversteigert werden musste. Die derzeitige Distinktionspraxis in ihrem neuen Wohnumfeld lässt sich demnach biografisch betrachtet vor allem als Folge einer starren Orientierung an der Mittelschicht interpretieren. Anstatt sich mit anderen Menschen zu solidarisieren, die unter ähnlich prekären Lebensumständen leben und die sozialen Netzwerke des Stadtteils zu nutzen, ziehen sich Andrea und Herbert weitgehend zurück. Zugleich ist es ihnen nicht länger möglich, ihre alten Milieubezüge aufrechtzuerhalten. So vermeiden sie einerseits aus Scham über ihren sozialen Ab

stieg den Kontakt, müssen aber auch erfahren, dass ihre vorherigen Freunde ihrerseits kein Interesse mehr an ihnen zeigen. Dies führt letztendlich zu einer Isolierung der Familie an ihrem neuen Wohnort, aber auch darüber hinaus.

In der Lebensgeschichte ihrer Tochter Katja reduziert sich diese Statusorientierung auf die Übernahme der Distinktionspraktiken ihrer Mutter (**Strukturhypothese 3**). Aufgrund der sozialen Isolation der Familie hatte Katja kaum Gelegenheit, das Herkunftsmilieu ihrer Eltern kennenzulernen. Dennoch ist sie dazu angehalten, Abstand zu den Bewohner*innen des Stadtteils zu halten, wodurch ihr lediglich der Rückzug auf die Familie bleibt. Dieses Rückzugsverhalten führt jedoch höchstwahrscheinlich – insbesondere im schulischen Kontext und der beruflichen Ausbildung – zu Problemen, die sich in Form von Mobbing und Leistungsschwächen ausdrücken. Da Katja keinen Gegenentwurf zum Leben in Armut kennengelernt hat, besteht ihre soziale Orientierung vor allem aus einer Abgrenzung, ohne dass sich ihr außerhalb der Familie Möglichkeiten einer positiven Identifikation bieten würden.

Dies führt jedoch zugleich dazu, dass Katja trotz aller Probleme jegliche Kritik an ihrer Familie unterlässt. Stattdessen macht sie immer wieder durch ihr Verhalten auf sich und die innerfamiliären Missstände aufmerksam. Auf der Präsentationsebene resultieren daraus eine durchgehend positive Darstellung ihrer Kindheit sowie eine Projektion familialer Probleme in Schule und Ausbildung. Zugleich stellt die positive Umdeutung belastender familialer und lebensgeschichtlicher Ereignisse auch eine Kompetenz dar, durch die es Katja trotz allem möglich ist, ein positives Verhältnis zu sich und ihrer Familie aufrechtzuerhalten.

Das zweite Strukturmerkmal in Andreas Lebensgeschichte ist gekennzeichnet durch eine Orientierung an einer Ein-Verdiener-Ehe und dem Modell der kleinbürgerlichen „Normalfamilie“ (**Strukturhypothese 2**). Ihre daraus resultierende Rolle als Hausfrau und Mutter führte letztlich dazu, dass sie jahrelang ihrem Beruf fern blieb und somit ein Wiedereinstieg erschwert wurde. Die finanzielle Situation der Familie war demnach voll und ganz vom Einkommen ihres Mannes Herbert abhängig. Diese starre Orientierung an der Mutterrolle, aber auch die Ablehnung alternativer Familien- und Erwerbsmodelle, bedeutete jedoch letztlich vor allem ein Armutsrisiko. Andreas verlaufskurvenförmige Fallstruktur ab dem Zeitpunkt der Arbeitslosigkeit ihres Mannes resultiert zu großen Teilen aus eben dieser Problematik ihres Familienmodells. Ihre bisherigen familiären Arrangements und Handlungsmuster erwiesen sich angesichts der Arbeitslosigkeit und späteren Erkrankung ihres Mannes als unpraktikabel und so kam es zum sozialen Abstieg. Es wäre jedoch nicht angemessen, dies allein als individuelles Versagen der Familie zu interpretieren. Vielmehr werden solche Familienmodelle nach wie

vor durch den konservativen deutschen Wohlfahrtsstaat gefördert, ohne dass eine ausreichende Absicherung gegen schicksalhafte Ereignisse, wie sie in der Familie Bauer relevant wurden, gegeben wäre (vgl. Träger 2009: 36).

Anders als in Andreas Fall, deren Berufseinstieg keine große Hürde bedeutete, stellt die berufliche Orientierung für Katja eine grundlegende und strukturgebende Problematik dar. Die Suche nach einem geeigneten Beruf ist für Katja daher biografisch weitaus bedeutender (**Strukturhypothese 4**). Für sie bieten die Erwerbsmodelle ihrer Eltern keine praktikable Vorlage. Bereits in Katjas ersten Lebensjahren waren ihre Eltern überwiegend erwerbslos oder unqualifiziert beschäftigt. Auch die Rolle ihrer Mutter als Hausfrau bot angesichts der prekären Lage der Familie kein angemessenes Vorbild, ohne das sich Katja selbst eine berufliche Orientierung erarbeiten musste. Dabei wählte sie eine Ausbildung, die den von ihren Eltern gelebten Geschlechtsstereotypen zuwiderläuft („Männerberufe“) und versuchte dadurch möglicherweise, eine Alternative zu deren bisherigem Erwerbsmodell zu finden. Zugleich zeigte sie sich jedoch entmutigt von der Aussicht, nach ihrer Ausbildung keine Anstellung zu finden. Für sie ist Erwerbsarbeit weder ein verlässlicher Weg, Geld zu verdienen, noch eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg. Auch bieten sich die von ihr ausgeübten Tätigkeiten kaum als Identifikationsquelle an. Stattdessen ist Arbeit von Anfang an etwas, dessen Sinn sich ihr nur indirekt vermittelt und das maßgeblich durch den Zwangscharakter berufsvorbereitender Maßnahmen gekennzeichnet ist.

Die Erwerbsorientierung von Andrea Bauer scheint demgegenüber nicht derart strukturgebend, dass sie als eigenständige Strukturhypothese herausgearbeitet werden muss. Sie ist eindeutig den Themenkomplexen Familie und Status untergeordnet. Für Andrea dient Erwerbsarbeit (insbesondere die des Mannes) dem Staterwerb und -erhalt. Einer unverheirateten Frau bietet die Berufstätigkeit zudem die Möglichkeit, ihre Attraktivität für einen potenziellen Partner zu steigern. Da der Status der Familie stark mit deren finanziellen Möglichkeiten zusammenhängt, stellt auch die Erwerbsarbeit ihres Mannes Herbert vor allem eine Möglichkeit des Staterhalts dar.

Der Leistungsbezug der Familie erscheint vor diesem Hintergrund als etwas, mit dem sich die Generation der Eltern kaum arrangieren kann, das jedoch ihrer Tochter Katja wesentlich vertrauter ist als das Berufsleben. Von Andrea wird der Bezug des ALG II vor allem als eine Art Stigma beschrieben. Als Leistungsbeziehende steht sie auf einer Ebene mit all jenen Personen, von denen sie sich möglichst abzugrenzen versucht. Von den Behörden gleich behandelt zu werden, stellt dementsprechend ein umso größeres Problem und einen weiteren Grund zum sozialen Rückzug dar. Andrea ist einerseits dringend auf den Bezug von Sozialleistungen angewiesen, möchte sich aber andererseits möglichst nicht als Leistungsbeziehende verstanden wissen. Die abwertende öffentliche Diskussion verstärkt somit nur noch ihre soziale Scham und führt zu einer weiteren Verschlechterung ihrer Situation.

Unter diesen Umständen ist es ihr kaum möglich, sich mit den übrigen Leistungsbeziehenden solidarisch zu zeigen. Ihre Tochter Katja teilt zwar diese Distinktionspraxis weitgehend, ist aber derzeit nicht in der Lage, sich eine Erwerbsorientierung zu erarbeiten, die ihr einen Ausstieg aus dem Leistungsbezug erlauben würde. Für sie ist der Leistungsbezug einerseits alltäglich, andererseits ist er Teil der familiären Schande, über die es ihr nicht gestattet ist zu sprechen.

Ein Ausstieg aus dem Leistungsbezug scheint unter den gegenwärtigen Umständen nicht realistisch – zumindest was Andrea und ihren Mann Herbert anbelangt. Für die Generation der Eltern muss dies primär als eine strukturelle Problematik beschrieben werden. Herbert Bauer ist aufgrund seiner Erkrankung nicht mehr dazu in der Lage, erwerbstätig zu werden. Seine Frau Andrea ist einerseits sehr stark durch Herberts Pflegebedürftigkeit eingespannt und andererseits derart lange erwerbslos gewesen, dass ihr schlichtweg die Qualifikation fehlt, um in ihren erlernten Beruf zurückzukehren. Geht man davon aus, dass Erwerbsarbeit in Andreas Lebensgeschichte vor allem dem Stuserwerb dient, so wird verständlich, warum es aus ihrer Sicht nicht lohnenswert, sondern eher kontraproduktiv erscheint, einer prekären Beschäftigung nachzugehen. Ein Ausstieg aus dem Leistungsbezug wäre daher nur denkbar, wenn die Versorgung ihres Mannes gesichert wäre und Andrea, beispielsweise über ein Wiedereinstiegsprogramm, die Möglichkeit erhielte, erneut als Arzthelferin o.ä. tätig zu werden. Ihrer Tochter Katja fehlen wiederum die Vorbilder für einen Einstieg ins Berufsleben. Sie befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews bereits in der dritten Fördermaßnahme und erklärte mehrfach im Interview, sich angesichts dessen kaum Hoffnungen zu machen, jemals eine vollwertige Beschäftigung zu finden. Ein Ausstieg aus dem Leistungsbezug wäre ihr wahrscheinlich nur unter der Voraussetzung der Vermittlung und Übernahme einer realistischen Erwerbsorientierung möglich. Es bleibt offen, ob die berufsvorbereitenden Maßnahmen, die sie derzeit durchläuft, ein ausreichend starkes Gegengewicht zur Perspektivarmut ihrer Eltern bieten können.

3.3 Familie Michel

Familie Michel wurde als dritter kontrastiver Fall ausgewählt, nachdem die Auswertung von Familie Bauer abgeschlossen war. In den beiden vorherigen Fallrekonstruktionen wurde insbesondere die Orientierung am Modell der „Normalfamilie“ als relevantes gemeinsames Strukturmerkmal ersichtlich, woraufhin es sinnvoll erschien, einen Fall auszuwerten, in dem diese Orientierung nicht in gleicher Art und Weise zu erwarten war. Da Familie Michel ihren Ursprung in der Sowjetunion hatten, konnte davon ausgegangen werden, dass sie auch andere Familienmodelle kennengelernt hatte, als solche, die seit Generationen in Deutschland reproduziert werden. Auch die Tatsache, dass die jeweilige Milieuzugehörigkeit in den beiden vorherigen Fällen äußerst relevant war, ließ es im Sinne eines Maximalkontrastes sinnvoll erscheinen, eine Familie auszuwählen, die aufgrund ihrer Migrationsgeschichte in keinem etablierten Milieu in der BRD verankert war. Dies hätte jedoch beispielsweise auch auf die aus der Türkei stammende Familie Esen zugetroffen, welche ebenfalls zeitweise als dritter kontrastiver Fall infrage kam. Letztendlich fiel die Entscheidung dennoch auf Familie Michel, da das Interview mit dem Sohn von Frau Esen deutlich schlechter verlief und weniger Material bot, als das mit dem Sohn von Frau Michel.

3.3.1 Irene Michel

„Ich bin wirklich mein ganzes Leben lang damit beschäftigt, gegen diese Vorurteile zu kämpfen“

3.3.1.1 Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Vermittelt wurde mir das Treffen mit Irene Michel von einem Mitarbeiter eines Bildungsträgers, bei dem sie derzeit eine Maßnahme für Langzeiterwerbslose absolviert. Vorab fand ein kurzes Telefonat statt, in dem ich Irene über mein Forschungsvorhaben aufklärte und wir einen gemeinsamen Termin vereinbarten. Zunächst trafen wir uns in der Nähe des Bahnhofs in der Stadt, in der Irene eine Maßnahme des Jobcenters absolvierte. Von dort aus gingen wir gemeinsam in ein ruhiges Café, in dem das Interview stattfinden sollte. Da es ein Vormittag an einem Werktag war, trafen wir auf keine weiteren Gäste und waren bis auf wenige Unterbrechungen durch eine Kellnerin relativ ungestört. Irene wirkte fröhlich, lachte häufig und war sehr kommunikativ. Obwohl wir uns an einem warmen Tag im Sommer trafen, trug sie relativ lange und geschlossene Kleidung und wies mit einem Kreuz

an einer Kette um ihren Hals darauf hin, dass sie christlichen Glaubens war. Sie erklärte mir, dass sie sogleich davon angetan war, mir ihre Lebensgeschichte erzählen zu können, nachdem sie von meinem Anliegen erfahren habe. Insbesondere habe sie die Hoffnung gehabt, gängige Klischees über Erwerbslose widerlegen zu können.¹³³ Insgesamt dauerte unser Interview ca. drei Stunden, in denen Irene sehr bereitwillig von ihrem Leben erzählte. Nach Abschluss des Gesprächs erklärte sie mir, dass es ihr große Freude bereitet habe, mir von sich zu erzählen und dass sie bereits ihren Sohn darum gebeten habe, ebenfalls mit mir zu sprechen.

3.3.1.2 Das thematische Feld

Wie bereits im Vorgespräch angekündigt, zeigte Irene im Interview großes Interesse daran, mit Klischees über Erwerbslose und (Spät-)Aussiedler*innen zu brechen. Ihr thematisches Feld entwickelt sie entlang einer Aufeinanderfolge negativer schicksalhafter Ereignisse, gegen die sie sich zur Wehr setzen musste. Dabei stellt sie sich überwiegend als eine Art „Kämpferin“ dar, die sich gegen alle Widerstände durchzusetzen versucht. Ist ihre Hartnäckigkeit jedoch erfolglos, so verlässt sie sich allein auf ihren Glauben. Dies scheint insbesondere dem Umstand geschuldet zu sein, dass sie seit etwa zwei Jahren Mitglied einer freikirchlichen Gemeinde ist und ausgehend von dieser Gegenwartsperspektive Teile ihrer Lebensgeschichte retrospektiv religiös uminterpretiert. Im Kontext ihrer Kindheit und Jugend in der Sowjetunion präsentiert Irene insbesondere eine Diskriminierung aufgrund des Umstandes, dass ihr Vater deutsche Vorfahren hat. Im Hinblick auf ihr Leben in Deutschland stehen demgegenüber die Problematik ihres Migrationshintergrundes und die daraus resultierende Geringschätzung im Vordergrund. So thematisiert Irene insbesondere die Diskrepanz zwischen ihrer in Russland erworbenen Bildung und deren (Nicht-)Anerkennung in Deutschland. Dabei machen die Schilderungen ihrer Kindheit und Jugend in der Sowjetunion lediglich einen recht kurzen Teil der Eingangserzählung aus. Dominant wird diese Thematik erst dadurch, dass Irene insbesondere Situationen schildert, in denen sie das vor der Migration erworbene Wissen nutzbringend in Deutschland einsetzen konnte.¹³⁴ Dadurch schließt sie gleich vorweg die Annahme aus, sie habe sich nicht ausreichend um Arbeit bemüht. Dass ihre Bemühungen um berufliche und soziale Integration überwiegend misslangen,

133 Möglicherweise kann dies bereits als Hinweis gedeutet werden, dass jene Vorurteile ein wichtiges biografisches Thema darstellen würden.

134 Tatsächlich ist davon auszugehen, dass ein Großteil ihrer Bildung keinerlei Anerkennung in Deutschland findet, weshalb sie jene seltenen Momente der Anerkennung besonders ausformuliert.

begründet sie wiederum durchweg mit Diskriminierungserfahrungen und ungünstigen strukturellen Bedingungen. Im Folgenden soll dieses thematische Feld des Interviews mit Lesarten kontrastiert werden, die sich aus der Analyse der biografischen Daten ergeben haben.

3.3.1.3 Historischer Hintergrund der Familiengeschichte

Aufgrund der historischen Konstellation in die Irene hinein geboren wurde, erscheint es sinnvoll, zunächst auf die Geschichte der in Russland lebenden ethnischen Deutschen und deren Lebensumstände in den 1970er Jahren einzugehen. Obwohl bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts deutsche Siedler*innen in Russland lebten, setzte die erste größere Einwanderungswelle erst mit Katharina II. ab dem Jahr 1762 ein. Diese hatte die Absicht, die Gebiete der mittleren Wolga zu besiedeln und mit den fortschrittlichen Anbaumethoden der deutschen Kolonist*innen aus Hessen, Baden, dem Elsass, Württemberg, dem Rheinland und Preußen urbar zu machen. Im Rahmen der Anwerbekampagne wurde den Siedler*innen Steuerfreiheit, Befreiung vom Militärdienst, bebaubares Land und Religionsfreiheit zugesichert (vgl. Ingenhorst 1997: 19ff.).

Die nächste Einwanderungswelle setzte ab 1785 mit der Besiedelung der heutigen südlichen Ukraine ein, einem Gebiet, welches zur damaligen Zeit als Noworossija bezeichnet wurde.¹³⁵ Zudem fanden einige Kolonist*innen den Weg nach Wolhynien (der heutigen nordwestlichen Ukraine) sowie in das Gebiet des Kaukasus (vgl. Rosenthal/Stephan/Radenbach 2011: 39f.). Viele der damaligen Einwanderer*innen waren Mennoniten und Baptisten, die dem Militärdienst entfliehen wollten und auf eine größere Religionsfreiheit hofften (vgl. Ingenhorst 1997: 24). Die deutsche Bevölkerung war sehr darum bemüht, ihre Privilegien zu sichern und ein Netzwerk gegenseitiger Hilfeleistungen in Russland aufzubauen. Infolgedessen kam es zu einer längeren Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs und einer Zunahme der Einwanderung, sodass die Zahl der ethnischen Deutschen in Russland am Ende des 19. Jahrhunderts auf ca. 1,8 Millionen angestiegen war (vgl. ebd.: 28).

Nach der Oktoberrevolution im Jahr 1917 schlugen sich zunächst viele der ethnischen Deutschen auf die Seite der Bolschewiki, da diese in mehreren Dekreten die Gleichheit und Souveränität aller in Russland lebenden ethnischen Gruppen erlassen hatten (vgl. ebd.: 34f.). Dennoch hatten viele ethnische Deutsche unter der bereits 1929 einsetzenden sogenannten Entkulakisierung zu leiden, d.h. der Verfolgung und Umsiedelung von Mittelschichtbauern und Großgrundbesitzer*innen in weit entfernte östliche

135 Noworossija war kurz zuvor in einem Krieg zwischen Russland und dem Osmanischen Reich erobert worden und sollte durch die Besiedelung erschlossen werden.

und nördliche Gebiete der Sowjetunion sowie unter den aus der Kollektivierungspolitik resultierenden Hungersnöten (vgl. Rosenthal/Stephan/Radenbach 2011: 41).

Mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion und deren Einmarsch in die Ukraine 1941 kehrte sich das zunächst überwiegend positive Verhältnis um und die deutsche Bevölkerung wurde der Kollaboration mit den Nationalsozialisten bezichtigt. Da befürchtet wurde, dass die im Gebiet der heutigen Ukraine lebende Bevölkerung mit Nazi-Deutschland zusammenarbeiten könnte, wurden viele von ihnen umgehend in Sondersiedlungen nach Sibirien, Kasachstan, Kirgisien und Tadschikistan deportiert (vgl. Ingenhorst 1997: 51). Nachdem sie unter katastrophalen Bedingungen transportiert worden waren, mangelte es ihnen an ihren Zielorten an Unterkünften, wintertauglicher Kleidung und Nahrungsmitteln. Viele starben während ihrer Deportation oder in dem darauffolgenden harten Winter (vgl. ebd.: 52).

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges kam es anfangs zu keiner Verbesserung der Situation der Russlanddeutschen, stattdessen wurden Ende des Jahres 1948 „Spezialkommandanturen“¹³⁶ eingerichtet, unter denen sich ihre Situation noch einmal verschärfte. Insgesamt kam es zu einem starken Assimilationsdruck und einer Verdrängung der deutschen Sprache. Viele der Jüngeren versuchten, ihre deutsche Herkunft zu verleugnen und sich soweit wie möglich der russischen Bevölkerung anzunähern (vgl. ebd.: 56). So weisen Rosenthal, Stephan und Radenbach (2011: 20) beispielsweise darauf hin, dass für die deutsche Bevölkerung in der Sowjetunion immer wieder die Notwendigkeit bestand, die Lebens- und Familiengeschichte entsprechend den jeweiligen dominanten Diskursen der Sowjetgesellschaft umzuschreiben und bestimmte Bereiche der familialen und kollektiven Geschichte zu verschweigen.

Noch bis zum Jahr 1955 blieben fast alle ca. 1,5 Millionen in Russland lebenden ethnischen Deutschen interniert. Erst mit einem Beschluss vom Dezember 1955 wurden die Kommandanturen aufgehoben und die deutsche Bevölkerung rehabilitiert. Sie durften jedoch nicht in die Gebiete, aus denen sie ursprünglich vertrieben worden waren, zurückkehren und waren aufgrund ihrer Vereinzelung östlich des Urals als Volksgruppe kaum noch sichtbar (vgl. Ingenhorst 1997: 56f.). „Durch die Zerstreuung in der Diaspora [wurde] es immer schwerer, auf die Dauer fast unmöglich, deutsches Brauchtum, Sprache und Tradition zu erhalten“ (ebd.: 57). Dennoch wurde durch die von Chruschtschow initiierte Tauwetterpolitik ab 1956 erneut ein Bildungs- und Berufsaufstieg möglich, der in den Jahren zuvor undenkbar gewesen wäre (vgl. Rosenthal/Stephan/Radenbach 2011: 44). Aufgrund der wiedergewonnenen Reisefreiheit kam es in den folgenden Jahren zu einer völlig neuen

136 Unter der Kommandaturaufsicht wurden weite Teile der deutschen Bevölkerung in Arbeitslagern und primitiven Dörfern festgehalten (vgl. Vogelgesang 2008: 38).

Bevölkerungsverteilung der deutschen Minderheit in Russland, insbesondere zu einer Umverteilung vom Land in die Städte (vgl. Ingenhorst 1997: 58). Der Zugang zu Bildung und besseren Arbeitsplätzen war zur damaligen Zeit noch immer beschränkt, insbesondere der Anteil von Studierenden und Personen in zentralen gesellschaftlichen Positionen war nach wie vor gering. Erst Mitte der 1960er Jahre wurde der Rechtsstatus der deutschen Bevölkerung weiter normalisiert und die pauschale Anschuldigung der Kollaboration mit Deutschland offiziell zurückgenommen (vgl. ebd.: 61).

3.3.1.4 Familiärer Kontext der Geburt

Irenes Großeltern väterlicherseits waren deutscher Abstammung. Es ist leider nicht überliefert, zu welcher Gruppe der in Russland lebenden ethnischen Deutschen sie gehörten.¹³⁷ Geht man davon aus, dass sie etwa 40 bis 50 Jahre älter waren als Irene, so hatten sie die Deportation der deutschen Bevölkerung ungefähr im Alter von 10 bis 20 Jahren miterlebt. Sie wären demnach in vollem Umfang von der damaligen diskriminierenden Gesetzgebung, der weitverbreiteten Armut und dem Verlust ihres Herkunftsortes betroffen gewesen. Die Generation der zwischen 1920 und 1930 geborenen ethnischen Deutschen in der Sowjetunion konnte auf ein Leben vor der Verfolgung zurückblicken und war damals bereits teilweise zur Schule gegangen. In den von Rosenthal, Stephan und Radenbach (2011: 53) geführten Gesprächen zeigte sich, dass einige Vertreter*innen dieser Generation die Jahre vor 1941 nostalgisch verklärten und sich nach wie vor erhofften, zu diesem früheren Leben zurückkehren zu können. Den Ausführungen von Irene zufolge wurde ihr Großvater väterlicherseits zunächst zur Zwangsarbeit in die Trudarmee (Arbeitsarmee) eingezogen¹³⁸, wohingegen ihre Großmutter in einer Küche Dienst leisten musste. In den darauffolgenden Jahren mussten sie beide höchstwahrscheinlich in einfachen Berufen arbeiten und wurden von qualifizierteren Tätigkeiten ausgeschlossen. Zum Zeitpunkt von Irenes Geburt im Jahr 1971 hatten ihre Großeltern dennoch ein eigenes Haus in der Nähe der Metropole Tscheljabinsk erbaut, was darauf hindeutet, dass sie sich trotz aller

137 Eine Anmerkung Irenes, ihre Großmutter habe noch eine deutschsprachige Schule besucht, könnte dafür sprechen, dass diese aus der autonomen Wolgarepublik stammte. In dieser wurde bis zur Deportation der deutschen Bevölkerung im Jahr 1941 in deutschsprachigen Schulen unterrichtet. Da diesbezüglich jedoch keine weiteren Informationen vorliegen, stellt dies lediglich eine denkbare Lesart dar.

138 Die überwiegende Mehrheit der deutschen Frauen und Männer wurde in die Trudarmee eingezogen und musste dort schwere körperliche Arbeiten verrichten (vgl. Rosenthal/Stephan/Radenbach 2011).

Hindernisse einen bescheidenen Wohlstand erarbeiten konnten.¹³⁹ Einen Bezug zu ihren Großeltern stellt Irene in ihrer Eingangserzählung vor allem über deren protestantischen Glauben her. So erklärt sie etwa, ihre Großeltern hätten sich mit ihren Nachbar*innen heimlich in Untergrundkirchen getroffen und dort ihren Glauben praktiziert. „Die letzten Kirchen wurden in den dreißiger Jahren geschlossen, die Pfarrer ermordet oder verschleppt, was zur Zerschlagung der Amtskirchen führte. Die Ausübung der Religion war auf kleine, illegale und von Laien selbst organisierte Zirkel oder auf das individuelle Bekenntnis zur Religion und zum Glauben beschränkt“ (Ingenhorst 1997: 151). Für viele der deportierten Deutschen war der Zusammenschluss in Untergrundkirchen daher Teil ihrer Überlebensstrategie nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. Vogelgesang 2008: 150).

Irenes Vater, Andrej Michel, wurde bereits 1948 geboren und wuchs dementsprechend höchstwahrscheinlich in bescheidenen Verhältnissen auf. Es ist davon auszugehen, dass er die Diskriminierung der deutschen Bevölkerung in den Jahren seiner Kindheit noch bewusst miterlebte. Zwar gehörte Irenes Vater zu einer Bevölkerungsgruppe, der viele Berufswege nur unter erschwerten Bedingungen offenstanden, nach seinem Militärdienst vom 18. bis zum 20. Lebensjahr fand er jedoch sogleich eine Anstellung als Fahrer für das sowjetische Militär. Für die Tätigkeit als Fahrer benötigte er keine besonderen Qualifikationen und dennoch eröffnete ihm diese die Möglichkeit, zeitgleich ein Abendstudium als Bauingenieur zu beginnen.¹⁴⁰ Generell ergaben sich für die in der Sowjetunion lebende deutsche Bevölkerung ab den 1960er Jahren zunehmend neue Möglichkeiten, eine akademische Laufbahn einzuschlagen (vgl. Hilkes 1999: 98). 1967 heiratete er die ein Jahr jüngere Jelena Petrowa, Irenes zukünftige Mutter, die in demselben Ort wie er aufgewachsen war und die er daher bereits seit seiner Kindheit kannte. Dass Andrej eine Ehe mit einer russischen Frau einging, könnte für dessen Orientierung an der russischen Kultur sprechen. Es war durchaus üblich, dass ethnische Deutsche im Zuge ihrer Assimilationsbestrebungen eine Ehe mit einem russischen Partner eingingen.¹⁴¹ Offensichtlich verhielt sich Irenes Vater zumindest nach außen systemkonform und war in der Lage, die daraus resultierenden Chancen im Berufs- und Bildungssystem für sich zu nutzen.

139 Von dem Besitz eines eigenen Hauses auf größere finanzielle Mittel zu schließen, würde hingegen zu weit gehen. Eher ist davon auszugehen, dass ein Großteil des Hauses in Eigenregie erbaut wurde.

140 Dass es sich dabei um ein Abendstudium handelte, deutet darauf hin, dass ihm der direkte Weg in ein Studium möglicherweise nicht offenstand, weshalb er diesen deutlich zeitintensiveren Weg wählen musste.

141 Rosenthal, Stephan und Radenbach (2011: 101) konnten im Rahmen ihrer Interviews feststellen, dass die russische Zugehörigkeit eines Partners in der Sowjetunion helfen konnte, einen höheren Status für die Familie zu erreichen.

Über Irenes Großeltern mütterlicherseits ist kaum etwas bekannt. Anzunehmen ist, dass dies unter anderem Irenes Darstellungsinteresse geschuldet ist. Im Interview war Irene stets darum bemüht, ihren Bezug zur deutschen Kultur zu betonen und sich dadurch mir gegenüber als ethnische Deutsche zu legitimieren, die zu ihren „historischen Wurzeln“ zurückkehren wollte. Es ist anzunehmen, dass sie aufgrund dessen den russischen Teil ihrer Familiengeschichte in ihren Erzählungen weitgehend unerwähnt lässt. So konnte lediglich im Interview mit Irenes Sohn in Erfahrung gebracht werden, dass Irenes Großeltern mütterlicherseits ursprünglich aus Russland stammten und keine deutschen Vorfahren hatten. Denkbar wäre, dass sie der Ehe ihrer Tochter mit einem Mann deutscher Abstammung ablehnend gegenüberstanden. Dafür würde die allgemeine Ablehnung der Bevölkerung gegenüber den in Russland lebenden ethnischen Deutschen zur damaligen Zeit sprechen. Wie jedoch bereits aus dem vorherigen Kapitel ersichtlich wurde, waren die Vorbehalte gegenüber der deutschen Bevölkerung Ende der 1960er Jahre bereits deutlich schwächer.

Irenes Mutter, Jelena Michel (geb. Petrowa), wurde 1949 geboren. Bereits im Alter von 18 Jahren heiratete sie Irenes Vater, der im selben Vorort von Tscheljabinsk aufgewachsen war wie sie. Zudem begann sie Irenes Darstellung zufolge etwa zur gleichen Zeit mit einem Studium, dessen Inhalt im Rahmen des Interviews jedoch leider nicht in Erfahrung gebracht werden konnte. Nach vier Jahren Ehe brachte sie im Alter von 22 Jahren Irene zur Welt und brach Irenes Erläuterungen zufolge etwa zeitgleich ihr Studium ab.¹⁴² Im System der Sowjetunion war eine Schwangerschaft jedoch eigentlich kein zwingender Grund für einen Studienabbruch. Entgegen Irenes Präsentation kann die alternative Lesart aufgestellt werden, dass sich möglicherweise während der Studienzzeit ihrer Mutter Probleme ergeben hatten, die die eigentliche Ursache des Studienabbruchs darstellten. Zudem erscheint eine Schwangerschaft im Alter von 22 Jahren nicht außergewöhnlich früh.¹⁴³ Möglicherweise handelte es sich um eine ungeplante Schwangerschaft, die sich jedoch letztlich als Rechtfertigungsgrund anbot, das Studium vorzeitig zu beenden. Welche Tätigkeit Jelena in der darauffolgenden Zeit ausübte, ist nicht bekannt. Dies könnte möglicherweise Irenes recht einseitig auf den Vater fokussierter Präsentation geschuldet sein. Im Gegensatz zum westdeutschen Familienmodell galt es in der ehemaligen Sowjetunion als selbstverständlich, dass auch Mütter und verheiratete Frauen einen Beruf ausüben.

142 Es sei darauf hingewiesen, dass die vorhandenen Informationen über das Studium ihrer Mutter nicht unbedingt zutreffen müssen, da aus dem vorliegenden Interviewmaterial weder das Studienfach noch ein zwingender Grund für den Abbruch des Studiums hervorgehen. Vor dem Hintergrund eines thematischen Feldes, das den familiären Bildungshintergrund betont, könnte eine vollständige Übernahme von Irenes Darstellung zu vorschnellen Interpretationen verleiten.

143 Mutterschaft an sich wurde in der ehemaligen Sowjetunion als eine Aufgabe von hoher nationaler und staatsbürgerlicher Verantwortung propagiert (vgl. Lingnau 2000: 37f.).

Dennoch war die traditionelle Rollenverteilung innerhalb der Familien weitaus stärker ausgeprägt als oftmals angenommen. „Die Verantwortung für die Familie, d. h. die Haushaltsführung, die Erziehung der Kinder, die Organisation des Alltags und des sozialen Lebens wurde [...] von den Frauen getragen“ (Dietz 1997: 73).

Vor diesem familiären und historischen Hintergrund wurde Irene Michel 1971 als erstes Kind einer Russin und eines ethnischen Deutschen in einem Vorort der Stadt Tscheljabinsk nahe des Uralgebirges in der ehemaligen Sowjetunion geboren. Tscheljabinsk war ein Zentrum des regionalen kulturellen und sozialen Lebens und war zur damaligen Zeit vor allem aufgrund seiner Industrieproduktion von Bedeutung.¹⁴⁴ So beginnt Irene auch die Eingangssequenz ihres Interviews mit einer detaillierten Bestimmung ihres Geburtsortes.

IM: Ja ich bin ähm, vor 42 Jahren 71 geboren ne, äh in Russland, das war wirklich kein Kasachstan oder die Ukraine das war wirklich Russland, das Uralgebirge kennst du vielleicht [Ja] dieses zwischen ähm (1) Europa und Asien, auf der asiatischen Seite, aber wirklich gerade so eben ne [Ja] äh und eigentlich in der Nähe von einer Stadt wo äh der russische Zar äh 1918 erschossen wurde ne, () auf jeden Fall so (1)

(Interview Irene Michel, S.1/Z.18)

Anstatt mit der Nennung ihrer Geburt zugleich ihre Familie einzuführen, ist Irene um eine regionale und historische Präzisierung ihres Geburtsortes bemüht. Dabei ist sie sehr darauf bedacht, zu betonen, dass es sich um einen Teil Russlands handelt und nicht etwa der Ukraine oder Kasachstans. Denkbar wäre, dass sie versucht, ihre Nähe zur russischen Dominanzkultur zu belegen und sich dadurch von Aussiedler*innen aus anderen Regionen der Sowjetunion abheben möchte. Auch die Tatsache, dass sie ihre Lebensgeschichte mit einer geografischen und historischen Einordnung beginnt („wo äh der russische Zar äh 1918 erschossen wurde“) und nicht etwa mit ihrem familiären Hintergrund legt bereits nahe, dass die Frage der Herkunft eine wichtige Funktion für Irenes Selbstverständnis haben könnte. Dadurch ist sie einerseits dazu in der Lage, mir gegenüber ihr historisches Wissen hervorzuheben, andererseits gibt sie zu verstehen, sie sei bereits durch ihre Geburt mit der Geschichte Russlands und der Region ihres Aufwachsens verbunden. Zudem muss der Umstand berücksichtigt werden, dass sie bei einem deutschen Gesprächspartner i.d.R. davon ausgehen kann, dass dieser nur über ein unzureichendes Wissen über die Sowjetunion verfügt.

Betrachtet man Irenes Geburt zusammenfassend vor diesem historischen und familiären Hintergrund, so geraten insbesondere die russisch-deutsche Ehe ihrer Eltern und die beruflichen Ambitionen ihres Vaters entgegen allen erschwerten Bedingungen in den Blick. Berücksichtigt man die offensichtli-

144 Aus Gründen der Anonymisierung wird an dieser Stelle auf die genaue Angabe einer Quelle verzichtet.

che Orientierung von Irenes Vater an der russischen Dominanzkultur, so ließe sich bereits zum Zeitpunkt ihrer Geburt vermuten, dass auch in Irenes späterem Leben die Thematik von kultureller und nationaler Zugehörigkeit von Relevanz sein würde. Tatsächlich deutet sich bereits an der Art und Weise, wie sich Irene in ihrem Interview selbst einführt, an, dass die Frage der Herkunft zumindest im Kontext der Selbstdarstellung eine zentrale Rolle einnimmt. Demnach ließe sich Irenes relativ einseitige Fokussierung auf die Geschichte ihrer Großeltern väterlicherseits als ein Versuch interpretieren, sich möglichst eindeutig als ethnische Deutsche zu präsentieren und somit mir gegenüber zu legitimieren.

3.3.1.5 Die ersten Lebensjahre in der Sowjetunion

Im Alter von zwei Jahren erlitt Irene eine schwere Hirnhautentzündung. Diese war so gravierend, dass sie ein halbes Jahr lang in einem Krankenhaus behandelt werden musste. Denkbar wäre, dass Irene bei einem derart langen Aufenthalt körperliche Schäden davongetragen hatte, die sie in ihrem späteren Leben beeinträchtigen könnten. Ebenso könnten die medizinische Behandlung und das Leben im Krankenhaus einen Einfluss auf Irenes psychisches Befinden gehabt haben, der sich erst in ihrem späteren Leben offen zeigte. In jedem Fall scheint die langandauernde Erkrankung in den ersten Lebensjahren ein Ereignis darzustellen, das die Frage nach ihrem (Über-)Leben schon recht früh aufwarf:

IM: also ich muss sagen dass ich ähm, als ich zwei war hab ich eine ganz (3) schlimme Krankheit gehabt [Ja], die Hirnhautentzündung da war ich ein halbes Jahr mit meiner Mutter im Krankenhaus, [Ok] und der Professor der mich behandelt hat der wurde auch mit dem Hubschrauber von Tscheljabinsk von einer großen Millionenstadt, zu uns gebracht, der hatte mich eigentlich abgeschrieben ne, äh also der hat gesagt „Das Kind überlebt nicht“, also ich hab zu kämpfen gehabt alles Mögliche und äh, elf Tage im Koma und so [Mhm] ja und deswegen habe ich auch kaputte Venen und so ne [Ja] also das ist auch von diesen Infusionen [Ok] die haben mich überall gestochen ja, ich muss sagen dass ich wirklich eine Kämpfernatur habe, ich wollte schon mit Zwei weiterleben, der liebe Gott hat das wahrscheinlich gesehen und meine Mutter hat auch gebetet dass ich am Leben bleibe, bin ich auch geblieben, und äh ich genieße wirklich, dieses Leben weil äh, ich, im Moment geht es sehr vielen Menschen schlechter als mir [Mhm] und ich genieße wirklich und weiß es zu schätzen das Leben

(Interview Irene Michel, S.10/Z.14)

Irenes Erläuterung, vor allem ihre Mutter sei während dieser Zeit bei ihr gewesen, wirft die Frage auf, weshalb ihr Vater keinerlei Erwähnung findet. Denkbar wäre etwa, dass sich in dieser Darstellungsweise ausdrückt, dass Irenes Vater aufgrund seiner Berufstätigkeit und des Abendstudiums relativ wenig Zeit für seine Tochter erübrigen konnte. Indem Irene erläutert, ein

Professor sei eigens aus Tscheljabinsk eingeflogen worden, um sie zu behandeln, verdeutlicht sie die Dramatik ihres Falles und grenzt sich von den anderen Patient*innen ab, für die eine gewöhnliche Behandlung ausreichte. Durch ihre Bemerkung, der angereiste Arzt habe sie jedoch trotz seiner Kompetenz „eigentlich abgeschrieben“, verdeutlicht sie zugleich, wie sehr die damaligen Umstände ihrem Weiterleben entgegenstanden. Obwohl dieser festgestellt habe: „Das Kind überlebt nicht“, erwies sich Irene der Darstellung zufolge bereits im Alter von zwei Jahren als „Kämpferin“, die mit der Hilfe Gottes überleben konnte.¹⁴⁵ Bedenkt man, dass sich Irene selbst wohl kaum an ein solch frühes Ereignis erinnern dürfte, so lässt sich erahnen, dass es in Irenes Ausführungen in erster Linie um die Reproduktion des thematischen Feldes geht und weniger um ihr ursprüngliches Erleben. Dabei führt Irene zwei Themen ein, die auch im weiteren Interviewverlauf eine wichtige Rolle spielen: Einerseits schließt sie aus dem damaligen Ereignis, sie habe schon immer für ihr Leben und ihre Rechte „kämpfen“ müssen, andererseits war sie dem Schicksal ausgeliefert, weshalb ihrer Darstellung zufolge allein Gottes Hilfe das bewirken konnte, zu dem selbst ein angesehenen Professor aus einer Millionenstadt nicht in der Lage war.¹⁴⁶

Nach Irenes Gesundung kam sie im Alter von drei Jahren in den staatlichen Kindergarten.¹⁴⁷ Es ist anzunehmen, dass es angesichts der sich andeutenden Systemtreue der Eltern und deren Berufstätigkeit kaum eine Alternative gab. Da das Familienmodell in der Sowjetunion eine Berufstätigkeit beider Elternteile vorsah, ist davon auszugehen, dass auch Irenes Mutter arbeiten ging, während Irene den Kindergarten besuchte.¹⁴⁸ Irene war somit bereits von klein auf in das Betreuungssystem der Sowjetunion integriert.

1977, im Alter von sechs Jahren, wurde Irene in die allgemeine polytechnische Mittelschule eingeschult. Im sowjetischen Schulsystem der damaligen Zeit war der Besuch ein und derselben Schule von der ersten bis zur zehnten Klasse üblich, wobei die ersten vier Schuljahre der Grundschulbildung dienten (vgl. Hildermeier 1998: 934f.). Zwar wurden die Nachfahr*innen ethnischer Deutscher damals weitaus weniger diskriminiert, als die Generation von Irenes Vater, denkbar wäre dennoch, dass sie im Schulalltag mit der

145 Denkbar wäre auch, dass der Begriff der „Kämpferin“ durch die Erzählungen ihrer Eltern geprägt ist und von Irene im Rahmen des Interviews als eine ihr treffend erscheinende Selbstbeschreibung aufgegriffen wurde.

146 Ob Irenes Mutter selbst religiös war ist nicht belegt. Da sich viele Hinweise auf eine große Systemtreue der Familie finden lassen, kann davon nicht ohne weiteres ausgegangen werden. Denkbar wäre, dass Irene die Gebete ihrer Mutter nachträglich hinzudeutet und ihr Leben somit von Anfang an in einen religiösen Kontext stellt.

147 Das sowjetische Betreuungssystem sah üblicherweise den Besuch eines Kindergartens ab dem dritten Lebensjahr bis zur Einschulung vor (vgl. Dietz 1997: 24f.).

148 Welchen Beruf sie zur damaligen Zeit ausübte, ist leider nicht belegt. Aufgrund ihres Studienabbruchs kann davon ausgegangen werden, dass es sich dabei wahrscheinlich um eine ungelernete Tätigkeit handelte.

deutschen Herkunft ihrer Familie väterlicherseits konfrontiert wurde. Insbesondere aufgrund ihres offensichtlich deutschen Nachnamens war Irene recht eindeutig als Deutsche zu erkennen.

Das früheste Erlebnis, in dessen Kontext Irene eine Diskriminierung thematisiert, ist eine Situation während ihrer Zeit im Kindergarten.

IM: Weil ich bin wirklich mein ganzes Leben lang damit beschäftigt, gegen diese Vorurteile zu kämpfen [Mhm] (2) da in Russland war ich Deutsche ne, und äh, mit fünf habe ich schon, also im Kindergarten, bin ich irgendwann zu meiner Mutter gekommen und habe gefragt was ein Faschist ist, meine Mama sagt „/Wieso kommst du auf das Wort?“ ne, ja ich sag „Ich hab das gehört, eine hat zu mir das und das gesagt“ ja, und sie sagte „Ja Irene, da war äh vor sehr vielen Jahren Krieg“ und hat mir das erzählt ne, aber das ist schon krass ne [Ja] obwohl das im Kindergarten war, also wir haben in einer Stadt gewohnt wo ganz viele Russlanddeutsche gewohnt haben [Ja] ne also man konnte da laufen und man konnte dieses Plattdeutscherede hören ne

(Interview Irene Michel, S.9/Z.22)

Irenes Argumentation gleich zu Beginn dieses Interviewausschnittes verdeutlicht erneut das eingangs geschilderte thematische Feld, demzufolge sie ihr „ganzes Leben lang damit beschäftigt [war], gegen diese Vorurteile zu kämpfen“. Erkennbar wird dabei auch ihre Selbstdefinition als eine leidende Person, der aufgrund ihrer Migrationsgeschichte ein Unrecht widerfahren ist. Die berichtete Situation, die den Anlass zu Irenes Gespräch mit ihrer Mutter gegeben hatte, kommt jedoch nur kurz zur Sprache. Interessanterweise ist dies in der Eingangserzählung des Interviews die erste Situation, in der Irene ihre Mutter als Person einführt. Im Kontext dieses szenischen Dialoges erscheint Irenes Mutter als ein fürsorgender Mensch, der gewissermaßen als historisches Gedächtnis der Familie präsentiert wird. Dass sie an dieser Stelle erstmals ihre Mutter einführt, könnte etwa daran liegen, dass kein ähnliches Gespräch mit ihrem Vater zustande kam. Dieser war vor dem Hintergrund seiner Systemanpassung möglicherweise um eine Dethematisierung seiner deutschen Familiengeschichte bemüht. Wie oben bereits erwähnt wäre ebenso denkbar, dass er nur selten im Familienalltag präsent war. Zwar erwähnt Irene ihren Vater deutlich früher im Interview als ihre Mutter, dies jedoch nicht im Kontext eines alltäglichen Miteinanders, sondern insbesondere im Hinblick auf dessen deutsche Abstammung und die Migrationsentscheidung der Familie.¹⁴⁹ Die Einführung der Faschismusthematik durch ein Gespräch mit ihrer Mutter könnte ihr zudem die Möglichkeit bieten, die historischen Ereignisse gemeinsam mit dieser aus der Perspektive einer Außenstehenden zu beschreiben. Irene endet damit, dass in ihrer Stadt viele Russlanddeutsche gewohnt haben und man überall „dieses Plattdeutsch-

149 Erstmals wird dieser im Zusammenhang eines Umzugs der Familie nach Sibirien eingeführt. In diesem Kontext gibt ihm Irene die Schuld an ihren Umzügen. Dieser Vorwurf scheint sich später noch ein weiteres Mal zu wiederholen, als Irenes Vater einen Ausreisearbeit für die gesamte Familie stellt.

gerede“ hören konnte. Deutlich wird dadurch möglicherweise, dass sie sich nicht als Teil einer Minderheit verstanden wissen möchte, sondern als Teil einer größeren Gruppe, die kollektiv verurteilt wurde. Die Art und Weise, wie sie ihre Beschreibung formuliert, könnte zudem darauf hindeuten, dass in Irenes eigener Familie kein Deutsch gesprochen wurde, sodass sie die deutsche Sprache lediglich in ihrer Nachbarschaft vernommen hatte.

Während ihrer Schulzeit begann Irene, Klavier zu spielen und im Chor zu singen, zudem schloss sie sich einer Ballettgruppe an. Mit letzterer gab sie regelmäßige Aufführungen, auch über die Region hinaus. Zudem war sie Mitglied der Jungpioniere und berichtete im Interview von der jährlichen Teilnahme an deren Ferienlagern. Ihre Mitgliedschaft bei den Jungpionieren, der Ballettunterricht und der Musikunterricht im Chor waren zu dieser Zeit jugendtypische Freizeitaktivitäten des breit gefächerten außerhäuslichen Betreuungsangebotes. Zudem spricht dies für eine kulturelle Orientierung der Familie, da Irene ebenso alternative Angebote etwa im sportlichen Bereich offen gestanden hätten. Ihre Freizeit verbrachte Irene demnach vor allem in institutionalisierten Kontexten, die in der Sowjetunion eine große Anerkennung fanden und umfassend staatlich gefördert wurden.

IM: und ich war ganz oft in diesen Pionierlagern ne, das ist eigentlich äh, eigentlich hab ich, auch diese äh (1) Ideologie gar nicht so sehr geachtet, ich hab immer auf diese Gemeinschaft geachtet ne [Ja] auf diese Lagerfeuer, zusammen singen und so, ich habe auch mit 14 angefangen Gitarre zu spielen, da habe ich immer Gitarre gespielt und gesungen also das [Ja] dieses Gemeinschaftliche dieses was, aus einem Menschen einen Menschen macht ne, wenn der liebe Gott uns als äh Alleinstehenden erdacht hätte, hätte er uns auf äh (1) äh ähh isoliert auf einer unbewohnbaren Insel [Ja] angesiedelt und dann wären wir alleine ne

(Interview Irene Michel, S.25/Z.40)

Im Nachhinein erklärt Irene, die Ideologie, die ihnen in den Pionierlagern vermittelt wurde, habe sie nicht weiter interessiert. Fest steht allerdings, dass sie damals ein gewisses Gemeinschaftsgefühl erfahren hatte, welches sie offensichtlich aktuell erneut in ihrem religiösen Umfeld findet. In den Pionierlagern der Sowjetunion hingegen war für Religion kein Platz. Vielmehr ist anzunehmen, dass sie sich zur damaligen Zeit durchaus mit der russischen Dominanzkultur identifizierte. Mir gegenüber war sie jedoch sehr darauf bedacht, sich soweit wie möglich vom System der Sowjetunion abzugrenzen und ihre Verbundenheit mit der deutschen Kultur zu betonen.¹⁵⁰ Im Zentrum ihrer Präsentation stehen daher vor allem das gemeinsame Erleben mit den Peers und das Singen am Lagerfeuer. Dieses findet ihrer Darstellung zufolge seine Fortsetzung in der Entscheidung, mit 14 Jahren Gitarre spielen zu

150 Dies lässt möglicherweise auch vor dem Hintergrund der Einwanderungsvoraussetzungen in der BRD einordnen und der damit verbundenen Notwendigkeit zur Legitimation vor den deutschen Behörden.

lernen. Ihr nach wie vor bestehendes Interesse an Gemeinschaft und Musik eröffnet ihr aus heutiger Sicht die Möglichkeit, eine biografische Kontinuität zwischen ihrer Kindheit im sowjetischen Russland und ihrem heutigen Leben in der BRD herzustellen.

Unterdessen wurde Irenes Mutter ein weiteres Mal schwanger und brachte 1978 Irenes Schwester Inna zur Welt. Für die sieben Jahre ältere Irene könnte dies einerseits einen Thronsturz als bisher einziges Kind in der Familie bedeuten haben¹⁵¹, andererseits aber auch den Zugewinn einer weiteren Bezugsperson. Aufgrund des großen Altersunterschiedes war zu erwarten, dass Irene, insbesondere nach dem Erziehungsurlaub ihrer Mutter, in die Betreuung ihrer jüngeren Schwester eingebunden werden würde. Der Zusammenhalt von Familien in Russland war traditionell sehr eng und insbesondere als Mädchen dürfte von Irene erwartet worden sein, dass sie sich um ihre Schwester sorgte. Im Gegensatz zur institutionalisierten Freizeit im Rahmen der Musikschule und des Ballettunterrichts forderte eine Betreuung ihrer jüngeren Schwester persönlichen Einsatz für die Familie, was sie möglicherweise als Einschränkung empfunden haben mochte.

Ebenfalls im Jahr 1978 beendete Irenes Vater erfolgreich sein Abendstudium als Bauingenieur. Insgesamt waren industrielle Berufe, allen voran der Beruf des Ingenieurs, unter Männern in Russland sehr stark verbreitet (vgl. Ingenhorst 1997: 145). Im Zusammenhang mit den vorherigen biografischen Daten bietet sich die Lesart an, dass sich Irenes Eltern erst für ein weiteres Kind entschieden hatten, als absehbar war, dass Irenes Vater sein Studium erfolgreich abschließen würde. Der relativ große Altersunterschied könnte daher auch die anfangs formulierte Lesart unterstützen, dass Irene ungeplant zur Welt gekommen war und damit möglicherweise die Familienplanung ihrer Eltern durchkreuzt hatte.

Irenes Vater wurde nach Abschluss des Studiums an einer Hochschule angestellt. Sein systemtreues Verhalten dürfte die Anstellung in einer staatlichen Einrichtung begünstigt haben. Über den weiteren Ausbildungsverlauf von Irenes Mutter ist indes nichts Näheres bekannt. Vor dem Hintergrund des Sowjetsystems ist einerseits zwar davon auszugehen, dass sie überwiegend berufstätig war, wie es sich bereits im obigen Interviewausschnitt andeutet¹⁵², andererseits könnte der Umstand, dass es Irene vermeidet, auf den beruflichen Werdegang ihrer Mutter einzugehen, aber auch darauf hindeuten, dass dieser ihre Darstellung eines gesellschaftlich etablierten familiären Hintergrundes durchkreuzen könnte.¹⁵³

151 Dieser dürfte jedoch eher gering ausgefallen sein, da es ihr aufgrund des Altersunterschiedes von sieben Jahren relativ leicht gefallen sein dürfte, ihre kleine Schwester zu akzeptieren (vgl. Toman 2011: 23).

152 Die überwiegende Mehrzahl der sowjetischen Mütter und Hausfrauen hatte laut Hildermeier (1998: 946f.) die Doppellast von Haushaltsführung und Berufstätigkeit zu tragen.

153 Bedacht werden muss diesbezüglich auch, dass bereits der Studienabbruch ihrer Mutter nur relativ unzureichend durch deren erste Schwangerschaft begründet wurde.

Da – anders als in der BRD – in der Sowjetunion kein dreigliedriges Schulsystem existierte, besuchte Irene auch nach Abschluss der vierten Klasse weiterhin dieselbe Schule. Die allgemeinbildende Mittelschule musste verpflichtend bis zur achten Klasse besucht werden und endete spätestens in der zehnten Klasse mit der „vollendeten mittleren Bildung“ (vgl. Hildermeier 1998: 935). Anders als in der BRD war es somit bereits nach zehnjährigem Schulbesuch möglich, eine akademische Ausbildung einzuschlagen.

1982, ein Jahr später, wechselte Irenes Vater auf einen neuen Arbeitsplatz, der es erforderlich machte, dass die gesamte Familie nach Sibirien ziehen musste. Ganz gleich, ob es sich um eine unfreiwillige Versetzung, einen geplanten Karriereschritt oder eine Weiterbildung handelte, die Familie musste Irenes Vater an seinen neuen Arbeitsplatz folgen. Für Irene, die bereits seit elf Jahren im Vorort einer Großstadt gelebt hatte und dort im Kontext der Jungpioniere sowie des Musik- und Ballettunterrichts institutionell gut eingebunden war, dürfte dies zu einem Abbruch einiger sozialer Kontakte geführt haben. Es ist zwar davon auszugehen, dass Musik- und Ballettunterricht ein weitverbreitetes Angebot in vielen Städten der Sowjetunion darstellten. Zunächst dürfte Irene jedoch angesichts der Trennung von dem ihr vertrauten Umfeld wesentlich stärker auf das innerfamiliäre Leben zurückverwiesen worden sein. Denkbar wäre dennoch, dass ein elfjähriges Kind den Umzug an einen zuvor unbekanntem Ort anfangs als eine spannende Erfahrung empfunden haben könnte.

Bereits 1983, nach nur einem Jahr in Sibirien, zog die gesamte Familie zurück nach Tscheljabinsk, wo Irenes Vater erneut eine Stelle erhielt. Irene ging in Tscheljabinsk wieder auf dieselbe Schule, die sie bereits vor ihrem Aufenthalt in Sibirien besucht hatte. Zudem begann sie, wieder im Chor zu singen und den Ballettunterricht zu besuchen. Die institutionellen Freizeitangebote boten ihr somit die Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen und möglicherweise sogar in ihr vorheriges soziales Umfeld zurückzukehren. Trotzdem darf nicht außer Acht gelassen werden, dass sie bei alledem erstmals die Erfahrung gemacht hatte, wie es ist, den Wohnort verlassen zu müssen und welche Umstellungen und Beziehungsabbrüche dies mit sich bringt. Im Interview schwingt zumindest ein gewisser Vorwurf ihrem Vater gegenüber mit, der erahnen lässt, dass der Umzug nach Sibirien für Irene problematischer gewesen sein mag, als sich heute nachvollziehen lässt.

Tatsächlich schienen die Entscheidungen ihres Vaters eine berufliche Weiterentwicklung ermöglicht zu haben, denn nur ein Jahr später, im Alter von 36 Jahren, wurde dieser zum Abteilungsleiter befördert. Irenes Mutter wurde daraufhin bei demselben Arbeitgeber angestellt, was ebenfalls dafür spricht, dass die neue berufliche Situation von Irenes Vater mit einigen Vorzügen einherging und auf eine gute Stellung der Familie im Sowjetsystem

hinweist. Zugleich könnte dies dafür sprechen, dass Irenes Mutter ohne die Kontakte ihres Mannes Schwierigkeiten hatte, eine Anstellung in einem qualifizierten Tätigkeitsfeld zu finden.

Im Jahr 1986 brachte Irenes Mutter eine dritte Tochter zur Welt, Irenes 15 Jahre jüngere Schwester Julia. Geht man davon aus, dass Irene bereits zuvor in die Betreuung ihrer Schwester eingebunden war, so wäre davon auszugehen, dass nunmehr ein weiteres Mal ihre Unterstützung im Haushalt erwartet wurde. Irene schien dennoch nach wie vor Zeit für außerfamiliäre institutionelle Aktivitäten erübrigen zu können. Noch im Jahr 1986 begann sie damit, Balalaika zu spielen, ein lautenähnliches Saiteninstrument. Einerseits drückte sich darin erneut ihr Interesse an Musik und Kultur aus, andererseits spricht die Wahl des Instruments, das seinen traditionellen Ursprung in Russland hat, für eine ausgeprägte Orientierung an der russischen Kultur. Es stellt sich jedoch die Frage, weshalb Irene in den 1980er Jahren, in denen auch in der Sowjetunion eher Rock- und Popmusik als Folklore bei der Jugend Anklang fanden (vgl. Ryback 1990: 222-231), gerade ein solches Musikinstrument wählte. Bedenkt man, dass Irene kurz vor dem Abschluss ihrer Schullaufbahn stand, so ließe sich die Lesart aufstellen, dass sie zu dieser Zeit beabsichtigte, sich auf ein Musikstudium zu bewerben.

1987, nach drei weiteren Jahren, schloss Irene ihre Schullaufbahn ihrer Darstellung zufolge mit einem guten Notenschnitt ab. Sie hatte insgesamt zehn Schuljahre absolviert, wie es im sowjetischen Bildungssystem üblich war und eine allgemeine Hochschulreife erworben. Angesichts des akademischen Ausbildungsweges ihres Vaters und in Anbetracht der Tatsache, dass die Studierendenzahlen in der Sowjetunion auch unter Frauen relativ hoch waren, war davon auszugehen, dass auch Irene eine akademische Ausbildung beginnen würde.

Zusammenfassend zeigte sich in Irenes ersten sieben Lebensjahren eine deutliche Orientierung der Familie an der russischen Dominanzkultur. Die schwere Hirnhautentzündung, welche ein halbes Jahr lang stationär behandelt werden musste, zog offensichtlich keine gesundheitlichen Folgen nach sich, die sie in den darauffolgenden Jahren beeinträchtigt hätten. Sie wird jedoch retrospektiv von Irene als Beleg dafür verwendet, dass sie bereits in ihrer frühen Kindheit dem Schicksal ausgeliefert gewesen sei und um ihr Leben habe kämpfen müssen. Relativ bald nach ihrer Einschulung begann Irene mit mehreren Freizeitaktivitäten, die ihr eine Teilhabe an der institutionell geprägten sowjetischen Gesellschaft ermöglichten. 1978 kam ihre jüngere Schwester Inna zur Welt, für die Irene der Darstellung zufolge Verantwortung übernehmen musste. Zugleich arbeitete ihr Vater an einer Karriere, die ihm aufgrund seiner Herkunft nur unter der Bedingung gesellschaftlicher Anpassung möglich gewesen sein dürfte. Nach dessen Versetzung nach

Sibirien und der Rückkehr der Familie nach Tscheljabinsk verbesserte sich die berufliche Situation des Vaters weiter und so schien es in die Familienplanung zu passen, dass 1985 Irenes zweite Schwester Julia zur Welt kam.

3.3.1.6 Studium und Geburt des Sohnes

Irene entschied sich, ein Studium zu beginnen und wurde 1987 an einer Pädagogischen Hochschule in Tscheljabinsk immatrikuliert. In derartigen Hochschulen wurden im Bildungssystem der Sowjetunion Lehrkräfte für den Schulunterricht ausgebildet. Die überwiegende Mehrzahl (ca. 80 %) der Unterrichtskräfte in der Sowjetunion bestand in den 1980er Jahren aus Frauen (vgl. Herwartz-Emden 1995: 80).

Wesentlich interessanter als die Wahl des Studienganges erscheinen jedoch die Fächer, in denen sich Irene ausbilden ließ. Sie begann ein Studium an der Fakultät für Fremdsprachen mit den Schwerpunkten Deutsch und Englisch. Bedenkt man, dass Irenes Vater darum bemüht gewesen war, seine deutsche Abstammung möglichst zu dethematisieren, so erscheint dies als eine Zuwiderhandlung gegen die bisherige familiäre Außendarstellung. Obwohl Irene zuvor eine deutliche Orientierung an den kulturellen Praktiken der russischen Dominanzkultur gezeigt hatte, machte sie in ihrem Studium die deutsche Herkunft ihrer Familie väterlicherseits erstmals indirekt zum Thema. Höchstwahrscheinlich wäre dies ihrem Vater noch gar nicht möglich gewesen, wollte dieser beruflich erfolgreich sein und ein Leben ohne Diskriminierung in der Sowjetunion führen. Es könnte jedoch sein, dass dies von Irene, die gut in die sowjetische Gesellschaft integriert war, kaum mehr als Problem wahrgenommen wurde. So wäre denkbar, dass sie durch ihre Studienwahl die deutsche Abstammung ihrer Großeltern väterlicherseits stellvertretend zur Sprache brachte, nachdem diese von der Generation ihrer Eltern tabuisiert worden war. Dafür würden beispielsweise Untersuchungsergebnisse sprechen, denen zufolge Jugendlichen in der Sowjetunion, deren Vorfahren aus Deutschland stammen, die Traditionen in ihrer Familie vor allem von den Großeltern vermittelt wurden (vgl. Dietz 1997: 26). Es muss jedoch einschränkend darauf hingewiesen werden, dass die Deutschkenntnisse der Aussiedler*innen in der Sowjetunion fast ausschließlich alte überlieferte Dialekte umfassten, die ihre Wurzel teilweise noch im 18. und 19. Jahrhundert hatten (vgl. Ingenhorst 1997: 148).

Verständlicher wird Irenes Studienfachwahl möglicherweise auch, wenn man die damaligen politischen und sozialen Entwicklungen in der Sowjetunion miteinbezieht. Bereits seit der Wahl Gorbatschows im März 1985 hatte der Prozess der Perestrojka begonnen, welcher insbesondere in den ersten Jahren umfassende wirtschaftliche Reformen zum Umbau der sowjetischen Gesellschaft zum Ziel hatte (vgl. Hildermeier 1998: 1022). Zudem kam es ab 1986 im Rahmen von Glasnost zu einer Ausweitung der Meinungs- und

Pressefreiheit (vgl. ebd.: 1025). Wirtschaftlich hatten die von Gorbatschow und seiner Regierung initiierten Reformen teilweise verheerende Folgen (vgl. ebd.: 1042). So kam es, dass ab Ende der 1980er Jahre zunehmend Familien ethnischer Deutscher aus der Sowjetunion in die BRD ausreisten. Zudem lastete auf vielen ethnischen Deutschen nach wie vor ein Druck aufgrund ihrer jahrelangen Nichtakzeptanz und Verfolgung, der viele zur Ausreise bewegte (vgl. Vogelgesang 2008: 47). Vor diesem Hintergrund spricht einiges dafür, dass die Studienfachwahl eine Vorbereitung auf eine mögliche Ausreise der Familie darstellte.

Im Kontext der Pädagogischen Hochschule zeigte Irene nicht nur ein neues Interesse an der deutschen Sprache, sie knüpfte zudem an ihre musikalische Orientierung an und wurde Mitglied einer Band von Studierenden. Die Leiterin der Band war zugleich eine ihrer Sprachlehrerinnen. Die gemeinsamen Proben waren daher noch weitaus stärker mit Irenes Studium verbunden, als man möglicherweise annehmen könnte.

IM: Also ähm, wir waren nicht nur aus unserer Fachhochschule, diese Band hieß „Opera“ und das waren eigentlich politische Lieder und äh, der eigentliche Sinn war natürlich zwischen den Zeilen zu lesen [Ja] also die Kommunisten konnten wir gar nicht, die waren nicht so weit mit Grips und so, aber wir haben ja gegen die Kommunisten gegen diese /ne weißte so? [Ja] und da waren auch ganz viele aus anderen Fach- ähm (2) Hochschulen aus Unis und so, und wir haben in verschiedenen Sprachen gesungen (2) wir haben ganz viele Auftritte gehabt [Mhm] und das war eine Millionenstadt, also das war für uns eine Strafe nicht zur Probe kommen zu dürfen [Ja] äh und unsere Leiterin die hieß zufälligerweise genauso wie ich Irene, wenn sie gesehen hat dass unsere Leistungen nachgeben, dann durften wir nicht proben [Ja] und das war für uns natürlich das Schlimmste sie sagte „Opera kann ohne Sie, /aber ob Sie ohne Opera können?“ ((lacht)) und sie hat auch Deutsch unterrichtet ja Phonetik und äh (1) also ganz viele, wir haben Deutsch sprachmäßig haben wir ganz viele Fächer gehabt, Phonetik und mündlicher Ausdruck und äh schriftlicher Ausdruck Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache und äh Lektüre

(Interview Irene Michel, S.12/Z.49)

Inwiefern Irenes einleitender Erklärung, es habe sich um politische Lieder gehandelt, Glauben zu schenken ist, bleibt fraglich. Sicherlich mag ein künstlerischer Kontext Möglichkeiten geboten haben, Themen zu transportieren, die in der Sowjetunion tabuisiert wurden. Im Zuge der Öffnung der Sowjetunion Ende der 1980er Jahre war eine freie Meinungsäußerung jedoch bereits wesentlich einfacher als in den Jahren zuvor. Möglicherweise resultiert ihre heutige Darstellung einer oppositionellen Haltung in erster Linie aus ihrem Präsentationsinteresse einer innigen Verbundenheit mit der deutschen Kultur. Im bisherigen biografischen Verlauf hatte sich Irene zumindest nie offen politisch gezeigt. In ihrer Äußerung, sie habe keine Sympathie für die Kommunisten gehabt, da diese „nicht so weit mit Grips“ waren, versucht sie sich von diesen durch ihren eigenen Intellekt abzugrenzen. Auch durch ihre Erklärung, die Musikgruppe habe sich aus Studierenden verschiedener

Hochschulen und Universitäten zusammengesetzt, ordnet sie sich einem ausgewählten intellektuellen Kreis zu. Deutlich wird dabei ein Kontrast zu ihrer heutigen Lebenslage, die in weiten Teilen von der Nichtanerkennung ihres Bildungshintergrundes in der deutschen Gesellschaft gekennzeichnet ist. Die Leiterin der Gruppe war offensichtlich zugleich eine Lehrerin und gestattete eine Teilnahme nur, sofern die schulischen Leistungen ausreichend waren. Dass ihr der Ausspruch „Opera kann ohne Sie, /aber ob Sie ohne Opera können?“ bis heute in Erinnerung geblieben ist, verdeutlicht dabei, wie wichtig ihr die Einbindung in die Gruppe gewesen sein muss. Erneut zeigt sich hier ihr Interesse an Gemeinschaftlichkeit und dem gemeinsamen Erleben im Gruppenkontext. Zudem scheint es ein weiteres Mal naheliegend, dass Irene ursprünglich beabsichtigt hatte, ein Studium im Bereich der Musik zu beginnen, sich aber angesichts ihrer Ausreiseabsichten für ein Deutschstudium entschied. Durch die Auflistung ihrer Studienfächer („schriftlicher Ausdruck Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache und äh Lektüre“) betont sie abschließend noch einmal ihre Kompetenzen bezüglich der deutschen Sprache.

Während ihres Studiums an der Pädagogischen Hochschule ging Irene eine Beziehung mit einem acht Jahre älteren jüdischen Kommilitonen namens Roman Stalow ein. Roman hatte zuvor Medizin studiert und nach einem Studienabbruch an die Pädagogische Hochschule gewechselt. Genauer über diese Beziehung ist leider nicht bekannt. Erneut wird jedoch deutlich, dass sich Irene auch privat in den Studierendenkreisen ihrer Hochschule bewegte. Dass sowohl Irene als auch Roman einer diskriminierten Minderheit angehörten, könnte zudem ein verbindendes Element zwischen ihnen dargestellt haben.

Ende des Jahres 1989 wurde Irene im Alter von 18 Jahren von ihrem damaligen Partner schwanger. Insgesamt hatten laut Ingenhorst (1997: 133) viele der Frauen, die in den folgenden Jahren aus Russland in die BRD immigrierten, sehr jung geheiratet und relativ früh ein erstes Kind bekommen. Auch in Irenes Familie war eine frühe Schwangerschaft nichts Ungewöhnliches, obwohl ihre Mutter zum Zeitpunkt ihrer ersten Schwangerschaft vier Jahre älter war. Angesichts der guten Betreuungssituation des Sowjetsystems hätte die Möglichkeit bestanden, dass Irene ihr Studium nach der Geburt des Kindes abschließt. Ein Abbruch der Schwangerschaft und eine Weiterführung ihres Studiums wären ebenfalls möglich gewesen, ohne dass Irene eine soziale Ächtung zu befürchten gehabt hätte.¹⁵⁴

Tatsächlich brach Irene jedoch noch während ihrer Schwangerschaft nach nur zwei Jahren ihr Studium an der Pädagogischen Hochschule ab. Denkbar wäre, dass sie zunächst beabsichtigte, nur für eine gewisse Zeit

154 Die gesundheitlichen Risiken eines Eingriffs könnten einer solchen Entscheidung zwar entgegengestanden haben, Schwangerschaftsabbrüche waren in der Sowjetunion zur damaligen Zeit jedoch seit Jahren gängige Praxis (vgl. Williams 1996).

auszusetzen und später an die Hochschule zurückzukehren. Irene selbst begründet den Abbruch ihres Studiums jedoch damit, dass sie von dem Dekan ihres Fachbereichs dazu gedrängt worden sei, das Studium abzubrechen, da dieser eine Abneigung gegen deutsche Studierende gehabt habe. Es ist mehr als fraglich, ob diese Darstellung der Umstände nicht lediglich Irenes Präsentationsinteresse geschuldet ist, demzufolge sie aufgrund ihres deutschen Namens in der Sowjetunion diskriminiert wurde. Sollte sie selbst für ihren Studienabbruch verantwortlich gewesen sein, so würde dies Irenes Selbstdarstellung im Interview zuwiderlaufen. Gerade dies erscheint jedoch angesichts der Umstände ihrer Schwangerschaft und vor dem Hintergrund der sich andeutenden Ausreisepläne am wahrscheinlichsten. Möglicherweise ging Irene bereits zu diesem Zeitpunkt davon aus, dass sie die Sowjetunion verlassen würde, bevor sie erneut studieren könnte.¹⁵⁵

Wie sich bereits anhand einer Vielzahl an Hinweisen angedeutet hatte, reichte Irenes Vater tatsächlich Anfang des Jahres 1990 für die gesamte Familie einen Ausreiseantrag in die BRD ein. Wie lässt es sich erklären, dass Irenes Familie derart stark an den Strukturen des damaligen Sowjetsystems orientiert war und sich dennoch für eine Ausreise in die BRD entschied? Vor dem Hintergrund des beruflichen Erfolgsstrebens ihres Vaters wäre es denkbar, dass dieser sich primär aus ökonomischen Gründen dazu entschieden hatte, einen Ausreiseantrag zu stellen. „In der Phase gegen und nach Ende der Sowjetunion, die sich vor allem durch einen Wandel der Machtbalance, ökonomische und soziale Instabilität und einen unsicheren Zukunftshorizont auszeichnete, mussten etliche Deutsche einen Prozess des sozialen Abstiegs erleben“ (Rosenthal/Stephan/Radenbach 2011: 47). Die deutsche Abstammung des Vaters wäre dabei eine praktikable Begründung für die Einreise in die BRD gewesen. „Die Aufnahmegarantie der wirtschaftlich und politisch vergleichsweise stabilen Bundesrepublik, in der die Mehrzahl der Ausreisewilligen bereits Familienangehörige [hatten, stellte] einen starken Anreiz zur Ausreise dar“ (Dietz 1997: 31).

Noch bevor der Ausreiseantrag genehmigt wurde, trennten sich Irene und Roman, der Vater ihres Kindes. Die Trennung begründet Irene retrospektiv vor allem mit der geplanten Ausreise der Familie. Auch anhand der vorliegenden biografischen Daten bietet sich eine Trennung aufgrund der Ausreise als wahrscheinlichste Lesart an. Weitere relevante Trennungsgründe können allerdings nicht ausgeschlossen werden.

155 Für Irenes Eltern könnte der Studienabbruch hingegen ein großes Problem bedeutet haben, wurden diese doch damit konfrontiert, dass ihre Tochter bereits mit 18 Jahren ein Kind erwartete und weder über eine abgeschlossene Ausbildung verfügte, noch abzusehen war, ob der Vater des Kindes bereit war, Verantwortung zu übernehmen. Berücksichtigt man zudem, dass die wirtschaftliche Situation in der Sowjetunion Ende der 1980er Jahre immer schwieriger wurde, so bot eine Migration in die BRD zumindest die Option, Irene durch die dortigen Sozialleitungen versorgt zu wissen.

Noch vor ihrer Ausreise in die BRD fand Irene eine Stelle an der Mittelschule, in der sie zuvor selbst zur Schule gegangen war, und half dort in der Nachmittagsbetreuung aus. Mit einer abgeschlossenen Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule hätte sie stattdessen als vollwertige Lehrerin arbeiten können. Denkbar wäre allerdings, dass Irene zu diesem Zeitpunkt kein Interesse mehr daran hatte, eine neue Ausbildung in Russland zu beginnen, da sie lediglich eine Überbrückung bis zur anstehenden Auswanderung benötigte.

Obwohl die Familie den Antrag bereits 1990 eingereicht hatte, vergingen noch einmal vier weitere Jahre, bis sie in die BRD ausreisen durften. Ursächlich dafür war, nach allem, was bekannt ist, vor allem der Umstand, dass Irenes Vater aufgrund seines Berufs über interne Kenntnisse verfügte, die nicht ins Ausland gelangen sollten.

IM: ja und dann ähm (3) ja hab ich meinen Sohn bekommen 1990 und 94, wir haben vier Jahre auf die Einladung gewartet, wir haben einen Antrag gestellt ähm, dass wir zu unserer historischen Heimat zurück wollen [Ja], weil das war wirklich sehr sehr ähm (1) strapaziös, obwohl mein Vater eigentlich ein ganz guter Verdienner war [Mhm] also er hatte in einer Firma gearbeitet die ähm (1) 3000 Leute beschäftigt hat (1) ja und dann hat er sich selbstständig gemacht aber trotzdem, da kam die Mafia und so und die haben uns auch bedroht wirklich ernsthaft ne [Mhm] sie haben gesagt „Herr Michel Sie sind doch so ein guter Vater“ und tralala und „Sie haben doch drei tolle Töchter und so eine tolle, Frau /wollen Sie die auch behalten?“ und so, also das war wirklich, das war wirklich so im Prinzip ne, [Ja] ja und irgendwann 90 oder sogar noch bevor mein Sohn da war, haben wir diesen Antrag gestellt und vier Jahre haben wir drauf gewartet, weil mein Vater in dieser Firma gewesen war und da war auch äh Schweigepflicht und hast du nicht gesehen also da mussten eigentlich, vier Jahre vergehen bis er eigentlich, ins Ausland durfte ne, vom KGB aus gell

(Interview Irene Michel S.2/Z.15)

Irenes Erklärung ganz zu Beginn des Interviewausschnittes („ja hab ich meinen Sohn bekommen 1990“) stellt ihre erste Erwähnung der Geburt ihres Sohnes im Kontext der Eingangserzählung dar. Diese wird damit vollkommen der Schilderung der genauen Umstände ihrer Ausreise in die BRD untergeordnet. Obwohl Irene erklärt, sie hätten damals zu ihrer „historischen Heimat“ zurückkehren wollen, werden in diesem Interviewausschnitt eindeutig andere Ausreisemotive benannt.¹⁵⁶ So war Irenes Vater zwar „eigentlich ein ganz guter Verdienner“ und hatte sich schließlich beruflich selbstständig gemacht. Die Situation der Familie war jedoch offensichtlich derart unsicher, dass eine Auswanderung sinnvoll erschien. Auch wenn keine weiteren Informationen über eine mögliche Bedrohung durch die Mafia vorliegen, ist belegt, dass ein großer Teil der Bevölkerung in dieser Zeit unter der Zunahme

156 Die Verwendung des Begriffs „historische Heimat“, deutet auf eine gezielte Ausreisepreparation hin, da die Rückkehr zur „historischen Heimat“ eine übliche Begründung für eine rechtliche Anerkennung in der BRD darstellte.

der Kriminalität und Korruption zu leiden hatte (vgl. Vogelgesang 2008: 38). Dass sich die wirtschaftliche Situation mit dem Zerfall der Sowjetunion Anfang der 1990er Jahre für viele Familien verschärft hatte, steht ebenfalls außer Frage. Der Umstand, dass ihr Vater ihrer Darstellung zufolge über interne Informationen verfügte, die eine frühere Ausreise verhinderten, spricht erneut für dessen gute berufliche Stellung sowie dafür, dass die Familie sehr gut in die Sowjetgesellschaft integriert war.

Insgesamt war die Zuwanderung von Aussiedler*innen aus der ehemaligen Sowjetunion in die BRD im Jahr 1994 so stark wie nie zuvor und aufgrund verschärfter Regelungen auch später nie wieder (vgl. ebd.: 55). Ob Irene selbst ein Interesse daran hatte, in die BRD zu ziehen, ist fraglich. Zwar könnte ihre Studienwahl dafür sprechen, dass sie einen Bezug zur deutschen Sprache und Kultur hatte und bereits seit längerer Zeit auf eine Ausreise vorbereitet worden war. Denkbar wäre auch, dass sie ein stark idealisiertes Bild vom Leben in der BRD hatte und als junge Mutter auf Sozialleistungen hoffen konnte, deren Umfang deutlich größer war als in der Sowjetunion.¹⁵⁷ Ihre jahrelange Sozialisation im russischen Schulsystem und ihre gute institutionelle Einbindung insbesondere im musikalischen Bereich hätten jedoch durchaus für einen Verbleib in Tscheljabinsk gesprochen.

An dieser Stelle bietet es sich an, die Ereignisse vor Irenes Migration nach Deutschland kurz zusammenzufassen. Mit 17 Jahren hatte Irene begonnen, an einer Pädagogischen Hochschule zu studieren. Vieles deutet darauf hin, dass die Wahl ihres Studienschwerpunkts einen ersten Hinweis auf die Ausreisepläne ihrer Familie gibt. In der Hochschule ging sie eine Beziehung mit einem acht Jahre älteren Kommilitonen ein, von dem sie schließlich ein Kind bekam. Die Beziehung hatte jedoch keinen Bestand und so trennten sich Irene und der Vater ihres Kindes bereits kurz darauf. Indes hatten ihre Eltern bereits einen Antrag auf Ausreise gestellt und beabsichtigten, gemeinsam mit Irene in die BRD zu ziehen. Tatsächlich ist fraglich, ob Irene selbst Interesse daran hatte, ihre Heimatstadt zu verlassen und als junge Mutter in ein ihr fremdes Land zu ziehen. Bis zur Ausreise finanzierte sich Irene über eine Aushilfstätigkeit an der Schule, in der sie zuvor ihren Abschluss gemacht hatte. Vier Jahre später wurde die Ausreise genehmigt und so zog Irene gemeinsam mit ihren Eltern nach Deutschland.

3.3.1.7 Ankunft in der BRD

Bei Irenes Einreise in die BRD 1994 wurde ihre gesamte Familie in einem Erstaufnahmelager in der Gemeinde Friedland nahe der Stadt Göttingen

¹⁵⁷ Belegt ist, dass die meisten jungen Ausreisewilligen kaum darüber aufgeklärt wurden, was sie in Deutschland erwartete und meist nur die Erzählungen der Großeltern vom deutschen „Paradies“ kannten (vgl. Vogelgesang 2008: 50).

untergebracht. Für viele junge Aussiedler*innen stellte die Ausreise in die Bundesrepublik einen biografischen Bruch dar. Ohne eine realistische Vorstellung davon zu haben, was sie in Deutschland erwartete, mussten sie ihr vertrautes Umfeld verlassen (vgl. Dietz 1997: 37). Zwar hatte Irene zwei Jahre lang Deutsch an einer Pädagogischen Hochschule studiert, das von ihren Großeltern überlieferte Wissen über Deutschland dürfte jedoch kaum etwas mit der Kultur gemeinsam gehabt haben, auf die Irene bei ihrer Einreise traf. Anzunehmen ist, dass ihr, ebenso wie der Mehrzahl der russischen Aussiedler*innen, relativ bald deutlich wurde, dass sie trotz ihrer Vorfahren väterlicherseits und ihres deutschen Passes überwiegend nicht als Deutsche, sondern als Russin wahrgenommen wurde.¹⁵⁸ Die daraus resultierende Verunsicherung lässt sich recht gut anhand des folgenden Interviewausschnittes nachvollziehen:

IM: Ja das war sehr äh, muss ich sagen, wir waren doch in Friedland gelandet ne, wir kannten Leute die zwei Jahre vor uns gekommen sind, die haben uns äh wir waren schon im Übergangslager und die haben in dieser Zeit, in dieser Woche haben wir für mich eine äh Ein-Zimmer-Wohnung gefunden und für meine Eltern eine Drei-Zimmer-Wohnung /ja? [Ja] (1) und äh, das erste, was mir eigentlich (2) ich hab nicht erwartet dass auf mich ein roter Teppich oder so was wartet, aber äh, die Bevölkerung war schon fremdenfeindlich ne also muss ich schon sagen, und äh egal wenn du dahin kämst äh dann wärest du auch äh Ausländer ne oder, Norddeutsche ne die, die sind alle so, also das ist schon Fremdenfeindlich also

(Interview Irene Michel, S.30/Z.6)

Zunächst erscheinen die von Irene geschilderten Bedingungen ihrer Ankunft in Deutschland relativ günstig. In dem Übergangslager in Friedland warteten bereits Bekannte, mit deren Hilfe sie nach etwa einer Woche eine Wohnung für sich und ihre Eltern finden konnten.¹⁵⁹ Darauffolgend stellt sie allerdings fest, dass im Grunde genommen niemand auf sie gewartet hatte. Zwar war sie nicht davon ausgegangen, dass auf sie ein „roter Teppich oder so was“ warten würde, ihre Enttäuschung über die Missachtungserfahrung bei ihrer Ankunft wird jedoch auch so mehr als offensichtlich. Diesbezüglich muss auch bedacht werden, dass Irene in der Sowjetunion all die sozialen Kontakte zurückgelassen hatte, die ihr zuvor wichtig gewesen waren. Indem Irene erklärt, die Bevölkerung sei fremdenfeindlich eingestellt gewesen, verdeut-

158 „Als Fremde in Russland der Willkür des Staates ausgeliefert, durch die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs als Feinde im Land bestraft und in der Nachkriegszeit immer noch als »Faschisten« beschimpft, finden sich die Aussiedler in Deutschland in der Rolle des Fremden wieder, diesmal als »Russen« abgestempelt“ (Vogelgesang 2006: 153).

159 Zur damaligen Zeit mussten „Aussiedler mit einem längerfristigen, oft mehrjährigen Aufenthalt in einem Übergangswohnheim rechnen. Die beengten Wohnverhältnisse – ein Zimmer von 18-20 qm für eine Familie – [ließ]en für die Bedürfnisse des Einzelnen keinen Raum“ (Dietz 1997: 69). Irenes früherer Umzug in eine passende Wohnung stellte somit keine Selbstverständlichkeit dar und mag auch den Vorbereitungen ihrer Eltern geschuldet gewesen sein.

lich sie zugleich, dass sie in demselben Deutschland, welches sie in einem vorherigen Interviewausschnitt als ihre „historische Heimat“ bezeichnet hatte, als Fremde wahrgenommen wurde. Sie relativiert dies jedoch sogleich, indem sie ergänzt, dass jede beliebige Person, auch der Interviewer bei der Ankunft in diesem Ort angefeindet worden wäre.

Die erste Hürde für die Familie tat sich dadurch auf, dass die Ausbildung von Irenes Vater nicht offiziell anerkannt wurde und es ihm daher nicht gelang, eine Arbeitsstelle zu finden. Anstatt einer ökonomischen Verbesserung bedeutete die Ausreise nach Deutschland zunächst eine Verschlechterung der sozialen Stellung. So stellen Rosenthal, Stephan und Radenbach (2011: 49) passenderweise fest: „Der Zeitabschnitt, der sich der Einwanderung nach Deutschland unmittelbar anschließt, kann als Phase beschrieben werden, der für die nach Deutschland migrierten Spätaussiedlerinnen und -aussiedler durch einen unerwarteten sozialen Abstieg, Diskriminierungserfahrungen und erhebliche ökonomische Schwierigkeiten geprägt ist“.

Bei der Einreise nach Deutschland hatten (Spät-)Aussiedler*innen nach 1994 einen Anspruch auf Eingliederungshilfe und Deutsch-Sprachkurse für maximal sechs Monate (vgl. Dietz 1997: 42). Bis zum Jahr 1994 konnte der Zeitraum des Anspruchs auf die Zahlung einer Eingliederungshilfe durch die Teilnahme an einem Sprachkurs verlängert werden (vgl. Ingenhorst 1997: 104). Eine solche Eingliederung war höher angesetzt, als die übliche Sozialhilfe und bot somit deutlich bessere Startbedingungen nach der Ankunft in der BRD. Bedenkt man, dass Irene bereits in der Sowjetunion Gelegenheit gehabt hatte, zwei Jahre lang Deutsch zu studieren, so wäre denkbar, dass sie einen solchen Kurs lediglich besuchen würde, um die Dauer der bereitgestellten Eingliederungshilfe zu verlängern. Dies wird im Interview von ihr bestätigt.

IM: naja (2) die wollten mich sofort zum Arbeiten schicken, ich sagte „Erstmal Sprachkurs“ „Frau Michel sie können doch ruhig frei äh Deutsch sprechen“ ich sagte „Nein, schreiben sie ich gehe zum Anwalt“ hab ich erstmal gesagt ((lacht)) (1)

In: /Also sie wollten erstmal den Sprachkurs machen?

IM: Jaja natürlich, es gibt Eingliederungshilfe und es gibt Sozialhilfe, gab's damals ne [Mhm ja] (1) und Eingliederungshilfe war höher als ähm Sozialhilfe ne, die wollte mich sofort zum Sozialamt schicken [Mhm] (1) aber wenn man mit einem äh (2) Koffer in einer Hand und mit dem Kind in der anderen Hand nach Deutschland kommt dann, sollte man nun doch schon überlegen geht man sofort zum Sozialamt oder will man doch von Eingliederungshilfe leben, und ich wollte partout nicht auf äh Staatskosten leben aber ich wollte eigentlich einen guten Start haben ja

(Interview Irene Michel, S.2/Z.49)

Interessant ist, mit welchem Nachdruck Irene auf ihren Sprachkurs besteht, sodass sie der Sachbearbeiterin sogar droht, einen Anwalt hinzuzuziehen. Offensichtlich sah sie es demnach als ihr gutes Recht an, die höchstmögliche

finanzielle Unterstützung zu erhalten. Ihre Begründung, sie sei mit einem „Koffer in einer Hand und mit dem Kind in der anderen Hand nach Deutschland“ gekommen, ist hingegen offensichtlich konstruiert. Tatsächlich war sie im Familienverbund eingereist und hatte sogar Vorbereitungen von Bekannten der Familie angetroffen. Ihre Darstellung korrespondiert jedoch mit ihrem Interesse, sich als eine auf sich selbst gestellte „Kämpferin“ gegen Diskriminierung, strukturelle Ungerechtigkeit und Vorurteile durchsetzen zu müssen. Zudem hatte sie tatsächlich einen Großteil dessen, was in ihrem vorherigen Leben von Bedeutung war, in der Sowjetunion hinter sich gelassen. Ihr abschließender Hinweis, sie habe „partout nicht auf äh Staatskosten leben“ wollen, ist wohl ebenso dem Interesse geschuldet, dem Interviewer gegenüber die Präsentation einer engagierten und zu Unrecht aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit stigmatisierten Person aufrechtzuerhalten.

Eine Fortzahlung der Eingliederungshilfe über den Sprachkurs hinaus war jedoch nicht vorgesehen und so musste sie sich im Anschluss daran, um eine erste Beschäftigung in Deutschland bemühen. Da Irene ihr Studium in der Sowjetunion vorzeitig abgebrochen hatte, konnte sie an keinen anerkannten Berufsabschluss anknüpfen.¹⁶⁰ Ein halbes Jahr nach Beendigung des Eingliederungskurses begann sie daher eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Der Beruf der Bürokauffrau ist weder eine Weiterführung ihrer pädagogischen Vorbildung noch knüpft er an die musikalischen und kulturellen Interessen ihrer Kindheit und Jugend an. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass ihre Mutter zuvor als Bürokauffrau im Betrieb ihres Vaters tätig war. Bürotätigkeiten waren daher eine legitime Beschäftigungsform für Frauen in Irenes Familie. Denkbar wäre zudem, dass ihr die Umschulung in einen kaufmännischen Bereich vonseiten des Arbeitsamtes nahegelegt wurde, ohne Irenes individuelle Interessen ausreichend zu berücksichtigen.

Noch im Jahr 1994, kurz nach ihrer Ankunft in Friedland, lernte Irene einen in Deutschland lebenden Kanadier namens Christopher Jackson kennen, mit dem sie eine Beziehung einging. Christopher war als kanadischer Soldat an einem NATO-Stützpunkt nahe Irenes Wohnort stationiert. Denkbar wäre, dass eine Beziehung zu einem Mann, der weder Deutscher noch Russe war, auf wenig Verständnis seitens Irenes Eltern stieß. Diese dürften darum bemüht gewesen sein, sich möglichst bald beruflich und sozial in Deutschland zu etablieren. Eine Beziehung zu einem Kanadier trug in ihren Augen jedoch möglicherweise nicht zur Integration bei. Verbindendes Element zwischen den beiden war wohl vor allem der Umstand, dass sie beide fremd an ihrem damaligen Wohnort waren. Zudem war bereits Irenes Vater jahrelang beim Militär tätig gewesen, was für Irene eine (wenn auch schwache) Anknüpfungsmöglichkeit an ihre eigenen familiären Erfahrungen bedeuten mochte.

160 Auch mit einem abgeschlossenen Studium wäre die Anerkennung der Ausbildung in Deutschland sehr unwahrscheinlich gewesen.

Obwohl Christopher über eine eigene Wohnung verfügte, lebte er die meiste Zeit in Irenes Wohnung. Welche Reaktionen dies bei Irenes Sohn hervorgerufen haben mochte, wird im Rahmen des folgenden Kapitels behandelt (vgl. Kap. 3.3.2.4). Die 23 Jahre alte Irene schien zumindest weder ein Problem damit gehabt zu haben, sich sogleich recht eng an ihren Partner zu binden, noch ihre relativ kleine Wohnung mit diesem zu teilen.

Im Jahr 1996 brach Irene ihre Umschulung zur Bürokauffrau vorzeitig ab. Denkbar wäre etwa, dass Irene es nicht mehr für notwendig erachtete, eine Ausbildung abzuschließen, nachdem sie einen Partner gefunden hatte, der potenziell eine Versorgerrolle für sie und ihren Sohn übernehmen konnte. Dagegen würde allerdings sprechen, dass sie in der Sowjetunion in ein Rollenmodell einsozialisiert worden war, nach dem es üblich war, dass Frauen auch in Partnerschaften berufstätig waren. Zudem deutet bereits die Tatsache, dass Irene und Christopher in keine gemeinsame Wohnung zogen, darauf hin, dass dieser keine finanzielle Verantwortung für sie und ihren Sohn übernehmen würde. Ebenso denkbar wäre, dass die Ausbildungswahl von Anfang an nicht ihren Interessen entsprochen hatte und deshalb von ihr abgebrochen wurde. Eine weitere relevante Lesart bezüglich des Ausbildungsabbruchs bietet sich an, wenn man die Information hinzuzieht, dass Irenes Sohn Anton in seinem Interview erklärt, seine Mutter habe nach ihrer Migration damit begonnen, übermäßig viel Alkohol zu konsumieren. Anton selbst konnte allerdings nicht sicher rekonstruieren, wann genau sie damit begonnen hatte.¹⁶¹ So würden sich zwar die komplizierten Lebensumstände, in denen sich Irene zur damaligen Zeit befunden hatte, anbieten, als Auslöser eines erhöhten Alkoholkonsums interpretiert zu werden. Da eine solche Problematik aber weder von Irene erwähnt wird, noch eine präzise zeitliche Angabe vorliegt, sollte eine dementsprechende Lesart zunächst sehr vorsichtig gehandhabt werden.

Irenes eigene Darstellung ihres damaligen Ausbildungsabbruchs weicht deutlich von Interpretationen ab, die ihr eine Mitverantwortung unterstellen könnten:

IM: ich bin ja rausgeflogen weil ich Ausländerin war ne, [In Friedland dann?] in Friedland genau, vorne in der Buchhaltung saß noch eine russische Frau und diese Frau, die Personalchefin die ist mich schnell äh, losgeworden ne [Mhm] die hat nicht interessiert ob ich, was zu Essen habe oder ähm beschäftigt bin oder [Ja] so ne, ich bin ja früher gekommen, das hat ihr gar nicht so geschmeckt, äh die ist später gekommen und, ich habe auch alle ihre Unterlagen in Ordnung gebracht aber, die hat was ganz anderes erzählt ne, dass ich äh Unordnung geschafft habe und so (1) auf jeden Fall, das habe ich immer wieder gefühlt

(Interview Irene Michel, S.30/Z.39)

161 Anfangs erklärt Anton, Irene habe 1999 im Kontext der neuen Beziehung angefangen zu trinken. Später im Interview zweifelt er diese Aussage jedoch selbst an und erklärt, sie habe möglicherweise auch schon zuvor regelmäßig getrunken.

Zunächst leitet Irene ihre Argumentation dadurch ein, dass sie eine Kündigung erhalten habe, da sie „Ausländerin war“. Probleme bereitete ihr jedoch insbesondere eine „russische Frau“, die für Personalangelegenheiten zuständig war. Folgt man ihren weiteren Ausführungen, so lässt sich letztlich nicht mehr darauf schließen, dass sie tatsächlich aufgrund ihres Migrationshintergrundes gekündigt wurde. Offensichtlich hatte Irene mehrfach ihre Kompetenzen überschritten, etwa indem sie ihre Vorgesetzte auf deren Zuspätkommen hingewiesen hatte und deren „Unterlagen in Ordnung gebracht“ hatte. Das von ihr beschriebene grenzüberschreitende Verhalten wäre wohl auch bei jeder anderen Arbeitnehmerin und jedem anderen Arbeitnehmer ein Kündigungsgrund gewesen. Irene selbst bekräftigt jedoch, sie habe in bester Absicht gehandelt, was durchaus nahelegt, dass sie sich der Außenwirkung ihres damaligen Handelns nicht vollends bewusst ist. Ihrer Darstellung zufolge wurde sie vor allem aufgrund der Missgunst ihrer Kollegin entlassen, wobei es dieser gleichgültig gewesen sei, ob Irene etwas zu Essen habe und beschäftigt bleibe.¹⁶² Bezieht man dies wiederum auf Irenes Selbstdarstellung in weiten Teilen des Interviews, so zeigt sie sich hier erneut darum bemüht, sich als überaus kompetent und leistungsbereit darzustellen und sieht den Grund ihres Ausbildungsabbruchs in einer allgemeinen Diskriminierung („ich bin ja rausgefliegen weil ich Ausländerin war“).

1996, nach dem Abbruch ihrer Ausbildung, begann Irene, in einem Schnellrestaurant auszuhelfen. Dies könnte einerseits darauf hindeuten, dass ihr Partner zu diesem Zeitpunkt nicht dazu bereit war, alleine ihren Lebensunterhalt zu finanzieren, andererseits könnte es auch dafür sprechen, dass Irenes Rollenverständnis eine berufliche und finanzielle Emanzipation von ihrem Partner vorsah. Eine solche ungelernete Arbeit versprach zwar zunächst eine gewisse finanzielle Autonomie, bot jedoch keine langfristige Perspektive.¹⁶³

Etwa zu dieser Zeit kam Irene erstmals in Kontakt mit einer freikirchlichen Gemeinde in der Nähe von Friedland. Irenes Darstellung zufolge legte ihr eines der Gemeindemitglieder nahe, eine Ausbildung zur Erzieherin zu beginnen.

IM: der liebe Gott hat mich mit gläubigen Menschen zusammen geführt und äh, eine davon, also auch eine ganz junge eigentlich äh, das ist so, die machen ganz tolle Gottesdienste und so, [Mhm] die helfen wirklich äh jedem ne [Mhm] und die sagte immer „/Du warum, machst du nicht?“, äh die kannte mich auch mit meiner Geschichte, die sagte „/Warum machst du nicht Erzieherin?“ ich sagte „/Warum denn?“ „Ja“ sagte sie

162 Selbstverständlich bestand zu diesem Zeitpunkt keinerlei Gefahr, dass Irene verhungern könnte. Diese Dramatisierung soll jedoch scheinbar die Ungerechtigkeit ihrer Behandlung durch die Kollegin betonen.

163 Laut Vogelgesang (2008: 77) orientierten sich junge Aussiedler*innen eher an materiellen Werten, weshalb es für viele von ihnen wichtiger war, sich den Erwerb gewünschter Statussymbole finanzieren zu können, als eine langwierige Ausbildung auf sich zu nehmen.

„Du hast doch in äh Russland Pädagogik studiert und so /warum denn nicht?“ ich sagte „/Meinst du ich kann das?“ „Natürlich kannst du das“ also die hat mir das, vermittelt, und dann hab ich sofort ein Praktikum gefunden ne

(Interview Irene Michel, S.3/Z.37)

Zunächst stellt Irene fest, sie sei von Gott mit der freikirchlichen Gemeinde zusammengeführt worden, deren Gottesdienste ihr sehr zugesagt hätten. Wie Irene tatsächlich in Kontakt mit der evangelikalen Freikirche gekommen war, wird von ihr im Interview nicht weiter ausgeführt. Fest steht, dass dies das erste Datum in Irenes Lebensgeschichte darstellt, an dem sie von ihrer eigenen Religiosität berichtet. Wie eng ihre Verbindung zu dieser Gemeinde zur damaligen Zeit wirklich gewesen ist, lässt sich nicht feststellen. „Traditionell sind diese [freikirchlichen] Gemeinschaften sehr dogmatisch und empfinden sich als Erneuerer des urchristlichen Gemeindelebens, wobei in Fortführung der puritanischen Bewegung und Geisteshaltung ein gottgefälliges und tugendhaftes Leben die oberste Maxime darstellen“ (Vogelgesang 2006: 157). Ihr bisheriger Lebenswandel deutete jedoch nicht auf eine dementsprechende Orientierung hin. Auf der anderen Seite mag die freikirchliche Gemeinde von Interesse für Irene gewesen sein, da sie eine Möglichkeit zur Einbindung in einen gemeinschaftlichen Kontext bot. Ihre Migration hatte zu einem Abbruch aller bisherigen außerfamiliären Kontakte geführt. Während ihrer Kindheit und Jugend in der Sowjetunion war sie jedoch vor allem in kollektive Kontexte eingebunden und beschreibt diese an anderer Stelle retrospektiv als wichtige Erfahrungsräume (Pionierlager, Ballettschule, Band „Opera“ während der Studienzeit).

Entgegen ihrer eigenen Darstellung wäre denkbar, dass es sich bei der geschilderten Begegnung lediglich um gelegentliche Kontakte gehandelt hatte, die sie retrospektiv als bedeutsam hervorhebt. Irenes Feststellung „die helfen wirklich äh jedem“ könnte somit darauf hindeuten, dass sie zur damaligen Zeit für diese Personen eine beliebige Fremde war. Zumindest eine dieser Personen schien sie jedoch gut genug zu kennen, um ihr auf der Grundlage ihrer „Geschichte“ dazu zu raten, eine Ausbildung zur Erzieherin zu beginnen. Irene selbst war diese Option ihrer Darstellung zufolge bis zu diesem Moment gar nicht präsent gewesen. Mithilfe der Bekannten gelang es ihr schließlich, eine passende Stelle für ein Praktikum in diesem Bereich zu finden. Interessanterweise stellt sich Irene innerhalb dieses szenischen Dialoges nicht so kämpferisch dar, wie es ihrem Präsentationsinteresse entspricht.¹⁶⁴ Stattdessen deutet sich an ihrer Nachfrage „Meinst du ich kann das?“ an, wie groß ihre damalige Verunsicherung angesichts der weitreichenden Entwertung ihrer in Russland erworbenen Kompetenzen gewesen sein

164 Dies muss dennoch keinen Bruch mit dem thematischen Feld ihres Interviews darstellen, bedenkt man, dass neben ihrer Selbstdarstellung als „Kämpferin“ auch ihr Vertrauen in Gott und dessen schicksalhafte Pläne einen thematischen Schwerpunkt ausmacht.

mag. Tatsächlich bieten sich Irenes pädagogische Kenntnisse, die sie im Rahmen ihres vorzeitig beendeten Studiums erwerben konnte als Erklärung für ihr Interesse an einer Erzieherinnentätigkeit an. Zudem waren ihr auch innerhalb ihrer Familie mehrfach Erziehungsaufgaben übertragen worden. Dass sie sich nicht für eine erneute Umschulung zur Bürokauffrau entschieden hatte, kann darüber hinaus als Bestätigung der vorherigen Lesart ausgelegt werden, dass sie sich nur wenig mit den Inhalten ihrer ersten Umschulung identifizieren konnte.

Neben all den bereits geschilderten Ereignissen des Jahres 1996 zogen Irenes Eltern gemeinsam mit Irenes beiden Schwestern von Friedland in das fast 300 Kilometer entfernte Bamberg. Ursächlich dafür war, dass Irenes Vater in Bamberg eine Anstellung in einem Handwerksbetrieb gefunden hatte. Der Abschluss ihres Vaters war zwar zunächst nicht anerkannt worden, er hatte jedoch eine Umschulung absolviert und durfte mittlerweile offiziell als Handwerker arbeiten. Das bedeutete zwar nach wie vor einen beruflichen Abstieg im Verhältnis zu seiner Qualifikation, dennoch wurde es ihm dadurch möglich, finanziell für seine Familie zu sorgen. Der Umstand, dass es Irenes Vater in recht kurzer Zeit gelang, sich eine neue berufliche Perspektive aufzubauen, zeugt davon, dass dieser nach wie vor berufliche Ambitionen hatte. Irene lebte weiterhin gemeinsam mit ihrem Partner Christopher und ihrem Sohn Anton in ihrer Wohnung in Friedland. Bedenkt man, wie bedeutend der familiäre Zusammenhalt für einen Großteil der Aussiedler*innenfamilien war (vgl. Vogelgesang 2008: 48), so wird deutlich, wie problematisch diese Entwicklung für Irene gewesen sein mag. In diesem Zusammenhang muss daher auch die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass es zu Problemen zwischen Irene und ihren Eltern gekommen war, aufgrund derer sie nicht mit an den neuen Wohnort ziehen wollte oder konnte.

Betrachtet man zusammenfassend die ersten beiden Jahre seit Irenes Migration nach Deutschland, so lässt sich feststellen, dass sich ihre Lebensumstände deutlich verkompliziert hatten. Anstatt ihre ökonomische Situation zu verbessern, wurden Irene und ihre Eltern zunächst damit konfrontiert, dass die in Russland erworbene Ausbildung des Vaters nicht offiziell anerkannt wurde. Es ist davon auszugehen, dass Irene im Zuge dessen erstmals erfahren musste, dass sie in Deutschland in erster Linie nicht als Deutsche, sondern als Russin wahrgenommen wurde. Auch wenn Irene möglicherweise zu Beginn der Zugang zur Mehrheitsgesellschaft verschlossen blieb, fand sie eine alternative Form der Zugehörigkeit bei einem neuen Partner, mit dem sie zusammenzog. Nach dem Abbruch einer Umschulung zur Bürokauffrau begann sie mit einem Fachpraktikum in einer Erziehungseinrichtung. Die Anregung dazu hatte sie durch ein Mitglied einer Freikirche in Friedland

erhalten. Zudem zeigte Irenes Sohn Anton seit der Ankunft der Familie in Deutschland und insbesondere seit dem Umzug der Großeltern zunehmend Verhaltensauffälligkeiten.

3.3.1.8 Ausbildungsabbrüche und sozialer Abstieg

Irene lebte noch zwei weitere Jahre gemeinsam mit ihrem Sohn Anton und ihrem Lebensgefährten Christopher in ihrer Wohnung in Friedland. 1998, im Alter von 26 Jahren, trennte sich Irene schließlich von ihrem Partner und zog gemeinsam mit Anton zu ihren Eltern und ihren beiden Schwestern nach Bamberg. Im Interview geht Irene nicht weiter auf die Trennungsumstände ein. Ihre abschließende Feststellung „das wurde mir doch zu bunt“ (Interview Irene Michel S.4/Z.29), woraufhin sie gemeinsam mit Anton „abgehauen“ sei, deutet jedoch darauf hin, dass es zu einem konflikthafter Beziehungsende gekommen war. Auch Irenes Sohn Anton erklärt im Interview, in dieser Zeit sei es häufiger zu Streitigkeiten gekommen, die ihn sehr belastet hätten.

Ihr in Friedland begonnenes Fachpraktikum setzte Irene nicht weiter fort, was wohl vor allem durch den Umzug begründet war. Dass sie noch vor dem offiziellen Ende ihres Praktikums einen Umzug in Kauf genommen hatte, deutet erneut darauf hin, dass ihr an einer räumlichen Trennung von ihrem damaligen Partner gelegen war bzw. sie die Nähe zu ihrer Familie suchte. Irenes Eltern – insbesondere ihr Vater, der sich bisher immer beruflich ambitioniert gezeigt hatte – dürften allerdings ein Interesse daran gehabt haben, dass sie ihr Praktikum offiziell abschließt und eine reguläre Ausbildung beginnt.

In Bamberg bewarb sich Irene 1999 erneut um eine Ausbildung, diesmal an einer Fachschule für Sozialpädagogik. Die Ausbildungswahl lässt sich als Fortsetzung ihres pädagogischen Schwerpunkts im Rahmen ihres Studiums in Russland und ihres vorherigen Fachpraktikums als Erzieherin interpretieren. Ihr pädagogisches Interesse hatte Irene offenbar weiterhin beibehalten und versuchte, dieses in eine berufliche Perspektive umzuwandeln.

Obwohl Irene sich erst kurz zuvor von ihrem Partner getrennt hatte, ging sie 1999 in Bamberg erneut eine Beziehung mit einem Mann namens Peter Fischer ein. Über Peter ist leider kaum mehr bekannt als über Irenes vorherige Partner. Irene erwähnt jedoch einen auffallend großen Altersunterschied von 23 Jahren. War schon ihr erster Partner in Russland mit einem Altersunterschied von acht Jahren deutlich älter als Irene, so stach dies im Fall ihrer dritten Beziehung besonders hervor.¹⁶⁵ Denkbar wäre, dass ihr ein älterer Partner die Orientierung geben konnte, die ihr seit ihrer Migration nach Deutschland häufig fehlte. Zudem bietet sich die Lesart an, dass sie in der Beziehung zu den beiden älteren Männern implizit das Verhältnis zu ihrem

165 Irenes zweiter Partner der NATO Soldat Christopher Jackson war dahingegen lediglich ein Jahr älter als Irene.

eigenen Vater verarbeitete, der in ihrer Kindheit häufig abwesenden war. Fest steht, dass die Themen Partnerschaft und Familie nach wie vor einen wichtigen Stellenwert im Leben von Irene hatten. So stellt auch Dietz (1997: 67) fest, dass für viele Aussiedler*innen die Familie als wirtschaftliche und soziale Interessengemeinschaft eine größere Bedeutung hatte, als dies in der Bundesrepublik üblich ist. Eine Partnerschaft mit einem deutschen Mann bot für Irene zudem eine Möglichkeit der Integration in die deutsche Gesellschaft. Dies würde zumindest eine Parallele zu der erfolgreichen Russifizierung ihres Vaters durch die Ehe mit ihrer Mutter darstellen.

Im Jahr 2000 machte sich Irenes Vater mit einem eigenen Handwerksbetrieb selbstständig. Auch Irenes Mutter war zu dieser Zeit im Büro des Familienbetriebs tätig.¹⁶⁶ Erneut zeigte sich deutlich, dass Irenes Eltern die Absicht verfolgten, die finanzielle Situation der Familie entgegen aller Hindernisse zu verbessern. Ihre Zielstrebigkeit und der eheliche Zusammenhalt boten dabei eine wichtige Grundlage für ihren ökonomischen Erfolg. Im Gegensatz zu Irene gelang es ihnen relativ schnell, sich nach der Migration beruflich und sozial zu etablieren.

Irene wiederum brach 2001 auch ihre nunmehr dritte Ausbildung an der Fachschule für Sozialpädagogik vorzeitig ab. Sie selbst begründet dies erneut durch die äußeren Umstände, wie folgender Interviewausschnitt belegt:

IM: und ähm dann wurde ich kurzfristig in einer Schule genommen (2) zwar einer städtischen aber egal ich war auch froh darüber dass ich auf einer Fachschule für Sozialpädagogik genommen wurde [Ok] (1) ja und dann nach zweieinhalb Jahren hab ich natürlich überall ähm (1) arbeiten können in äh, einem AWO Kindergarten äh (2) einer Kindertagesstätte die über 100 ja, 100 Kinder hatte ne [Ok] und einem Hort und so ne, eigentlich ganz toll ähm, später ist Anton auch in die Schule gegangen neben diesem Kindergarten, ganz toll wirklich ne, äh (1) und dann bin ich krank geworden, in einem Praktikum im Jugendzentrum [Mhm] also ich war schon im Jugendzentrum aber öh, nachher bin ich krank geworden da durfte ich (1) gehen, aber vielleicht ist es auch, im Nachhinein ähm, bereue ich das gar nicht weil eigentlich diese Schule nicht so einen guten Ruf hatte ((lacht)) ja und dann hab ich dazwischen noch in der Industrie gearbeitet

(Interview Irene Michel, S.4/Z.31)

Interessanterweise beginnt Irene ihre Ausführungen zunächst mit einer Auflistung diverser Vorteile, welche sich durch ihre Ausbildung ergeben hätten. Sie resümiert diese mit einer Floskel („eigentlich ganz toll [...] ganz toll wirklich“), die sie im Interview regelmäßig verwendet, selbst wenn es sich um eher unvorteilhafte Entwicklungen in ihrer Lebensgeschichte han-

166 Es ist nicht unwahrscheinlich, dass in den vorherigen Jahren auch Irenes Mutter ähnliche Tätigkeiten ausgeübt hatte. Belegt ist zumindest, dass sie bereits in Russland in der Verwaltung desselben Betriebs tätig war, wie auch Irenes Vater. Ob sie nach ihrer Migration nach Deutschland eine ähnliche Anstellung fand, lässt sich anhand des Interviews nicht nachvollziehen.

delt. Anders als etwa ihre Argumentation bezüglich des Endes ihrer Umschulung zur Bürokauffrau fasst sie sich bei ihrer Erklärung, sie sei während ihres Praktikums krank geworden, relativ kurz. Nachdem sie ausführlich auf die Vorteile ihrer Ausbildung eingegangen war („ich hab natürlich überall ähm (1) arbeiten können“), hätte es wohl auch wenig Sinn ergeben, den Abbruch ihres Praktikums durch die Arbeitsumstände oder ihre Kolleg*innen zu begründen. Dass sie nicht dazu in der Lage war, ihre Ausbildung zu beenden, erscheint angesichts ihres erfolgreichen Schulabschlusses und ihres begonnenen Studiums unwahrscheinlich, kann jedoch nach drei Ausbildungsabbrüchen nicht länger ausgeschlossen werden.¹⁶⁷ Irene war während ihrer gesamten Schulzeit in das System der Sowjetunion einsozialisiert worden. Ihre Freizeit hatte sie in einem institutionell gerahmten Kontext verbracht, der wenig individuellen Entscheidungsspielraum ließ. Denkbar wäre daher, dass es ihr nicht leicht fiel, sich mit den Möglichkeiten und Anforderungen in Deutschland und den teilweise sehr offenen Strukturen der deutschen Arbeitswelt zu arrangieren. Ebenfalls liegt es im Bereich des Möglichen, dass sich Irenes Erziehungsmethoden, welche zu einem Großteil durch ihre eigene Sozialisation in der Sowjetunion bedingt waren, stark von denen ihrer Arbeitgeber*innen unterschieden.¹⁶⁸

Folgt man jedoch ihrer Darstellung, der zufolge sie ihre Ausbildung aufgrund einer Erkrankung abgebrochen hatte, so ließe sich interpretieren, dass Irene tatsächlich in irgendeiner Art gesundheitlich beeinträchtigt war. Da Irenes Sohn Anton in seinem Interview mehrfach darauf hinweist, seine Mutter habe sich in der damaligen Zeit sehr häufig gemeinsam mit ihrem Partner Peter in Kneipen aufgehalten, muss letztlich auch eine Alkoholabhängigkeit als Ursache für den Ausbildungsabbruch in Betracht gezogen werden.¹⁶⁹ Anton begründet die Kneipenaufenthalte seiner Mutter vor allem damit, dass sie dort Anschluss gesucht habe und ihre Kontakte pflegte. Denkbar wäre, dass ihr die Kneipen eine Form der Gemeinschaft boten, die sie in Deutschland zuvor nicht gefunden hatte. Diese Lesart wird dadurch gestützt, dass Irene selbst immer wieder darauf eingeht, dass ihr die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft wichtig sei. Allein aufgrund der Aussagen ihres

167 Laut Vogelgesang (2008: 116) stellen die mangelhaften Deutschkenntnisse vieler Aussiedler*innen einen Hauptgrund für deren Benachteiligung in der Arbeitswelt dar. Auch wenn sich mehrere Belege dafür finden, dass Irene höchstwahrscheinlich über relativ gute Deutschkenntnisse verfügte, kann dies nicht gänzlich als Begründung ausgeschlossen werden.

168 So stellte etwa Lingnau (2000: 132) in einer entsprechenden Forschungsarbeit fest, dass sich die herkunftsbedingten Erziehungseinstellungen der von ihr befragten Aussiedlerinnen deutlich von den in der BRD vorherrschenden Einstellungen unterschieden.

169 Auf der Grundlage der geführten Interviews lassen sich keine Rückschlüsse auf den Umgang mit Alkohol in Irenes Familie ziehen. Da der Alkoholkonsum in Russland eine relativ lange Geschichte hat und die Problematik des Alkoholismus relativ weit verbreitet war (vgl. z.B. White 1996; Knabe 1985) lässt sich jedoch nicht ausschließen, dass auch in Irenes Familie ein problematisches Konsumverhalten vorlag.

Sohnes darf zwar nicht zwangsläufig darauf geschlossen werden, dass Irene zur damaligen Zeit wirklich einen problematischen Alkoholkonsum an den Tag legte, es hatte jedoch bereits zuvor durchaus Anlass gegeben, dies als eine mögliche Lesart in Betracht zu ziehen. Insbesondere in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen dürften die Begleiterscheinungen eines Alkoholismus als Ausschlusskriterien gelten.

Trotz ihrer relativierenden Formulierung, sie habe lediglich „dazwischen noch in der Industrie gearbeitet“, war Irene in der Zeit von 2001 bis 2003 im Versand eines großen Onlinebuchhandels beschäftigt.¹⁷⁰ Ob der Lohn einer solchen Anstellung zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts ausreichte, ist fraglich. Denkbar wäre, dass sie trotz dieser Tätigkeit Sozialhilfe beziehen musste. Durch die Sozialhilfe in Deutschland war sie zumindest so gut abgesichert, dass sie sich im Falle eines Ausbildungsabbruchs keine existenziellen Sorgen machen musste.

Im Jahr 2003 begann Irene erneut eine Ausbildung im sozialen Bereich. Dieses Mal hatte sie sich an einer Schule für Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Freizeitpädagogik beworben. Der Umstand, dass dies nun schon die vierte Ausbildung in einem pädagogischen Arbeitsfeld war, zeugt davon, dass Irenes Interessen eindeutig in diesem Bereich lagen. Rückblickend scheint dies die Lesart zu bekräftigen, dass sich Irene bei ihrer Ankunft in Deutschland nicht von sich aus für ihre erste Ausbildung zur Bürokauffrau entschieden hatte, sondern von ihren Eltern oder den Behörden dazu bewegt worden war. Offenbar war Irene nicht gewillt, sich auf die Ausübung ungelernter Arbeiten zu beschränken, sondern strebte nach wie vor einen Abschluss in einem pädagogischen Bereich an. Da sie bisher nicht von dieser Absicht abgewichen war, erscheint es angebracht, vertiefend danach zu fragen, welche persönliche Bedeutung eine pädagogische Tätigkeit für Irene gehabt haben mochte. Bereits in Russland hatte sie ein pädagogisches Studium begonnen und dadurch erstmals eine grundsätzliche pädagogische Orientierung angedeutet. Zudem war ihre Position innerhalb ihrer Familie bereits seit ihrem Kindesalter mit der Beaufsichtigung ihrer beiden jüngeren Schwestern verbunden. Betrachtet man Irenes bisherige Lebensgeschichte, so stellte dies möglicherweise die einzige anschlussfähige Tätigkeit für sie dar. Für ihre pädagogische Arbeit im Jugendzentrum hatte sie die Anerkennung der Jugendlichen und Kolleg*innen erhalten. In anderen Lebensbereichen hatte sie hingegen insbesondere aufgrund ihres Migrationshintergrundes weitaus weniger Anerkennung erhalten. Zudem wird eine derartige Berufswahl auch in einem streng religiösen Kontext als eine legitime weibliche Tätigkeit anerkannt.

170 Somit hatte sie ebenso lange im Versandhandel gearbeitet, wie sie zuvor mit ihrer schulischen Ausbildung beschäftigt war. Dass sie diese Tätigkeit dennoch nur als eine Zwischenstation darstellt, spricht dafür, dass es in ihrem Interesse liegt, sich rückblickend hauptsächlich als Pädagogin zu präsentieren.

Im Alter von 13 Jahren zog Irenes Sohn Anton aus dem gemeinsamen Haushalt aus und kam stattdessen bei ihren Eltern unter. Betrachtet man den starken Kontrast zwischen Irenes Lebenswandel seit ihrer Migration und dem Werdegang ihrer Eltern, dann lässt sich erahnen, dass der Haushalt der Großeltern wesentlich mehr Kontinuität für Anton bot. So wäre es nicht unwahrscheinlich, dass Irenes Eltern sie dazu gedrängt hatten, sie Anton in ihrem Haushalt aufnehmen zu lassen. Dass dieser es vorzog, zu seinen Großeltern zu ziehen, könnte als Hinweis auf eine konflikthafte Beziehung zu Irene, aber auch zu deren Partner Peter interpretiert werden. Insbesondere Antons Schilderungen von Irenes und Peters Kneipenbesuchen sprechen dafür, dass das Zusammenleben kein angemessenes Umfeld für ihn bot. Zwar kann davon ausgegangen werden, dass die Trennung von ihrem Sohn für Irene problematisch war¹⁷¹, dennoch muss in Betracht gezogen werden, dass Irene möglicherweise derart große private Probleme hatte, dass sie es selbst für angebracht hielt, ihren Sohn in die Obhut ihrer Eltern zu geben.

Noch im selben Jahr beendete die mittlerweile 32 Jahre alte Irene ihre damalige Beziehung zu ihrem Partner Peter. Als Begründung dafür nennt sie insbesondere den Umstand, dieser habe kein Verständnis dafür gehabt, dass sie erneut mit einer unbezahlten schulischen Ausbildung beginnen wollte.

IM: er hat auch viel für, meinen Sohn gemacht und für mich aber ich musste (2) ich hab halt auch nur gesagt äh, (1) „/Peter wie sieht das aus, ich möchte gerne weiter meine Schule machen?“ [Ja] (2) und ich hab ihn **gefragt** (2), „Ja kannst du machen“ „Also ich bekomme aber keine Vergütung“, „Ja ok“ und dann als ich angefangen habe, äh öh (1) wahrscheinlich hat es ihm nicht so gut gepasst und so, da hab ich gesagt „Okay, dann trennen wir uns“ ne [Mhm] (2)

(Interview Irene Michel, S.38/Z.3)

Ihre Feststellung, dieser habe damals viel für ihren Sohn und sie „gemacht“, verweist zunächst darauf, dass sie von dessen Unterstützung profitiert hatte. Der Darstellung ihres Sohnes Anton zufolge war es jedoch gerade Irenes Partner Peter, der ihn zum Auszug bewegt hatte (vgl. Kap. 3.3.2.5). Diesen Umstand, ebenso wie ihre Entscheidung, zunächst bei Peter zu bleiben, anstatt mit Anton zu gehen, lässt Irene jedoch vollkommen außen vor. Die Zustimmung ihres Partners bedeutete Irenes Darstellung zufolge eine Möglichkeit, ein weiteres Mal mit einer Ausbildung zu beginnen. Offensichtlich benötigte sie wohl auch die finanzielle Unterstützung durch Peter, andernfalls hätte sie wohl kaum mit diesem über eine Finanzierung ihrer Ausbildung verhandeln müssen. Dass eine Beziehung aufgrund der Berufswahl bzw. Ausbildungsentscheidung des Partners beendet wird, scheint allerdings recht ungewöhnlich. Auf emotionale Gründe der Trennung wird zumindest im Kontext des Interviews nicht näher eingegangen. Retrospektiv erscheint

171 Insbesondere wenn man bedenkt, dass sie ihre berufliche Zukunft nach wie vor in einem erzieherischen Bereich zu sehen schien.

Irenes damalige Partnerschaft somit vor allem als eine Art Zweckgemeinschaft, deren Ende recht pragmatisch beschlossen wurde. Auch die Aussagen ihres Sohnes, Irene habe einen Großteil ihrer gemeinsamen Zeit mit Peter in Kneipen verbracht, zeugen von einer durchaus problematischen Beziehung.

Irene fand jedoch offensichtlich recht bald in dem 29 Jahre älteren Gerd Walther einen neuen Partner. Auch diesen hatte Irene den Aussagen ihres Sohnes zufolge in einer Kneipe kennengelernt. Offensichtlich schien Irene Interesse an deutlich älteren Männern zu haben, die ein ähnliches Alkoholkonsumverhalten aufwiesen wie sie. Folgender Interviewausschnitt vermittelt einen ersten Eindruck von der Beziehung zwischen Irene und Gerd:

IM: ein ganz großer äh Altersunterschied 29 Jahre alt, äh Jahre haben wir Altersunterschied, aber ähm ja seit meinem kanadischen Freund der, war ein Jahr älter als ich, konnte ich mit Gleichaltrigen nix anfangen weil [Ja] die waren mir zu, ich weiß nicht kindisch, also die waren nicht reif genug [Ja jaja] also und der Mann mit dem ich zusammen gewesen war (1) der äh, hat seine Frau verloren ähm (2) und der hat mir sehr viel geholfen damals ne (1) was heißt so, überhaupt wir sind auf freundschaftlicher Basis zusammen gekommen, er, hat mich gefahren, ich bin zu ihm gekommen, er hat einfach ein offenes Ohr für mich gehabt [Ja] für meine Probleme und so, und er war 35 Jahre zusammen mit seiner Frau also der weiß was Familienleben ist, ich hab sehr guten Kontakt mit seinen Kindern [Ja] auch jetzt noch, die sind auch älter als ich aber trotzdem, ich meine äh (2) er hat ein Familienleben gehabt ne

(Interview Irene Michel, S.35/Z.30)

Irene leitet diesen Interviewausschnitt damit ein, dass sie erklärt, ihr Partner sei zwar 29 Jahre älter als sie gewesen, sie habe jedoch seit ihrer ersten Partnerschaft in Deutschland mit Gleichaltrigen „nix anfangen“ können. Diese seien ihr zu „kindisch“ bzw. nicht reif genug gewesen. Im Anschluss daran erläutert Irene, dass sich ihr damaliger Partner dadurch auszeichnete, dass er ihr „viel geholfen“ habe und ein „offenes Ohr“ für ihre Probleme hatte. Zudem habe er genau gewusst, wie ein Familienleben funktioniere, was Irene gleich zweimal in Folge erwähnt. Erneut deutet vieles darauf hin, dass sie vor allem eine Person suchte, die ihr eine Orientierung geben konnte und sie aktiv unterstützte. Auch Irenes Bemerkung, sie sei „auf freundschaftlicher Basis“ mit dem mittlerweile verwitweten Gerd verbunden gewesen, deutet eher darauf hin, dass für Irene die gegenseitige (emotionale) Unterstützung im Vordergrund stand. Angesichts der Tatsache, dass selbst die Kinder ihres damaligen Partners älter als Irene waren, drängt sich die Lesart auf, Irene sei zur damaligen Zeit eher auf der Suche nach einem Vaterersatz, als nach einem Partner gewesen. Der gemeinsame Alkoholkonsum bei regelmäßigen Kneipenbesuchen bleibt dagegen unerwähnt.

Bevor sie mit dem schulischen Teil ihrer Ausbildung beginnen konnte, musste Irene erneut zwei Vorpraktika absolvieren. Ihr erstes Praktikum machte sie in einem Kindergarten. Nach einem Jahr wechselte sie 2004 in ein

Jugendzentrum. Insbesondere in der Eingangserzählung des Interviews berichtet Irene sehr ausführlich über ihre damalige Tätigkeit:

IM: und ganz viele (1) Erfahrungen gesammelt auch immer mit Migrant*innen, also besonders arbeite ich mit Migrant*innen [Ok] weil ich eine von denen bin und ähm (1) vom Jugendtreff möchte ich auch erzählen, die Jungs die damals dahin gekommen sind, die waren auch in Antons Alter äh, 15, 16 und die sind eigentlich gekommen um Billard zu spielen so ne, die waren immer unter sich [Mhm] und durch mich sind die Mitarbeiter mit diesen Jugendlichen in Kontakt gekommen [Ja] das war ganz toll also ich hab denen Gitarre beigebracht die haben mir Billard beigebracht und äh [Ja] die haben mit mir Breakdance getanzt [...] und ähm, dann haben wir mit Jugendlichen ähm, geplant was wir zu Weihnachten kochen, dann sind wir einkaufen gegangen, natürlich äh, zeitversetzt ne, also nicht an einem Tag, da haben wir geplant dann haben wir noch Werbung gemacht mit einem Plakat ne, [Mhm] ähm da hab ich so, Werbung von einem russischen Geschäft gekauft [Ja] hab ich schön gestaltet ja, was wir alles machen wirklich, Gerichte haben wir da platziert die wir wirklich machen [Mhm] und dann haben wir dafür eingekauft, und dann als mein Lehrer zur Übung gekommen ist [...] ich hab mir natürlich mehr Arbeit gemacht als äh nötig war aber, ich musste ins Deutsche vom russischen Buch äh die Rezepte noch übersetzen ne [...] und die Jungs und Mädels die wirklich äh, Schläger waren und Probleme teilweise mit Alkohol und Rauchen hatten ne [Ja] die haben bei mir in der großen Küche gestanden und äh, also die Küche war wirklich ganz toll groß [...] und ich war so stolz also wirklich, ich hab für die Übung eine Zwei bekommen ich sagte „Jaaa“ ((lacht)) [/Aha((heiter))] ganz toll also, auf jeden Fall wirklich ganz toll also auf jeden Fall äh, wirklich ganz viele Erfahrungen (1) und die wollten mich auch als äh Anerkennungspraktikantin nehmen aber (2) die haben selbst schon zwei Gehälter durch drei geteilt, die Hauptamtlichen ne

(Interview Irene Michel, S.5/Z.27)

Thematisch kreist Irenes Beschreibung um ihren kompetenten Umgang mit den jugendlichen Besucher*innen des Jugendzentrums. Auffällig ist dabei der mehrfache Bezug zum Thema ihres Migrationshintergrundes, der ihr der Darstellung zufolge einen Zugang zu den Jugendlichen eröffnet hatte. So fanden auch ihre Rezepte aus Russland Verwendung, im Rahmen einer Weihnachtsfeier, für die sie ein Essen vorbereitete. Der Umstand, dass sie die Lebensmittel in einem russischen Geschäft kaufen und Rezepte ins Deutsche übersetzten musste, zeugt jedoch zugleich davon, dass sie nach wie vor wesentlich stärker in der russischen Kultur verwurzelt war, als sie dies ansonsten im Interview vorgibt. Auch ihr musikalisches Interesse, das in den Jahren seit ihrer Migration keine weitere Erwähnung findet, wurde von ihr erneut aufgegriffen und stellte eine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme dar („also ich hab denen Gitarre beigebracht die haben mir Billard beigebracht“). Die Pointe des Interviewausschnitts besteht letztlich darin, dass sie genau mit den Jugendlichen in Kontakt kam, die sich den anderen Mitarbeiter*innen

verschlossen hatten.¹⁷² Für diese Leistung erhielt sie Anerkennung, die ihr in anderen Lebensbereichen weitgehend verschlossen blieb.

Auch dieses Mal scheiterte die Übernahme in einen Ausbildungsvertrag, wie sich an Irenes abschließender Bemerkung, die Mitarbeiter*innen hätten bereits zwei Gehälter auf drei Personen aufteilen müssen, erkennen lässt. Auch diese Begründung erscheint relativ fraglich angesichts der Tatsache, dass sich eine Vielzahl anderer pädagogischer Einrichtungen angeboten hätte, in denen Irene ihre Ausbildung hätte fortsetzen können. Wesentlich wahrscheinlicher erscheint erneut die Annahme, dass Irenes regelmäßiger Alkoholkonsum auch im Rahmen dieser Praktika zu einem Problem wurde.

Betrachtet man Irenes gesamten Erwerbsverlauf seit ihrer Migration, so zeigt sich eine Art „Auf und Ab“, wie es unter anderem von Schütze (1995: 217-221) als relativ typisch für die Biografien alkoholabhängiger Menschen beschrieben wird. Der Struktur nach würde es sich demnach anbieten, diese Entwicklung mittels des von Glaser und Strauss (1977) entlehnten Verlaufskurvenmodells von Schütze (1981; 1995) zu beschreiben. So könnten die zahlreichen durch die Migration bedingten Veränderungen in Irenes Leben, die Herauslösung aus ihren bisherigen sozialen Bezügen, die Nichtanerkennung ihres Bildungshintergrundes sowie die frühe Schwangerschaft und die Trennung vom Vater ihres Kindes, als Verlaufskurvenpotenzial beschrieben werden. Nach ihrer Ankunft in Deutschland und ihrer Vermittlung in eine Ausbildung zur Bürokauffrau wurde dieses sogleich wirksam, was dazu geführt haben könnte, dass ihre Handlungsfähigkeit zunehmend eingeschränkt wurde. Mittels ihrer neuen Partnerschaften und dem Versuch, in einem pädagogischen Bereich Fuß zu fassen, bemühte sie sich daraufhin um ein „labiles Gleichgewicht“ (Schütze 1995: 215), welches möglicherweise durch den Umzug ihrer Eltern nach Bamberg erneut erschüttert wurde. Der Alkoholkonsum kann in diesem Kontext als eine Art Bewältigungsversuch interpretiert werden. So bemühte sie sich zwar erneut, ein Gleichgewicht herzustellen, griff dabei allerdings auf ähnliche Handlungsstrategien zurück wie zuvor. Ihre zweite Ausbildung in einem pädagogischen Bereich, die neue Partnerschaft und der gemeinsame Alkoholkonsum ergaben erneut ein labiles Arrangement. In diesem instabilen Gleichgewichtszustand schien sich Irene nach wie vor zu befinden, ohne dazu in der Lage zu sein, ihre Vorgehensweise grundlegend zu ändern.

Wie schon zuvor wechselte Irene 2005 behelfsmäßig in die Fabrikarbeit. Dieses Mal nahm sie eine Arbeit in der Textilindustrie auf. Auch wenn vieles gegen ihre Selbstdarstellung als „Kämpferin“ spricht, so zeigte sie trotz allem nach wie vor den Willen, erwerbstätig zu bleiben. Offensichtlich schien es ihr

172 Dabei weist sie interessanterweise darauf hin, dass diese in etwa genauso alt gewesen seien wie ihr eigener Sohn. Demnach ließe sich die Hypothese formulieren, dass Irene ihre beruflichen pädagogischen Kompetenzen umso mehr betont, je problematischer sich das Verhältnis zu ihrem eigenen Kind entwickelte.

jeweils relativ leicht zu finden, eine Arbeitsstelle in der Industrie zu finden. Denkbar wäre, dass es einfacher war, die dabei an sie gestellten Anforderungen zu erfüllen, als die, welche ihr in der pädagogischen Arbeit abverlangt wurden. Zudem dürfte die Bezahlung einer ungelernten Tätigkeit i.d.R. höher gewesen sein, als die Vergütung einer Ausbildung oder eines Praktikums. Knapp zwei Jahre später, im Alter von 36 Jahren, beendete Irene dennoch auch ihre Tätigkeit in der Textilindustrie.

Dieses Mal ergab sich offensichtlich keine Alternative und so ging Irene die nächsten fünf Jahre keiner geregelten Beschäftigung nach. Denkbar ist, dass sich nach nunmehr vier Ausbildungsabbrüchen für die 34-jährige Irene kaum noch eine Möglichkeit ergab, erneut eine Beschäftigung zu finden. Nach 13 Jahren in Deutschland war sie vollständig von Sozialleistungen abhängig, was einen Tiefpunkt ihrer beruflichen Entwicklung markierte. Da kurz zuvor die Hartz IV-Reform in Kraft getreten war, musste zudem davon ausgegangen werden, dass Irene den Aktivierungsbemühungen des Jobcenters ausgesetzt war. Die Auszahlung des Arbeitslosengeldes II war zumindest an die Voraussetzung gebunden, sich weiterhin um eine Beschäftigung zu bemühen und, falls nötig, an Weiterbildungsmaßnahmen des Jobcenters teilzunehmen.

Ein zusammenfassender Rückblick auf die Jahre zwischen 1999 und 2005 offenbart eine zunehmende Prekarisierung von Irenes Lebenssituation. Während dieser Zeit hatte Irene zwei Beziehungen, in denen sie mit deutlich älteren Männern zusammenlebte. Anzunehmen ist, dass sie in beiden Partnerschaften vor allem Orientierung und Unterstützung suchte, die ihr möglicherweise zuvor gefehlt hatten. Folgt man den Aussagen ihres Sohnes, so gingen beide Beziehungen mit regelmäßigen gemeinsamen Kneipenbesuchen und einem exzessiven Alkoholkonsum einher. Der Kneipenkontext ermöglichte ihr dabei wahrscheinlich eine labile Form der Zugehörigkeit, zugleich bot sich der Alkoholkonsum als (eine ungeeignete, aber zumindest verfügbare) Bewältigungsstrategie für ihre beruflichen und privaten Probleme an. Anerkennung suchte Irene vor allem im pädagogischen Bereich, in dem es ihr jedoch nicht gelang Fuß zu fassen. Insbesondere ihre mehrfachen Ausbildungsabbrüche führten zu einem stetigen beruflichen Abstieg, bis sie schließlich erstmals über einen längeren Zeitraum keinem geregelten Beschäftigungsverhältnis mehr nachging. Wohl als Folge ihrer zunehmenden persönlichen Probleme zog ihr Sohn Anton in den Haushalt ihrer Eltern. Zwar äußert sich Irene selbst nicht über die Ursache ihrer Ausbildungsabbrüche, deren Häufigkeit legt jedoch einen Zusammenhang mit dem von ihrem Sohn geschilderten Alkoholkonsum nahe.

3.3.1.9 Die Erkrankung ihres Sohnes Anton

In demselben Jahr, in dem Irene erwerbslos wurde, brach ihr Sohn Anton die höhere Handelsschule ab. Nach dem Besuch der Realschule hatte dieser dort von 2005 bis 2007 seine Schullaufbahn fortgesetzt. Berücksichtigt man die Umstände, unter denen Anton aufgewachsen ist, so wäre denkbar, dass er auch nach der therapeutischen Behandlung in seiner Kindheit ein auffälliges Verhalten an den Tag legte. Offensichtlich hatte auch der Umzug in die recht geregelt erscheinenden Verhältnisse im Haushalt der Großeltern einen Schulabbruch nicht verhindern können.

Antons Großeltern schienen dennoch nach wie vor darum bemüht gewesen zu sein, ihn vor einem sozialen Abstieg zu bewahren. Deutlich wurde dies daran, dass er umgehend im Betrieb seines Großvaters eingestellt wurde. Schon Antons Umzug in den Haushalt der Großeltern zeigte, dass diese dazu bereit waren, die Verantwortung für ihren Enkel dort zu übernehmen, wo Irene möglicherweise nicht dazu in der Lage war.

Nur ein Jahr später schien jedoch auch diese berufliche Übergangslösung nicht länger praktikabel zu sein. Im Jahr 2008 wurde Anton aufgrund eines zunehmenden Drogenkonsums aus dem Unternehmen von Irenes Vater entlassen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich zwar im Interview mit Irene keinerlei Hinweise auf eine Suchterkrankung von Anton ergeben, dieser gab jedoch selbst an, bereits 2001, im Alter von elf Jahren, mit Alkohol, Zigaretten und Cannabis experimentiert zu haben. Auch dies spricht dafür, dass der Alkoholkonsum in Irenes Haushalt bereits vor dem Auszug ihres Sohnes im Jahr 2003 zum Thema wurde, und bekräftigt die Lesart eines jahrelangen Alkoholmissbrauchs.

Nach der Kündigung durch den Großvater entschied sich Anton, seinen Wehrdienst bei der Bundeswehr anzutreten. Dieser kennzeichnet sich gemeinhin insbesondere durch eine klare Struktur und strenge Regeln. Denkbar wäre, dass ihm Irene, die offensichtlich selbst nach wie vor auf der Suche nach Orientierung war, keines von beidem geben konnte.

2009, nach nur einem Jahr, musste Anton seine Ausbildung jedoch unvorhergesehen abbrechen, da er aufgrund einer Schizophrenie in eine Psychiatrie eingeliefert wurde. In dem darauffolgenden Zeitraum kam es insgesamt zu drei Psychiatrieaufenthalten, was auf einen problematischen Krankheitsverlauf hindeutet. Auslöser der Erkrankung war, nach Antons und Irenes Darstellung, vor allem ein massiver Konsum von Cannabis und Amphetami-

nen.¹⁷³ Bedenkt man, dass sich zuvor bereits die Lesart aufgedrängt hatte, dass Irene selbst seit längerer Zeit unter einer Alkoholabhängigkeit litt, dann könnte die Drogenproblematik ihres Sohnes, ebenso wie dessen frühzeitige Erfahrungen mit Alkohol, als eine Folge dessen interpretiert werden. So ist bereits seit Längerem bekannt, dass Jugendliche und junge Erwachsene aus Familien abhängiger Eltern ein deutlich erhöhtes Risiko für die Entwicklung einer eigenen Abhängigkeit tragen (vgl. Zobel 2008: 54).¹⁷⁴

Nach seiner Entlassung aus der Klinik zog Anton 2009 zunächst in den Haushalt der Großeltern und kurz darauf zu seiner Mutter Irene. In der folgenden Zeit lebten sie gemeinsam als Bedarfsgemeinschaft von Sozialleistungen. Anzunehmen ist, dass die zusätzliche Aufgabe der nachklinischen Betreuung ihres Sohnes die bereits zuvor prekäre Situation von Irene noch weiter verschärfte.

Die Spannungen zwischen Mutter und Sohn wurden schon bald darauf im Jahr 2011 offensichtlich, als Irene ihren Sohn wegen Diebstahl anzeigte. Demnach hatte Anton nach seinem Klinikaufenthalt mehrfach Wertsachen entwendet, um sich dadurch seinen Konsum von Cannabis und Amphetaminen zu finanzieren. Das Zusammenleben zwischen Irene und Anton war offensichtlich derart konfliktär, dass Irene nicht dazu in der Lage war, eine innerfamiliäre Lösung zu finden.

Irene suchte jedoch noch einen anderen Weg, ihren Sohn zu unterstützen, der ihre Hilflosigkeit angesichts dieser Situation offenbart. Offensichtlich hatte sie zur damaligen Zeit erneut Kontakte zu Mitgliedern einer Freikirche. Ihr Lösungsvorschlag bestand demnach darin, Anton 2010 in Kontakt mit dieser freikirchlichen Glaubensgemeinschaft zu bringen. Zwar argumentiert Irene rückblickend sehr häufig vor einem religiösen Hintergrund, anhand der überlieferten biografischen Daten lassen sich jedoch nur wenige Berührungspunkte festmachen. So wies sie zwar darauf hin, dass ihre Großeltern väterlicherseits protestantischen Glaubens gewesen seien und nach ihrem Ableben von der gesamten Gemeinde in ihrer Heimatstadt besungen worden wären. Von ihren Kontakten zu der freikirchlichen Gemeinde in Friedland berichtete sie jedoch nur einmalig, im Hinblick auf ihre Motivation Erzieherin zu werden.

Folgt man Irenes Ausführungen, so schien sich der Zustand von Anton in der darauffolgenden Zeit tatsächlich deutlich zu bessern. Nach seinem Psy-

173 Berücksichtigt werden muss dabei, dass bereits in mehreren großen Kohortenstudien ein Zusammenhang zwischen Cannabiskonsum und der Entstehung von Schizophrenien nachgewiesen werden konnte (vgl. z.B. Andréasson et al. 1987; Os et al. 2002; Fergusson et al. 2003). Auch wird in der Literatur auf einen allgemeinen Zusammenhang zwischen Drogenkonsum und der Entstehung von Schizophrenien hingewiesen (vgl. Tölle/Windgassen 2014: 206).

174 Böhnisch und Schille (2002: 205) etwa weisen darauf hin, dass Eltern durch ihr Vorbild Konsum- und Genussmuster festlegen, die von deren Kindern übernommen werden können.

chiatricaufenthalt hatte sich sein Gesundheitszustand stabilisiert und bereits im Jahr 2012 setzte er seine Ausbildung an der höheren Handelsschule fort. Er zog zwar nicht erneut in den Haushalt seiner Großeltern, fand aber eine Wohnung in deren unmittelbarer Nachbarschaft.

Einige der Ereignisse, die Anton zwischen 2007 und 2012 erlebte, betrafen Irene zwar nicht direkt, es erscheint dennoch sinnvoll, sie an dieser Stelle kurz zusammenzufassen. Offensichtlich wurde, dass sich die Lebensumstände von Anton innerhalb relativ kurzer Zeit deutlich verschlechterten. Sein Klinikaufenthalt aufgrund eines Zusammenbruchs während seines Wehrdienstes lässt sich dabei unter anderem als Hinweis auf eine Suchtproblematik seiner Mutter interpretieren. Irenes Vermittlung von Anton an eine Freikirche lässt zugleich erkennen, dass auf ihrem eingeschlagenen Weg für Irene keine andere Hilfe erkennbar war. Detaillierter wird auf den Krankheitsverlauf ihres Sohnes allerdings erst in der noch folgenden Fallrekonstruktion eingegangen.

3.3.1.10 Zusammenbruch und neue Perspektive

Nach fünf Jahren ohne Erwerbsarbeit wurde Irene 2010 erneut beruflich aktiv. Mitte des Jahres fing sie an, als Einzelintegrationshelferin mit einem autistischen Jungen zu arbeiten. Trotz ihrer zahlreichen Ausbildungsabbrüche blieb sie hartnäckig und versuchte erneut, in einem pädagogischen Tätigkeitsbereich Fuß zu fassen. Eine Tätigkeit in der Industrie, wie sie sie zuvor bereits öfter ausgeübt hatte, schien sie nach wie vor nicht zu bevorzugen. Folgender Interviewausschnitt vermittelt einen Eindruck davon, worin der große persönliche Stellenwert einer pädagogischen Tätigkeit für Irene bestand.

IM: eigentlich würde ich sehr gerne in die Heimerziehung gehen, für die Kinder die wirklich keine elterliche Liebe erfahren haben [Mhm] ne, weil ähm (2) das sind wirklich keine äh, lauten Worte sondern, ich will auch den Kindern diesen liebenden Gott zeigen, diesen Vater [Mhm] weil ähm, sehr vielen Menschen oder Kindern fehlt das ne [Mhm] und ähm, auch wenn ich an die Ukraine denke oder so ne, ganz viele Kinder die kein Mensch braucht ne [Mhm] und ich denke dass ich jetzt, vom himmlischen Vater auch vorbereitet werde äh für was ganz Großes und ich denke das wird dann in der Ukraine oder so sein [/Ja?] ja ähm weil, ja also weil da gibt es ganz viele Kinder, die wirklich diese (1) diese Liebe brauchen ne

(Interview Irene Michel, S.12/Z.2)

Anhand dieses Ausschnittes wird offensichtlich, dass Irene ihre pädagogische Tätigkeit zumindest nachträglich in einen übergeordneten religiösen Kontext einordnet. Ihre bisherigen Ausbildungsabbrüche deutet sie somit sinnhaft um, in eine Vorbereitungszeit für „was ganz Großes“. Kindern, die in der Heimerziehung leben und die keine „elterliche Liebe erfahren haben“, möchte sie

diese Liebe durch Gott „diesen Vater“ zeigen. Alle Probleme, die sie selbst zu bewältigen hatte, wie etwa ihre Ausbildungsabbrüche, oder die Probleme mit ihrem Sohn werden dadurch von Irene in eine Vorbereitungszeit auf diese große Aufgabe uminterpretiert. Ihr Wunsch, von vielen bedürftigen Kindern gebraucht zu werden, erscheint letztlich nur folgerichtig, wenn man bedenkt, dass ihr zu diesem Zeitpunkt nicht einmal mehr die Verantwortung für ihren eigenen Sohn oblag. Deutlich wird dabei ihr grundsätzliches Bedürfnis nach einer Tätigkeit, für die sie soziale Wertschätzung erfährt und welche für sie offenbar im erzieherischen Aufgabenbereich liegt. Greift man diesbezüglich erneut auf das Verlaufskurvenmodell von Schütze (1995) zurück, so könnte auch diese Darstellungsweise als ein Versuch interpretiert werden, die erfahrenen Unsicherheiten sinnhaft umzuinterpretieren und somit eine theoretische Verarbeitung ihres erfahrenen Orientierungszusammenbruchs zu leisten. Irenes Überlegung, der Bestimmungsort für den sie vorgesehen sei, könnte in der Ukraine liegen, kann zudem als ein Hinweis darauf interpretiert werden, dass sie möglicherweise Interesse an einer Rückkehr in die GUS-Staaten hat. Auch wenn sie mir als Interviewer gegenüber überwiegend ihre enge Verbindung zu Deutschland betont, so hatte sie doch bis zu ihrem 22. Lebensjahr in Russland gelebt und war dort deutlich besser sozial integriert und anerkannt als nach ihrer Einwanderung in die BRD.

Wie schon zuvor wurde jedoch auch Irenes Einzelintegrationsmaßnahme noch im Jahr 2010 nach nur sechs Monaten gekündigt. Irene erklärt diesbezüglich, dass die gesamte Maßnahme, über die sie finanziert wurde, beendet worden sei. Angesichts ihrer vorherigen Ausbildungsabbrüche erscheint es jedoch mindestens ebenso wahrscheinlich, dass sie erneut Probleme an ihrem Arbeitsplatz hatte, die eine vorzeitige Beendigung des Beschäftigungsverhältnisses bedingten. Besonders naheliegend scheint, dass Irenes Alkoholkonsum auch in diesem Fall einer Weiterbeschäftigung entgegenstand. Ihre Beschäftigungsfähigkeit im pädagogischen Bereich schien somit, entgegen ihrer heutigen Selbstdarstellung im Interview, ein weiteres Mal infrage gestellt worden zu sein. Ihre gesamte berufliche Laufbahn war bis zu diesem Zeitpunkt durch ein ständiges „Auf und Ab“ ohne längerfristige Kontinuität gekennzeichnet.

Erneut fand Irene eine Aushilfstätigkeit und begann bei einem Textilersteller zu arbeiten. Anzunehmen ist, dass sie auch diese Tätigkeit lediglich aus der Not heraus wählte und relativ bald beenden würde. Immerhin schien es ihr nach wie vor wichtig zu sein, die ihr zur Verfügung stehenden Sozialleistungen durch eine Nebentätigkeit zu ergänzen. Aufgrund des familiären Arbeitsethos wäre jedoch ebenso denkbar, dass die Aktivität an sich wichtiger war, als der daraus resultierende Verdienst.

Noch im selben Jahr trennte sich die damals 39 Jahre alte Irene nach acht Jahren von ihrem Partner Gerd. Denkbar wäre etwa, dass der relativ große Altersunterschied Konfliktpotenzial für die Partnerschaft bot. Irene und der

mittlerweile 68-jährige Gerd befanden sich in völlig unterschiedlichen Lebensabschnitten. Beispielsweise könnte Irenes berufliche Problematik für den verrenteten Gerd nur eine geringe Alltagsrelevanz gehabt haben. Irenes Erklärung, sie wären vor allem auf einer freundschaftlichen Ebene verbunden gewesen, könnte zudem auf einen Mangel an gegenseitiger Anziehung hindeuten. Geht man davon aus, dass der gemeinsame Alkoholkonsum ein wichtiges Fundament ihrer Beziehung war, so dürfte auch dies Konfliktpotenzial geboten haben.

Im Jahr 2012 wurde Irene schließlich in eine Klinik für suchtkranke Menschen eingewiesen. Anhand dieses konkreten biografischen Datums lässt sich erstmals eindeutig belegen, dass auch in den vorherigen Jahren eine Suchtproblematik vorgelegen haben muss. Eine andauernde Suchterkrankung bietet somit eine adäquate Erklärung für die vielen Ausbildungsabbrüche und die stetige Verschlechterung der Lebensumstände von Irene. Denkbar wäre, dass Irene nach der Trennung von ihrem Partner nun auch den letzten Halt verloren hatte, der ihr noch geblieben war. Insgesamt zeichnete sich bis zu diesem Zeitpunkt ein Bild von Ohnmacht und Orientierungslosigkeit ab, demzufolge Irene bis zuletzt nicht in der Lage war, eine grundlegende Kontinuität in ihrer Lebensführung herzustellen. Greift man diesbezüglich erneut auf das von Schütze beschriebene Modell einer Verlaufskurve des Erleidens zurück, so ließe sich Irenes Zusammenbruch als ein grundlegender Verlust ihrer Kompetenz zur Alltagsorganisation beschreiben (vgl. Schütze 1995: 130).

Die Klinik, in der Irene untergebracht war, lag im rheinland-pfälzischen Eußerthal und somit mehrere Hundert Kilometer entfernt von ihrem damaligen Wohnort. Denkbar wäre, dass bewusst eine derartige Distanz zwischen Irene und ihrem bisherigen Umfeld hergestellt wurde, um vorerst den Kontakt zu diesem zu unterbinden. Wie aus folgendem Interviewausschnitt ersichtlich wird, stellt Irene ihre Einweisung vor allem in den Kontext des Zusammenlebens mit ihrem ebenfalls suchterkrankten Sohn:

IM: ja, und dann 2012 ähm also das hat mich sehr mitgenommen ne mit dieser Abhängigkeit und so ne [Mhm] (2) auch nicht mal die Arbeitslosigkeit sondern so diese, diese (1) Abhängigkeit von meinem Sohn, ne das hat mich aus der Bahn geworfen, äh dann hab ich mich entschieden dass ich überhaupt da alle Brücken abbreche ne, und dann bin ich nach Rheinland-Pfalz hierher nach Eußerthal [Ok] weil ich ja, schon ganz (2) tiefe Depressionen hatte und, ganz schlimme Gedanken ne [Mhm] und äh ja, dann bin ich hierher gekommen äh in ein Reha-Zentrum wo drogen- und alkoholabhängige Frauen (2) gelebt haben, und eigentlich, weil ich den Sinn des Lebens verloren hatte ne [Mhm] (1) ja die haben mir geholfen /mich auf die Beine zu stellen und äh, ja und auch Selbsthilfegruppen also was Kirche angeht ne das ist wirklich ganz toll, wirklich ((rührt währenddessen lautstark mit ihrem Löffel in ihrer Kaffeetasse)) [Ja] ich bin ähm, ein ganz freundlicher Mensch geworden, auch so wie ich eigentlich von Natur aus bin [Ja] und jetzt fühle ich mich auch nützlich und, ich weiß wofür ich lebe ne

(Interview Irene Michel S.8/Z.2)

Als Ursache ihrer eigenen Erkrankung benennt Irene vor allem die Abhängigkeit ihres Sohnes, die sie sehr belastet habe. Daraufhin habe sie sich dazu entschieden, sich in Behandlung in einem Reha-Zentrum für suchtkranke Frauen zu begeben. Gegen diese Darstellung spricht jedoch der Umstand, dass Irene und Anton zu diesem Zeitpunkt bereits in getrennten Wohnungen lebten und Anton ein Leben ohne Drogen führte. Ihre Einweisung begründet sie zudem mit einer tiefen Depression, welche „ganz schlimme Gedanken“ hervorrief. Irenes Erklärung, zum Zeitpunkt ihrer Einweisung habe sie „eigentlich den Sinn des Lebens verloren“, kann als erneuter Hinweis auf eine sich bereits mehrfach andeutende Orientierungslosigkeit interpretiert werden. In der Klinik wurde ihr daraufhin geholfen, sie wieder „auf die Beine zu stellen“. Den festen Stand in ihrem Leben hatte sie demnach offensichtlich verloren, was angesichts ihrer beruflichen und privaten Probleme bereits recht deutlich wurde. Interessanterweise erwähnt sie an keiner Stelle, dass sie selbst unter einer Drogen- bzw. Alkoholabhängigkeit litt.¹⁷⁵ Möglicherweise resultiert diese Tabuisierung daraus, dass Irene bereits in ihrer Kindheit in der Sowjetunion eine klare Trennung von öffentlicher Darstellung und Privatheit erlernt hatte. Zudem wäre ein offenes Eingeständnis ihres Alkoholproblems mit ihrer Selbstdarstellung als bemühte und engagierte Person, die sich nach ihrer Migration gegen allerlei strukturelle Widerstände durchsetzen musste, unvereinbar.

Interessanterweise wählte Irene für sich einen Lösungsweg, welchen sie bereits ihrem Sohn nach dessen Klinikaufenthalt unterbreitet hatte, und trat einer christlichen Selbsthilfegruppe bei. Im Rahmen des Klinikaufenthaltes sei sie in Kontakt mit einer kirchlichen Selbsthilfegruppe gekommen, mit deren Hilfe sie ein „freundlicher Mensch“ geworden sei und nunmehr wisse, wofür sie lebe. Sucht und Krankheit wurden von ihr offensichtlich nicht nur als körperliche Probleme eingeordnet, sondern als solche, bei deren Bewältigung der Glauben eine übergeordnete Rolle spielt. Zugleich könnte man interpretieren, dass sie dadurch die Verantwortung für ihre Gesundheit an eine übergeordnete Instanz abgab und so ihren eigenen Mangel an Handlungsoptionen offenbarte. Wie Irene selbst schon festgestellt hatte, schien die Ursache ihrer Erkrankung mit einer tief greifenden Orientierungslosigkeit und dem Verlust ihrer Zugehörigkeiten zusammenzuhängen. Der kirchliche Rahmen wiederum bot ihr eine klare Orientierung und eröffnete ihr einen Zugang zu einer neuen Gemeinschaft, in der sie sich als zugehörig und anerkannt erfahren konnte. Zudem mag ihr die religiöse Forderung nach Enthaltbarkeit in ihrer damaligen Verfassung entgegen gekommen sein.

175 Ihr eigenes Alkoholproblem wird von ihr derart stark tabuisiert, dass sie an einer anderen Stelle des Interviews erklärt, aus einem Missverständnis heraus in jenes Reha-Zentrum eingewiesen worden zu sein, sich aber aus Anstand wie alle anderen Patient*innen an das Alkoholverbot gehalten zu haben.

Offensichtlich erwies sich dieser Weg für Irene als praktikable Lösung. Eine aus Russland stammende Pastorin einer freikirchlichen Gemeinde nahm sie nach ihrer Entlassung im Jahr 2013 in ihren Haushalt auf. Dort erhielt Irene ein eigenes Zimmer und übernahm regelmäßig Aufgaben in der Gemeinde. Dabei war sie vor allem an musikalischen Angeboten beteiligt und kümmerte sich um die Arbeit mit den Kindern der Pastorin und der Gemeinde. So konnte sie auch ihrem pädagogischen Interesse nachgehen und dieses mit ihrer Gemeinschaftsorientierung und ihrer Vorliebe für Musik kombinieren. Die Kirchengemeinde stellte dadurch möglicherweise eine Art Verbindung zu ihrer, im Vergleich zu ihrem späteren Leben, relativ sorgenfreien Kindheit, der Gemeinschaft in den Pionierlagern und der Religiosität ihrer Großeltern dar. Die religiösen Inhalte an sich erscheinen demgegenüber eher nachrangig. Zwar berichtete Irene davon, dass auch ihre Großeltern väterlicherseits protestantischen Glaubens waren, in ihrer weiteren Lebensgeschichte fanden sich jedoch nur wenige Hinweise auf ein ausgeprägtes religiöses Interesse. Dahingegen sind die Themen Orientierung, Zugehörigkeit und Anerkennung fast durchgehend von großer biografischer Relevanz. Zudem ließ sich beobachten, dass Irene kaum Kontrolle über das verlaufskurvenförmige berufliche und private „Auf und Ab“ in ihrem Leben zu haben schien. Möglicherweise benötigte sie klare äußere Vorgaben der Lebensführung, die während ihrer institutionell gerahmten Kindheit im Sowjetsystem noch weitgehend gegeben waren, aber nach ihrer Ankunft in Deutschland fehlten.¹⁷⁶ Zudem berichtet Irene, dass viele der Gemeindemitglieder ebenfalls aus der Sowjetunion stammten, was ihr einen zusätzlichen Anknüpfungspunkt bot.

Da Irene trotz allem keiner geregelten Beschäftigung nachging, begann sie etwa zeitgleich im Sommer 2013 mit einer vom Jobcenter finanzierten Maßnahme bei einem Berufsbildungsträger. Im Rahmen dieser Maßnahme wurden Bewerbungstrainings und Hilfen bei der Stellensuche angeboten. Über einen Mitarbeiter dieser Einrichtung wurde mir das Interview mit Irene Michel vermittelt. Ob Irene erneut Schwierigkeiten mit den Strukturen des Bildungsträgers haben würde, war zu diesem Zeitpunkt nicht abzusehen. Folgt man ihren Aussagen im Interview, so war sie jedoch relativ optimistisch, dass sie in Zukunft eine geeignete Stelle im pädagogischen Bereich finden würde.

Obwohl Irene aufgrund der Erlebnisse der letzten Jahre einen Wandel für ihren weiteren Lebensweg prognostiziert, bleibt dieser nach wie vor fraglich. Nachdem sie ein letztes Mal versucht hatte, im pädagogischen Bereich Fuß

176 Irenes Partnerschaften mit zwei deutlich älteren Männern und ihre eigene Begründung für diese, deuteten bereits in eine ähnliche Richtung. Die Lesart, Partnerschaften dienten für Irene in erster Linie der Orientierung, spricht ebenfalls für eine Suche nach klaren Vorgaben. Passend dazu, dass man ihre Partner als Vaterfiguren interpretieren könnte, bezeichnet Irene auch Gott als ihren „göttlichen Vater“.

zu fassen und ihre bis dahin längste Partnerschaft beendet hatte, kam es zu einem Zusammenbruch, aufgrund dessen Irene in eine Suchtklinik eingewiesen wurde. Endgültig wurde nunmehr offensichtlich, dass über Jahre hinweg eine Alkoholabhängigkeit vorgelegen haben musste, die wohl auch zu den zahlreichen Ausbildungsabbrüchen beigetragen haben dürfte. Der Klinikaufenthalt kann rückblickend als eine biografische Zäsur interpretiert werden, was sich durch Irenes Hinwendung zur Religion belegen lässt. Ob Irenes aktuelle Situation einen Rückfall in alte Muster ausschließt, ist bisher nicht abzusehen. Denkbar wäre jedoch, dass das regelgeleitete Leben in der freikirchlichen Gemeinde und das damit verbundene Gefühl der Zugehörigkeit eine Orientierung geben könnte, die Irene in ihrem bisherigen Leben weitgehend gefehlt hatte.

3.3.1.11 Fazit

Betrachtet man die Lebensgeschichte von Irene in ihrer Gesamtheit, so ist davon auszugehen, dass eine Aufeinanderfolge ungünstiger Entwicklungen im Sinne eines sich aufschichtenden Verlaufskurvenpotenzials zu einem zunehmenden Kontrollverlust führte. Dies findet seine Entsprechung insbesondere in dem eingangs geschilderten thematischen Feld, demzufolge sich Irene einerseits zwar als „Kämpferin“ entgegen aller Widerstände präsentiert, andererseits aber ihre Machtlosigkeit gegenüber den vermeintlich schicksalhaften Entwicklungen thematisiert. Als Ausgangspunkt dessen kann Irenes Migrationserfahrung interpretiert werden, die dazu führte, dass sie, die sich selbst zuvor wohl weitgehend als Russin verstand, vor der Aufgabe stand, ihre kulturelle Identität neu definieren zu müssen. Diese Thematik greift Irene auch in ihrer Selbstdarstellung auf, indem sie auf ihre Diskriminierungserfahrungen in der Sowjetunion und in Deutschland eingeht.

Mir als Interviewer gegenüber ist sie dabei vor allem darauf bedacht, ihren Bildungshintergrund hervorzuheben und ihre Kompetenzen sowohl im Hinblick auf die deutsche Kultur als auch auf die russische. Sie möchte sich entgegen aller Vorurteile nicht als „faule“ und „ungebildete“ Erwerbslose verstanden wissen, sondern Anerkennung als eine gebildete und ambitionierte Person erhalten, der lediglich zu viele Hindernisse im Weg standen. Ihre zunehmende Alkoholabhängigkeit, die eine wichtige Ursache ihrer Ausbildungsabbrüche darstellen dürfte, könnte dabei in gewisser Weise als eine Art Bewältigungsstrategie im Hinblick auf ihre Migrationsproblematik interpretiert werden. Das Thema Alkoholismus wird von ihr selbst jedoch fast vollständig ausgelassen und nur im Hinblick auf die Suchterkrankung ihres Sohnes Anton relevant. Dadurch vermag sie es, ihren eigenen Anteil an ihren beruflichen und privaten Problemen zu dethematisieren und diese vor allem den jeweiligen ungünstigen Umständen zuzuschreiben. Zudem zeigt sich

anhand ihres offensichtlichen Bedürfnisses nach Anerkennung, Orientierung und Zugehörigkeit, wie stark Irene durch ihre Migrationserfahrung tatsächlich verunsichert wurde. In ihrer Kindheit und Jugend war sie in unterschiedliche kollektive Bezüge eingebunden. So berichtet sie auch heute noch von ihrer Zeit in den Pionierlagern, den Unternehmungen mit ihrer Ballettgruppe oder den Proben mit ihrer Band „Opera“ während der Studienzeit. Nach ihrer Migration in die BRD war Irene hingegen in keine ähnlichen Gemeinschaften eingebunden.

Denkbar wäre, dass Irenes regelmäßige Kneipenbesuche eine Möglichkeit darstellten, sich erneut zugehörig zu fühlen. Der Kneipenkontext eröffnete ihr eine Gegenkultur zu all den Lebensbereichen, von denen Irene in Deutschland ausgeschlossen blieb. Insofern ihr der Zugang zu anderen Bereichen des sozialen Lebens verschlossen blieb, suchte Irene Zugehörigkeit im Umfeld anderer Alkoholkonsument*innen. Ihre Beziehungen, von denen zumindest die letzten beiden aus diesem Zusammenhang hervorgingen, boten ihr ebenfalls eine Form der Zugehörigkeit. Beruflich bemühte sich Irene dennoch mehrfach um Unabhängigkeit und strebte offenbar kein kleinbürgerliches Familienmodell an, in dem sie auf die Versorgung durch ihren Partner angewiesen wäre. Auch ihr Beitritt in eine freikirchliche Gemeinde kann im Hinblick auf ihren starken Wunsch nach Zugehörigkeit, Anerkennung und Orientierung interpretiert werden. Demnach bot ihr die Religionsgemeinschaft möglicherweise ein funktionales Äquivalent zur Kneipenszene.

Nachdem Irene in eine Klinik eingewiesen wurde, fand sie eine alternative Form der Gemeinschaft in einem religiösen Kontext, mit dem sie bisher nur wenige persönliche Berührungspunkte gehabt hatte. In ihrer Darstellung versucht sie jedoch eine Verbindung zu ihren Großeltern väterlicherseits zu ziehen, welche seit jeher religiös gewesen seien, dies aber in der Sowjetunion nicht offen ausleben konnten. Anzunehmen ist, dass auch Irenes Sohn Anton als Vorbild für ihre Entscheidung, sich in eine religiöse Gemeinschaft zu begeben, diente. Durch die religiöse Reinterpretation ihrer Lebensgeschichte kann Irene letztlich die als Verlaufskurve des Erleidens beschreibbare Erfahrung einer Fremdbestimmtheit in einen durch Gott vorbestimmten Plan sinnhaft umdeuten. Während ihr die Anerkennung als Deutsche aufgrund ihres Migrationshintergrundes oftmals versagt bleibt, erfährt sie in der Religion eine Form der Anerkennung, die keine Nationalgrenzen kennt. Fraglich bleibt allerdings, ob es sich dabei um eine nachhaltige Umorientierung handelt oder lediglich erneut um ein labiles Gleichgewicht, welches nach wie vor ein riskantes Verlaufskurvenpotenzial in sich birgt. Zumindest beruflich konnte sie bis zum Zeitpunkt des Interviews keine nennenswerten Erfolge erzielen. Möglicherweise ist dies auch dadurch bedingt, dass Irene offensichtlich nicht dazu bereit ist, irgendeine beliebige Tätigkeit auszuüben, sondern nach wie vor beabsichtigt, als Pädagogin zu arbeiten. Dies stellt sie letztlich sogar als Teil eines von Gott vorbestimmten größeren Plans dar, demnach

alle bisherigen Stellenwechsel einer Vorbereitung auf eine zukünftige Aufgabe dienen. Diese inhaltliche Festlegung auf eine pädagogische Tätigkeit könnte jedoch rückblickend mehrfach einer dauerhaften Beschäftigung im Weg gestanden haben, die sich ihr in außerpädagogischen Arbeitsfeldern geboten hätte.

3.3.2 *Anton Michel*

„Da, war es für mich so als wäre das Gras grüner, würden die Blumen heller sein (1)
das war einfach (2) da ist einfach Leben in mein Leben gekommen“

3.3.2.1 Kontaktaufnahme und Interviewsituation

Nachdem ich ein Interview mit Antons Mutter Irene geführt hatte, erklärte sich diese bereit, ein Treffen mit ihrem 23 Jahre alten Sohn zu arrangieren. Irene gab ihm meine Telefonnummer und bat ihn darum, mich anzurufen, damit wir einen Interviewtermin vereinbaren konnten. In unserem vorab geführten Telefonat erklärte ich Anton unter anderem, dass das Interviewmaterial vor der Veröffentlichung anonymisiert wird. Daraufhin betonte er mit Nachdruck, er habe nichts zu verbergen und sei gerne bereit, ganz offen von seinem Leben zu erzählen. Wir verabredeten uns für ein Treffen in Bamberg, seinem damaligen Wohnort. Dort angekommen begaben wir uns in ein ruhiges Café, in dem sich zu diesem Zeitpunkt keine weiteren Gäste befanden. Nachdem wir uns einander vorgestellt hatten, erläuterte ich ihm noch ein weiteres Mal die Formalitäten des Interviewablaufs. Anton antwortete daraufhin, er habe alles verstanden und habe vor mir als Interviewer oder vor den Leserinnen und Lesern des Interviews nichts zu verbergen. Rückblickend schien es ihm wichtig zu sein, mir zu vermitteln, dass er auch die negativen Facetten seiner Vergangenheit als wichtigen Teil seiner Lebensgeschichte verstanden wissen möchte. Bis auf eine Unterbrechung durch die Bedienung des Cafés blieben wir ungestört. Anton fand dementsprechend relativ gut in einen kontinuierlichen Erzählfluss und ging in den eineinhalb Stunden des Interviews von sich aus ausführlich auf seine Lebensgeschichte ein. Insbesondere sein gegenwärtiger christlicher Glauben schien dabei eine große Rolle zu spielen, und sich als positiv konnotierter Kontrast zu seinem vorherigen Leben durch seine Erzählung zu ziehen.

3.3.2.2 Das thematische Feld

Antons Selbstdarstellung im Interview ist nur vor dem Hintergrund zu verstehen, dass seine Gegenwartsperspektive stark von seiner „Bekehrung“

(Interview Anton Michel S.28/Z.29) zum christlichen Glauben geprägt ist. Diese resultiert aus einem im Folgenden zu belegenden biografischen Zusammenhang mit seiner Migrationserfahrung, der Alkoholabhängigkeit seiner Mutter aber auch seiner eigenen Drogenabhängigkeit und psychischen Erkrankung. Zentral für das thematische Feld des Interviews sind demnach vor allem Antons freikirchlicher Glaube sowie ein grundlegender Kontrast zwischen positiv konnotierten Situationen im Zusammenleben mit seinen Großeltern und dem negativ konnotierten Zusammenleben mit seiner Mutter. Insbesondere Antons Großmutter erscheint in diesem Kontext als wichtige Bezugsperson, von der er Zuwendung erhält. Anton geht ausführlich auf das Zusammenleben mit seinen Großeltern mütterlicherseits und den beruflichen Werdegang seines Großvaters ein. Antons Mutter Irene wird hingegen insbesondere in der Eingangserzählung des Interviews als negativer Gegenhorizont zu seinen Großeltern präsentiert.

Als Ursache der Probleme im Zusammenleben mit seiner Mutter macht er jedoch nicht sie selbst verantwortlich, sondern vor allem ihre Lebensumstände, insbesondere ihre migrationsbedingten Probleme. Antons Darstellung zufolge handelt es sich dabei um ein kollektives Schicksal vieler Aussiedler*innen aus der Sowjetunion, dem sich auch seine Großeltern erwehren mussten. Antons Vater und dessen Familienhintergrund werden bis auf eine einmalige Erwähnung in der Eingangssequenz des Interviews vollkommen ausgelassen. Letztendlich macht Anton jedoch weder ihn noch seine Mutter für ihre Handlungen verantwortlich und bemüht sich, ihnen zu vergeben, wie es sein neu entdeckter Glaube fordert. Seine Hinwendung zur Religion begründet Anton vor allem damit, dass seine Großeltern (insbesondere sein Großvater) ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr dazu in der Lage bzw. gewillt waren, ihm zu helfen. Anton befand sich schließlich in einer Situation, in der alle bisherigen sozialen Kontakte und biografischen Handlungsschemata zu versagen drohten. Seine Hinwendung zum christlichen Glauben erscheint daher letztlich als zentraler biografischer Reinterpretationspunkt. Seine Gegenwartsperspektive ist von einem positiven Verhältnis zu seiner eigenen Lebensgeschichte geprägt, welches maßgeblich durch seine Religiosität begründet ist.

3.3.2.3 Geburt und erste Lebensjahre in der Sowjetunion

Anton Michel wurde 1990 als Sohn von Irene Michel und Roman Stalow in einem Vorort von Tscheljabinsk, einer sowjetischen Großstadt am Uralgebirge, geboren. Seine Eltern waren nicht miteinander verheiratet, und wie aus der vorherigen Fallrekonstruktion hervorgeht, stand das Ende ihrer Beziehung bereits zum Zeitpunkt seiner Geburt fest (vgl. Kap. 3.3.1.6). Antons

Mutter Irene Michel und deren zwei jüngere Schwestern lebten zum Zeitpunkt seiner Geburt im Haushalt der Großeltern.

Seinem Darstellungsinteresse folgend, schildert Anton gleich zu Anfang des Interviews die damalige familiäre Situation:

AM: Meine Lebensgeschichte ((lacht)) [Genau] alles klar, also ähm (1) ich bin, in Russland geboren, die Stadt, in der ich geboren bin heißt Tscheljabinsk (1) das ist im Ural, ich bin dort in den Kindergarten gegangen (1) hab gelebt mit meinen Großeltern und meiner Mama zusammen, ähm mein Vater ist schon relativ früh nicht mit uns zusammen gewesen

(Interview Anton Michel, S.1/Z.24)

Ebenso wie seine Mutter beginnt auch Anton das Interview mit einer Präzisierung seines Geburtsortes in Russland. Dass diese weniger ausführlich ausfällt als im Interview mit seiner Mutter (vgl. Kap. 3.3.1.4) könnte allerdings darauf hindeuten, dass Anton dem Ort seiner Geburt lebensgeschichtlich eine etwas geringere Bedeutung zukommen lässt. Denkbar wäre etwa, dass Antons seinen Geburtsort an erster Stelle nannte, da er davon ausgehen musste, dass ich als deutscher Interviewer nur über wenig Wissen bezüglich der Sowjetunion und seiner Heimatstadt verfüge. Zugleich deutet sich durch die frühzeitige Nennung jedoch an, dass das Wissen um seinen Geburtsort für das weitere Verständnis seiner Lebensgeschichte von Bedeutung ist. Dass Anton erklärt, dort in den Kindergarten gegangen zu sein, könnte bedeuten, dass dies möglicherweise eine der wenigen Erinnerungen an seinem Geburtsort darstellt. Ein erster Bezug zu dem eingangs geschilderten thematischen Feld ergibt sich anhand der Reihenfolge, in der Anton seine frühesten Bezugspersonen einführt. An erster Stelle nennt er seine Großeltern mütterlicherseits und darauffolgend seine Mutter. Erst an letzter Stelle findet Antons Vater Erwähnung, wobei er jedoch zugleich ergänzt, dass dieser „relativ früh“ nicht mehr mit ihnen zusammen gewesen sei.¹⁷⁷ An Antons Wortwahl, sein Vater sei nicht mehr mit „uns“ zusammen gewesen, wird einerseits erkennbar, dass er sich selbst, seine Großeltern und seine Mutter, als ein „Wir“ konstruiert, von dem sein Vater ausgeschlossen ist. Andererseits vermeidet Anton jegliche Bewertung der damaligen Entscheidung seines Vaters, was bereits einen ersten Hinweis auf den seiner Präsentation zugrunde liegenden Modus des Vergebens bedeuten könnte.¹⁷⁸

Antons Vater Roman war zum damaligen Zeitpunkt 26 Jahre alt und studierte gemeinsam mit Antons Mutter an einer Pädagogischen Hochschule in Tscheljabinsk. Zuvor hatte er einige Jahre lang Medizin studiert, was er

177 Die Distanz zu seinem Vater drückt sich auch darin aus, dass er zwar seine Mutter als „Mama“ bezeichnet, seinen Vater aber nicht in ähnlicher Weise als „Papa“.

178 Anstatt zu erklären, sein Vater habe ihn bzw. seine Mutter verlassen und ihm dies in irgendeiner Art und Weise zum Vorwurf zu machen, wählt Anton eine möglichst wertneutrale Beschreibung („nicht mit uns zusammen gewesen“).

jedoch vorzeitig beendete. Über den familiären Hintergrund von Antons Vater stehen leider keine näheren Informationen zur Verfügung. Überliefert ist lediglich, dass er aus einer jüdischen Familie stammt. Die Mehrheit der in der Sowjetunion lebenden Jüdinnen und Juden wohnte in großen Städten und verfügte über eine gute Bildung (vgl. Vogelgesang 2008: 135f.). Die Assimilierungspolitik der Sowjetunion hatte dazu geführt, dass einem großen Teil der jüdischen Bevölkerung das Wissen um jüdische Traditionen verloren gegangen war und deren Zugehörigkeit zum Judentum oftmals lediglich anhand des Passes zu erkennen war (vgl. Franz/Jilge 2012: 210). Dass Roman zuvor Medizin studiert hatte und nunmehr bereits das zweite Studium absolvierte, könnte dafür sprechen, dass er aus einem Milieu stammte, in dem Wert auf eine akademische Ausbildung gelegt wurde. Denkbar wäre daher auch, dass er sich aufgrund seiner Fokussierung auf das Studium nicht der Verantwortung einer Vaterschaft stellen wollte oder dies zumindest Antons Mutter gegenüber als Argument für eine Trennung nutzte. Weitere mögliche Trennungsgründe wurden zudem bereits im vorherigen Kapitel behandelt (vgl. Kap. 3.3.1.6)

Die damalige Situation von Antons Mutter Irene wurde ausführlich in der vorangegangenen Fallrekonstruktion geschildert. Es soll dennoch an dieser Stelle kurz darauf hingewiesen werden, dass sie ihr Studium an der Pädagogischen Hochschule bereits vor Antons Geburt abgebrochen hatte. Auch kann es als relativ gesichert gelten, dass sie sich auf die Ausreise der Familie vorbereitete, da Antons Großvater bereits Anfang des Jahres 1990 einen Ausreiseantrag gestellt hatte (vgl. Kap. 3.3.1.6).

Aufgrund der Ausreisepäne und der frühen Trennung seiner Eltern war davon auszugehen, dass Anton kaum Gelegenheit haben würde, einen regelmäßigen Kontakt zu seinem Vater Roman aufzubauen.¹⁷⁹ Für seinen weiteren Lebensweg mochte die Frage nach seinem Vater daher immer wieder virulent werden.

Antons Verhältnis zu seinen Großeltern mütterlicherseits war, nach allem, was bekannt ist, von Anfang an sehr eng. Anton lebte zum damaligen Zeitpunkt gemeinsam mit seiner gerade einmal 18 Jahre alten Mutter sowie seinen beiden Tanten Klara und Inna im Haushalt der Großeltern. Seine beiden Tanten waren lediglich fünf bzw. zehn Jahre älter als Anton. In der Altersfolge hätte er somit durchaus auch als viertes Kind seiner Großeltern und einziger männlicher Nachfolger der Familie gelten können.

Nur wenig später, noch im Jahr der Geburt von Anton, begann seine Mutter als Aushilfskraft an ihrer alten Schule zu arbeiten. Denkbar wäre, dass die Betreuung von Anton während Irenes Arbeitszeiten innerfamiliär verteilt wurde. Anton dürfte aufgrund des Zusammenlebens mit seinen Großeltern und Tanten in einem gemeinsamen Haus bereits recht früh in den großfamili-

179 Selbiges trifft wohl auch auf Antons Großeltern väterlicherseits zu, die von Anton vollkommen unerwähnt bleiben.

ären Kontext eingebunden gewesen sein. Bereits in Irenes Kindheit war es üblich, dass Erziehungsaufgaben unter den (weiblichen) Familienmitgliedern aufgeteilt wurden. Ein großer Teil der häuslichen Aufgaben wurde in der Sowjetunion nicht allein von den Müttern geleistet, sondern konnte oft nur dank der Unterstützung der Großmütter bewältigt werden (vgl. Herwartz-Emden 1995: 85). In dem Gesellschaftssystem der Sowjetunion war es nicht besonders ungewöhnlich, dass Antons Mutter bereits recht früh nach seiner Geburt erneut berufstätig wurde, da Kinder üblicherweise ab dem ersten Lebensjahr in einer Kinderkrippe untergebracht werden konnten (vgl. Hildermeier 1998: 934). So finden sich zwar keine direkten Andeutungen, dass sie dieses Angebot der vorschulischen Betreuung nutzte, dies mag jedoch auch dadurch bedingt sein, dass es in der Sowjetunion absolut alltäglich war.

1993, noch vor der Ausreise der Familie, kam Anton mit drei Jahren in den Kindergarten. Ob es sich bei den übrigen Kindern um solche aus seiner Nachbarschaft handelte oder um gänzlich fremde, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Anzunehmen ist, dass Anton spätestens zu diesem Zeitpunkt erstmals in Kontakt mit gleichaltrigen Kindern kam. Denkbar wäre allerdings, dass die Ausreisevorbereitungen schon so weit fortgeschritten waren, dass abzusehen war, dass Anton nur für kurze Zeit im Kindergarten verbleiben würde.

Betrachtet man Antons erste Lebensjahre zusammenfassend, so erscheint die Trennung seiner Eltern als erstes biografisch relevantes Ereignis. Es war bereits zu Beginn seines Lebens wahrscheinlich, dass Anton ohne Kontakt zu seinem Vater aufwachsen würde. Zudem war zu erwarten, dass seine alleinerziehende Mutter Unterstützung von Antons Großeltern erhalten würde, in deren Haushalt sie nach seiner Geburt lebten. Während dieser ersten Lebensjahre war es jederzeit möglich, dass der Ausreiseantrag der Familie genehmigt werden würde. Angesichts dessen ist davon auszugehen, dass sich die gesamte Familie in einer Aufbruchsstimmung befand und Anton vor dem Hintergrund einer ungewissen Zukunftsperspektive aufwuchs.

3.3.2.4 Ausreise der Familie und Ankunft in Friedland

Kaum ein Jahr nach Antons erstem Besuch des Kindergartens wurde der Ausreiseantrag der Familie genehmigt. Daraufhin zog Anton 1994 gemeinsam mit seiner Mutter, seinen Großeltern und seinen beiden Tanten von der russischen Stadt Tscheljabinsk in ein Übergangslager in der BRD. Das Lager war im niedersächsischen Friedland gelegen, einer kleinen Gemeinde nahe der Stadt Göttingen. Nachdem die Familie in Russland in einem eigenen Haus gelebt hatte, dürften die Wohnbedingungen in Friedland eine ungewohnte Situation dargestellt haben. Zudem könnte die Familie während der Ausreise derart intensiv mit organisatorischen Dingen beschäftigt gewesen

sein, dass Antons kindliche Belange möglicherweise zeitweise hintenanstanden. Dank der Kontakte, die Antons Großeltern vorab bereits geknüpft hatten, fanden diese in Deutschland innerhalb kürzester Zeit eine eigene Wohnung und organisierten zugleich eine außerhalb des Lagers gelegene „Notwohnung“ für Anton und seine Mutter.

Hatte Anton zuvor zumindest theoretisch die Möglichkeit gehabt, Besuch von seinem Vater zu erhalten, so war dies durch die Ausreise nach Deutschland nahezu ausgeschlossen. Die einzige verbleibende männliche Identifikationsfigur in seinem Umfeld stellte somit höchstwahrscheinlich sein Großvater dar. Erschwerend kam hinzu, dass Anton weder der deutschen Sprache mächtig war, noch war ihm das neue Wohnumfeld sonderlich vertraut. Im Gegensatz zu seiner Mutter, die bereits 22 Jahre alt war und deren Primärsozialisation noch von einem Leben im Sozialismus bestimmt war, dürfte es ihm jedoch aufgrund seines geringen Alters wesentlich leichter gefallen sein, sich an die neue Lebenssituation anzupassen. Zudem ist davon auszugehen, dass ein vier Jahre altes Kind die Tragweite einer Migration in ein fremdes Land noch nicht überblicken kann und Anton die Ankunft in der BRD daher zuerst einmal, als ein großes Abenteuer erlebte.¹⁸⁰

Eine weitere Neuerung war Antons erster Besuch eines deutschen Kindergartens. In diesem musste er sich mit Kindern arrangieren, deren Sprache er anfangs nicht mächtig war und die ihre ersten Lebensjahre in einem ihm fremden kulturellen Kontext verbracht hatten. Es ist jedoch davon auszugehen, dass Anton aufgrund seines jungen Alters sehr schnell die deutsche Sprache lernte (vgl. Myers 2013: 386) und auch nonverbal dazu in der Lage war, sich mit den anderen Kindern zu arrangieren. Zudem dürften in Antons Kindergarten noch einige weitere Kinder aus der Sowjetunion gewesen sein. Es kann dennoch nicht ausgeschlossen werden, dass die Vorurteile mancher Bevölkerungsteile bis zu deren Kindern durchgedrungen waren und ihren Umgang mit Anton und den anderen Kindern aus der Sowjetunion negativ beeinflussten.

Antons Mutter absolvierte in dieser Zeit einen Eingliederungs- und Sprachkurs. Währenddessen wurde Anton seiner Aussage zufolge von seiner Großmutter beaufsichtigt. Erneut übernahm diese Antons Betreuung, während seine Mutter anderweitig eingebunden war. Ähnlich verhielt es sich, als Antons Mutter 1995 mit einer Umschulung zur Bürokauffrau begann. Auch diesmal war davon auszugehen, dass Anton regelmäßig durch seine Großeltern betreut werden musste. Auf die Frage nach Antons Erinnerungen an

180 So weisen beispielsweise Rosenthal, Stephan und Radenbach (2011: 57) darauf hin, dass die von ihnen rekonstruierte Generation, der in der Sowjetunion geborenen Jahrgänge von 1984 bis 1990, die sich in den Familien vollziehenden migrationsbedingten Veränderungen weit weniger verstehen können, als dies auf die vorherigen Generationen zutrifft.

seine Zeit im Kindergarten antwortet dieser dementsprechend mit einer Beschreibung des alltäglich von seiner Großmutter begleiteten Wegs in den Kindergarten:

AM: ich weiß ich war im Kindergarten [Ja] ähm ich weiß dass ich einen ziemlich weiten Weg zum Kindergarten hatte, von dem Ort, wo meine Oma gewohnt hat weil, meine Mama musste arbeiten meine Oma ist mit mir gegangen [Ja] und meine Oma erzählt das gerne, sie sagt irgendwie jeden, Tag ist sie mit mir eineinhalb Stunden ((lacht)) zum Kindergarten, oder so [Ja] oder 40 Minuten oder so [Ja] (1) und sie sagt das war für sie, anstrengend, und ich hab, nicht ein einziges Mal hab ich gestöhnt, oder so das war für mich immer, ein Abenteuer, zum Kindergarten zu gehen [Ja] das kam mir nie lange vor das war das Schönste, so, zum Kindergarten zu gehen ne

(Interview Anton Michel, S.8/Z.14)

Auch wenn Anton zur damaligen Zeit nicht im Haushalt seiner Großeltern wohnte, begleitete ihn seine Großmutter jeden Morgen zum Kindergarten. Deutlich wird dabei, dass sich Antons eigene Erinnerungen im Wesentlichen darauf beschränken einen Kindergarten besucht zu haben, der einen weiten Fußweg erforderte und dass er von seiner Großmutter begleitet wurde, da seine Mutter arbeiten musste. Diese eher neutrale Beschreibung der Situation („ziemlich weiten Weg zum Kindergarten“, „meine Mama musste arbeiten“) wendet sich durch Antons Bezugnahme auf die Erzählungen seiner Großmutter zum Positiven. Die gemeinsame Zeit beschreibt Anton daraufhin als „das Schönste, so, zum Kindergarten zu gehen“. Wie sehr Anton die Zuwendung seiner Oma seiner Darstellung nach genossen hatte, betont er auch dadurch, dass dieses tägliche Ritual, welches für ihn und seine Großmutter eine Anstrengung bedeutete, einem „Abenteuer“ gleichkam („nicht ein einziges Mal hab ich gestöhnt“). Vor allem der Umstand, dass seine Großmutter Zeit für Anton aufwendete, wird dabei gleich mehrfach hervorgehoben. Ein ähnlich „schönes“ Erlebnis mit seiner eigenen Mutter berichtet Anton im Kontext des Interviews dahingegen nicht. Diese findet in seinen Erzählungen über die damalige Zeit kaum Erwähnung, was möglicherweise bereits auf ein problematisches Verhältnis in jungen Jahren hinweist.

Bereits kurz nach Antons erstem Besuch eines deutschen Kindergartens begann er mit einer Mototherapie.¹⁸¹ Im Interview erklärte seine Mutter, im Kindergarten sei bei Anton eine Hyperaktivitäts-Aufmerksamkeitsstörung (ADHS) festgestellt worden, die eine solche Therapie sinnvoll erscheinen ließ. Da eine entsprechende Diagnose in Antons Interview keinerlei Erwähnung findet, wäre jedoch ebenso denkbar, dass Anton im Kindergarten durch unruhiges Verhalten aufgefallen war und der Begriff des Aufmerksamkeitsdefizits beispielsweise vonseiten der Erzieherinnen und Erzieher verwendet

181 Bei einer Mototherapie handelt es sich um eine psychomotorische Form der Therapie, in der Störungen der Sensomotorik und Psychomotorik behandelt werden (vgl. z.B. Kiphard 1995).

wurde. Als klassische Kernsymptome der ADHS gelten unter anderem eine hohe Ablenkbarkeit, Distanzverminderung und ein erhöhtes Reizempfinden (vgl. Tölle/Windgassen 2014: 275).¹⁸² Die komplexe neue Situation nach der Migration in die BRD, mit der Anton konfrontiert war, könnte ein solches auffälliges Sozialverhalten begünstigt haben.¹⁸³

Nach einiger Zeit ging Antons Mutter eine neue Beziehung mit dem aus Kanada stammenden Soldaten Christopher ein. Fortan lebte Christopher die meiste Zeit über im Haushalt von Irene und Anton. Da Anton möglicherweise bereits zuvor angesichts der Migration der Familie und der damit verbundenen Umstellungen um die zeitlich begrenzte Aufmerksamkeit seiner Mutter ringen musste, wäre denkbar, dass ihm deren neuer Partner vor allem als ein Konkurrent um ihre Zuwendung erschien. Ebenso darf aber auch ein positives Verhältnis zwischen Anton und dem damaligen Partner seiner Mutter nicht ausgeschlossen werden, bot sich dieser doch als neue männliche Identifikationsfigur an. Ein Zusammenleben auf engem Raum dürfte aber trotz allem ein nicht unerhebliches Konfliktpotenzial geboten haben.

1996, im Alter von sechs Jahren, wurde Anton in die erste Klasse der Grundschule eingeschult. Die Grundschule stellte einen neuen Kontext für ihn dar, in dem er sich mit Kindern arrangieren musste, die ihm fremd waren. War ihm zuvor tatsächlich eine Aufmerksamkeitsstörung diagnostiziert worden, so war zu erwarten, dass seine Lehrkräfte vorab darüber informiert wurden und möglicherweise voreingenommen bezüglich seines Sozialverhaltens waren. Auf die Frage nach einer konkreten Situation aus Antons Schulzeit antwortet dieser mit einer recht ausführlichen Beschreibung seines damaligen Alltags.

In: Okay (1) /und irgendeine Situation noch, eine Konkrete aus der Schulzeit, an die du dich erinnerst?

AM: Ähm jeden Morgen bevor ich aufgestanden bin habe ich, wahrscheinlich das Buch „Max und Moritz“ gelesen [/Echt?] (1) von vorne bis hinten meine ich, ich bin da immer relativ früh aufgestanden, ich weiß nicht genau warum, ich weiß dass meine Mama mit mir, auch eine Zeit lang weil ich sehr unruhig war, bevor die Schule angefangen hat, joggen gegangen ist [Okay] also vor der Schule, waren wir dann noch eine

182 „Einschränkend ist zu beachten, dass die betroffenen Temperamentsmerkmale (Impulsivität, Ablenkbarkeit und Unruhe) bei 30 % aller Kleinkinder und jungen Grundschulkindern den Eltern und Erziehern Grund zur Klage geben begünstigt durch zivilisatorische Einflüsse (Reizüberflutung und urbane Beengtheit). Das hieraus abgeleitete klinische Syndrom muss auf etwa 3% aller Kinder dieses Alters eingegrenzt werden und sich dabei auf jene beschränken, bei denen die soziale Integration in Familie, Schule und Freundeskreis wirklich bedroht ist“ (Tölle/Windgassen 2014: 274).

183 So wird beispielsweise im Rahmen der KiGGS-Studie darauf hingewiesen, dass Kinder mit einem Migrationshintergrund bei den ADHS-Verdachtsfällen höhere Prävalenzen aufweisen, als Kinder ohne Migrationshintergrund. Zudem konnte statistisch nachgewiesen werden, dass bei Kindern aus Familien mit niedrigem sozialen Status signifikant häufiger eine ADHS-Diagnose erfolgt (vgl. Schlack et al. 2007: 830f.).

Runde joggen (1) [Ja, ja] dann ist die zur Arbeit und ich war wahrscheinlich noch zuhause, und es war wahrscheinlich noch Zeit bis zur Schule und da habe ich dann noch gelesen, so ne [Ja] genau (2) [Aha] ja (1) ich hatte auch Probleme in der ersten Klasse ich hab, auch dann geschwänzt, ne [Mhm] und Mama war nicht da (1) dann (2) /war es naheliegend nicht zur Schule zu gehen ((lachend)) so, wahrscheinlich (1) dann war ich in der Stadt und bin da rumgelaufen so ne [Ja] bis sich das dann irgendwie, irgendwann herausgestellt hat, dann meine ich bin ich wieder regelmäßig gegangen

(Interview Anton Michel, S.13/Z.17)

Antons Einstieg, er habe allmorgendlich „wahrscheinlich das Buch ‚Max und Moritz‘ gelesen“, deutet zunächst auf eine positiv konnotierte tägliche Routine hin. Im Laufe seiner weiteren Ausführungen rekonstruiert Anton jedoch, dass es dazu kam, da er noch vor Schulbeginn einige Zeit alleine zu Hause verbrachte. Insgesamt sei er üblicherweise „relativ früh aufgestanden“, da seine Mutter eine Zeit lang morgens mit ihm joggen ging. Das gemeinsame Joggen wird dabei als Versuch dargestellt, Antons Unruhe entgegen zu wirken. Insofern präsentiert Anton seine Mutter zunächst als verantwortungsvolle und um ihn bemühte Person. Sein Einstieg über das tägliche Lesen des Buchs „Max und Moritz“ deutet jedoch bereits darauf hin, dass sich Anton regelmäßig eigenständig beschäftigen musste.

Diese Thematik greift er nachfolgend auf und erklärt, er habe häufig „auch dann geschwänzt“, da seine Mutter nicht zuhause war. Mehrfach sei er während der Schulzeit alleine in der Stadt „rumgelaufen [...] bis sich das dann irgendwie, irgendwann herausgestellt hat“. Insofern erscheint das Verhältnis zwischen Anton und seiner Mutter in diesem Interviewausschnitt recht ambivalent: Auf der einen Seite zeigt sie sich bemüht um ihren Sohn und versucht, ihm mit seiner inneren Unruhe zu helfen. Auf der anderen Seite war sie jedoch häufig nicht zugegen, wodurch Anton bereits in der ersten Klasse „Probleme“ hatte. Insgesamt ist der hier zitierte Interviewausschnitt von einer großen Unsicherheit gekennzeichnet, die sich etwa an der viermaligen Verwendung des Begriffs „wahrscheinlich“ oder der Verwendung der Begriffe „irgendwann“ und „irgendwie“ zeigt. Dies könnte darauf hindeuten, dass es sich bei den berichteten Erlebnissen vor allem um solche handelt, an die er sich selbst nicht mehr richtig oder kaum erinnert und die er möglicherweise aus den Erzählungen seiner Mutter oder seiner Großeltern übernommen hat. Demnach könnte auch die Erwähnung des Buches „Max und Moritz“ vor allem als symbolischer Hinweis auf sein damaliges deviantes Verhalten interpretiert werden, welches gegen Ende des Interviewausschnitts geschildert wird.

1996 erhielt Antons Großvater eine Anstellung in Bamberg und zog gemeinsam mit Antons Großmutter fort von ihm und seiner Mutter Irene. Anton wohnte weiterhin bei seiner Mutter und deren Lebensgefährten Christopher, ohne auf den Haushalt seiner Großeltern ausweichen zu können. Bisher fanden sich mehrfach Hinweise darauf, dass Anton in einem sehr engen

Verhältnis zu seinen Großeltern, insbesondere zu seiner Großmutter, gestanden hatte. Eine Trennung von derart wichtigen Bezugspersonen dürfte einen schweren Einschnitt im Leben eines sechs Jahre alten Kindes bedeutet haben.

Dass Anton eben zu diesem Zeitpunkt in eine psychotherapeutische Behandlung überwiesen wurde, kann dementsprechend auch als Folge der Trennung von seinen Großeltern interpretiert werden. Sicher ließen sich noch weitere Gründe für eine Behandlungsbedürftigkeit Antons anführen: etwa der fehlende Kontakt zu seinem Vater, die beengte Wohnsituation im Haushalt seiner Mutter, eine zunehmende Aufmerksamkeitsdefizit-Störung oder die Migrationserfahrung im Alter von vier Jahren. Der zeitliche Zusammenhang zwischen dem Umzug seiner Großeltern und seinem ersten Therapiebesuch spricht jedoch dafür, dass dieses Ereignis einen maßgeblichen Einfluss auf Anton hatte.

Es dauerte weitere drei Jahre bis Anton 1999 gemeinsam mit seiner Mutter zu seinen Großeltern nach Bamberg zog. In diesen drei Jahren besuchte er weiterhin die Grundschule in Friedland und lebte gemeinsam mit seiner Mutter und deren Lebensgefährten in einer Wohnung. Über Antons Lebensumstände während dieser drei Jahre bis zu seinem Umzug ist nichts weiter bekannt. Bereits im Rahmen der vorherigen Falldarstellung wurde jedoch auf das spannungsreiche Verhältnis zwischen Antons Mutter und deren Partner hingewiesen. Antons Mutter erklärte in ihrem Interview, sie habe sich von diesem trennen müssen, da das Zusammenleben sehr konfliktreich gewesen sei. Auch Anton berichtet davon, „dass es da oft Streit gab“ und dass er diesen „auch unmittelbar dann mitbekommen habe“ (Interview Anton Michel S.15/Z.5). Vieles deutet darauf hin, dass er solchen belastenden Situationen in der Zeit von 1996 bis 1999 im alltäglichen Zusammenleben mit seiner Mutter und deren Partner mehrfach ausgesetzt war.

Zusammenfassend stellte Antons Trennung von seinen Großeltern möglicherweise das wichtigste Ereignis während seiner Zeit in Friedland dar. Insgesamt war dieser Lebensabschnitt jedoch von einer ganzen Reihe an Veränderungen begleitet gewesen. Bei der Ankunft der Familie in Friedland kamen Anton und seine Mutter zunächst in einem Übergangslager unter. Insbesondere angesichts des Kindergartenbesuchs und der Einschulung stellte sich für Anton die Herausforderung des Spracherwerbs und der Neuorientierung in einem für ihn bis dahin fremden Kulturkreis. Zudem war seine Mutter überwiegend mit einer beruflichen Neuorientierung beschäftigt und ging eine Beziehung mit einem Mann ein, mit dem sich auch Anton arrangieren musste. Antons Besuch einer Mototherapie im Kindergarten und seine psychotherapeutische Behandlung zu Beginn seiner Grundschulzeit können zumindest als Hinweise auf eine problematisch verlaufende Kindheit interpretiert werden.

3.3.2.5 Zunehmende Auffälligkeiten und Umzug in den Haushalt der Großeltern

In Bamberg angekommen zog Anton mit seiner Mutter zunächst in die Wohnung seiner Großeltern. Kurz darauf zogen sie jedoch in eine in der unmittelbaren Nachbarschaft gelegene eigene Wohnung. Mit dem Umzug nach Bamberg verfolgte Antons Mutter relativ eindeutig die Absicht, erneut in der Nähe von Antons Großeltern zu wohnen. Für Anton bedeutete dies einerseits erneut einen Wohnortwechsel und somit eine gewisse Umstellung. Nach seinen ersten drei Lebensjahren in Tscheljabinsk hatte er sich zuerst in Friedland eingewöhnen müssen und zog nun erneut in eine ihm fremde Region. Andererseits war er wieder mit seinen Großeltern vereint, die allem Anschein nach wichtige Bezugspersonen für ihn waren.

Anton kam in Bamberg zunächst in die dritte Schulklasse einer neuen Grundschule. Trotz seines jungen Alters hatte er somit bereits einmal den Kindergarten und einmal die Schule gewechselt. Bedenkt man zudem, dass Anton die Migration in die BRD miterlebt hatte und über drei Jahre hinweg von seinen Großeltern getrennt war, so verweist dies insgesamt auf eine große Diskontinuität in seinen ersten Lebensjahren. Insbesondere als Kind dürfte er jedoch ein Bedürfnis nach Verlässlichkeit und Orientierung gehabt haben. Anton selbst vermittelt dennoch einen sehr positiven Eindruck von seiner damaligen Zeit an der neuen Grundschule in Bamberg.

AM: Ja, Umzug nach Bamberg, war dann da musste ich in die dritte Klasse gehen [Mhm] war eine sehr schöne Zeit für mich da, in die neue Schule zu kommen (1) weil das sehr nah war und so, da, wo Oma gewohnt hat und, wir haben da ja mit Oma dann gewohnt [Mhm] und die dritte Klasse war sehr schön für mich, ich habe da auch in dem Wohnhaus wo wir gewohnt haben, einen Freund gefunden (1) und der war eine Klasse unter mir, habe auch Freunde dann gefunden, so ne, [Mhm] das hat sich dann alles ein bisschen normalisiert, so, aus dieser schwierigen Phase, ging das mehr ins Normale über

(Interview Anton Michel, S.14/Z.38)

Nach Antons Erläuterung sein Besuch der dritten Klasse sei „eine sehr schöne Zeit“ für ihn gewesen, verdeutlicht er, dass dies vor allem darin begründet war, dass er sehr nahe bei seiner Großmutter gewohnt hatte und anfangs erneut in einem gemeinsamen Haushalt mit ihr lebte. Zudem erklärt Anton, er habe einen Freund gefunden, der die gleiche Schule besuchte und im selben Haus wohnte. Konkrete Angaben über den schulischen Kontext macht er hingegen nicht. Dies kann letztlich auch als Hinweis darauf interpretiert werden, welchen (geringen) Wert Anton Schule als Lern- und Bildungsort beimisst. Die Vorzüge der Schule liegen der Darstellung zufolge nicht in der Institution selbst, sondern allein in deren Nähe zum Wohnort von Antons Großeltern und der Möglichkeit, Freundschaften zu schließen. Die

Tatsache, dass er dies eigens hervorhebt, könnte somit auch als Hinweis darauf interpretiert werden, dass Freundschaften zu Gleichaltrigen an seinem vorherigen Wohnort nicht selbstverständlich waren.

Vor allem aber betont er, dass sich die damalige Zeit dadurch positiv auszeichnete, dass sich seine Lebensumstände im Gegensatz zur vorherigen „schwierigen Phase“ normalisierten. Anzunehmen ist, dass sich diese Aussage vor allem auf das Zusammenleben mit seiner Mutter und deren Partner bezieht. Normalität ist für Anton jedoch auch dadurch gekennzeichnet, dass ihm der regelmäßige Kontakt zu seiner Großmutter möglich ist. Demgemäß beginnt Anton zwar thematisch mit der Bewertung seines Schulaufenthalts, bezieht sich jedoch letztlich erneut auf das positive Verhältnis zu seiner Großmutter und die Problematik des Zusammenlebens mit seiner Mutter. Warum Anton in diesem Zusammenhang nur von seiner Großmutter spricht, obwohl diese einen Haushalt mit seinem Großvater teilte, ist nicht direkt ersichtlich. Möglicherweise war Antons Großvater beruflich so stark eingebunden, dass er als Bezugsperson wenig biografische Relevanz hatte. Denkbar wäre aber auch, dass dies durch Antons Gegenwartsperspektive begründet ist, die unter anderem von einem spannungsreichen Verhältnis zu seinem Großvater gekennzeichnet ist.

Nach ihrem Umzug nach Bamberg begann Antons Mutter, ihre Zeit regelmäßig in Kneipen zu verbringen. Irene selbst geht in ihrem Interview zwar nicht direkt auf die Thematik ihres häufigen Alkoholkonsums ein, ihre einige Jahre später folgende Einweisung in eine Klinik für suchtkranke Frauen kann jedoch als Beleg für eine entsprechende Problematik gelten (vgl. Kap. 3.3.1.10). War Irene tatsächlich schon damals häufig alkoholisiert, so dürften Anton die Veränderungen, welche dabei mit seiner Mutter vor sich gingen, nicht entgangen sein. Ob Irene dadurch noch in der Lage war, angemessen für ihn zu sorgen, muss angesichts dessen jedoch infrage gestellt werden.

Bei ihren Kneipenbesuchen lernte Antons Mutter ihren damaligen, 23 Jahre älteren Partner Peter kennen. Denkbar wäre, dass Anton nach dem von Streitigkeiten begleiteten Ende der letzten Beziehung seiner Mutter dem Zusammenleben mit deren neuem Partner kritisch gegenüberstand. Möglicherweise betrachtete Anton den neuen Partner seiner Mutter zudem als Konkurrenten um deren Aufmerksamkeit. So weisen beispielsweise Hurrelmann und Quenzel (2012: 152) darauf hin, dass Kinder alleinerziehender Eltern bei einer neuen Partnerschaft jeweils vor der Aufgabe stehen, ihre Beziehungen und Loyalitäten neu zu gestalten und dabei fast unvermeidlich emotionale Beziehungskonflikte bewältigen müssen. Der Umstand, dass der neue Partner seiner Mutter deutlich älter als diese war, könnte ebenfalls dafür sprechen, dass die Beziehung auf wenig Akzeptanz seitens Anton traf. Andererseits darf ein gutes Verhältnis zwischen Anton und dem neuen Partner seiner Mutter nicht grundlegend ausgeschlossen werden. Denkbar wäre etwa, dass

ihn der neue Partner seiner Mutter aufgrund seines Alters an seinen Großvater erinnerte, zu dem er zum damaligen Zeitpunkt ein gutes Verhältnis hatte.

Nur wenig später zogen Anton und seine Mutter in einen gemeinsamen Haushalt mit deren neuem Partner. Für den mittlerweile neun Jahre alten Anton ergab sich somit eine ähnliche Situation wie schon in Friedland. Durch das Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt hatte Anton möglicherweise kaum Gelegenheit, dem neuen Partner seiner Mutter und möglichen Konflikten auszuweichen. Retrospektiv deutet Anton den Einzug in die gemeinsame Wohnung als Ausgangspunkt einer folgeschweren Entwicklung:

AM: Erst zu den Großeltern und dann in eine andere Wohnung genau, und da war es dann (2) ja, dann ist meine Mama irgendwie in diese Kneipen da gegangen, und ich war oft alleine (1) und es war (1) nicht so schön für mich (2) das hat sich dann auch so gezogen, meine Mama hat dann da, echt Probleme gehabt, so (1) [Mhm] und, genau (2) das hat dann alles irgendwie seinen Lauf genommen

(Interview Anton Michel, S.15/Z.46)

Die Zeit, nachdem Anton und seine Mutter erneut aus dem Haushalt seiner Großeltern in Bamberg ausgezogen waren, stellt für Anton der Darstellung zufolge den Beginn einer negativen Entwicklung dar. Damals fing seine Mutter an, „irgendwie in diese Kneipen“ zu gehen, sodass Anton zuhause „oft alleine“ war. Dieser Zustand habe sich auch nicht gebessert, sondern über einige Zeit hingezogen. Antons Feststellung, daraufhin habe „dann alles irgendwie seinen Lauf genommen“, deutet darauf hin, dass dies aus seiner Perspektive den Anfangspunkt der weiteren Entwicklungen darstellt. Betrachtet man allerdings seine vorherigen Aussagen bezüglich der „schwierigen Phase“ in Friedland, so wird offensichtlich, dass sich bereits zuvor eine problematische Entwicklung abgezeichnet hatte. Auffällig ist dabei, dass Anton seine Mutter letztlich nicht direkt für ihre Handlungen verantwortlich macht, obwohl er zugleich feststellt, dies alles sei „nicht so schön“ für ihn gewesen.

Aus heutiger Sicht versucht Anton, diese Entwicklung vor allem als eine migrationsbedingte Problematik zu interpretieren.

AM: im Nachhinein sehe ich das so, du kommst aus Russland und dann kriegst du Geld, dafür dass du nicht arbeitest (1) und du hast keine Arbeit nichts zu tun und gehst dahin so ne (1) [Mhm] dann trinkst du Alkohol und dann fängt das eben an, dass du dann da rein gerätst in diese Sucht so ne, wie das eben ist mit Süchten, so ne (1) erst denkst du „Ja, es ist ganz schön“ und dann bist du da drin

(Interview Anton Michel, S.17/Z.13)

Bereits anhand der einleitenden Worte („im Nachhinein sehe ich das so“) wird offensichtlich, dass der von ihm dargebotene Erklärungsversuch primär seine heutige Perspektive widerspiegelt. Auch im Folgenden bleibt Anton in

seiner Darstellung sehr distanziert und generalisiert den von ihm beschriebenen Ablauf, indem er erklärt, dies könne jeder aus Russland emigrierten Person wiederfahren. Durch diese Verallgemeinerung macht Anton nicht seine Mutter für ihre damaligen Entscheidungen verantwortlich, sondern beschreibt deren Weg in die Sucht als ein migrationsbedingtes Schicksal. Die Ursachen der Sucht werden von ihm somit auf eine Verkettung ungünstiger Lebensumstände reduziert. Ebenso verhält es sich hinsichtlich der Erwerbslosigkeit, die sich seiner Darstellung zufolge kaum direkt beeinflussen lässt, sondern bereits zum Migrationszeitpunkt prädeterniert war. Antons Erklärung des Zusammenhangs zwischen Sozialleistungen und Erwerbslosigkeit („und dann kriegst du Geld, dafür dass du nicht arbeitest“) sollte dennoch ernst genommen werden. Möglicherweise ergab sich aufgrund der Höhe der in der BRD gewährten Sozialleistungen für seine Mutter tatsächlich kaum ein Anreiz, erwerbstätig zu sein, insbesondere da diese in der Sowjetunion keine Gelegenheit hatte, den Umgang mit einem derartigen Sozialsystem zu erlernen. Deutlich wird in diesem Kontext allerdings auch, dass Anton durch die thematische Auswahl der erzählten Erlebnisse zwar eine Polarität zwischen seinen Großeltern (insbesondere seiner Großmutter) und seiner Mutter ausdrückt, in seiner Bewertung der Handlungen seiner Mutter jedoch darum bemüht ist, möglichst neutral zu bleiben. Dies verweist möglicherweise auf seine Gegenwartsperspektive, die sehr stark durch den religiösen Anspruch der Vergebung gekennzeichnet ist.

2000, im Alter von zehn Jahren, begann Anton das erste Mal zu rauchen. Bedenkt man, dass laut der KiGGS-Studie nicht einmal zwei Prozent der Elf- und Zwölf-Jährigen in Deutschland rauchen, so erscheint dies durchaus erwähnenswert. Auch wird in diesem Kontext darauf hingewiesen, dass das Rauchverhalten vom Vorbild der Eltern und Gleichaltrigen geprägt wird (vgl. Lampert/Thamm 2007: 602). Schon zuvor hatte Anton durch sein Verhalten auf sich aufmerksam gemacht, woraufhin er eine Moto- und später eine Psychotherapie besucht hatte. Denkbar wäre, dass ihm das Rauchen eine weitere Möglichkeit bot, die ihm auferlegten Grenzen auszutesten und die Aufmerksamkeit seines Umfelds, insbesondere seiner Mutter, zu erlangen.

Auch in den darauffolgenden drei Jahren setzte er dieses Verhaltensmuster fort und begann seinen eigenen Angaben zufolge im Alter von elf Jahren erstmals, gelegentlich Alkohol zu trinken. So berichtete Anton beispielsweise, er habe zeitweise in den Schulferien fast täglich Alkohol getrunken (vgl. Interview Anton Michel S.19/Z.8).

Laut Hurrelmann und Quenzel (2012: 237), dient der Konsum von Alkohol, Zigaretten und anderer Substanzen im Jugendalter der Befriedigung bestimmter alters- und entwicklungsbezogener Bedürfnisse und kann beispielsweise eine bewusste Verletzung der elterlichen Kontrollvorstellungen zum Ausdruck bringen. Berücksichtigt man, dass sich Antons Mutter zur selben Zeit regelmäßig in Kneipen aufhielt und gemeinsam mit ihrem neuen

Partner häufig Alkohol trank, so könnte Antons Verhalten auch als Nachahmung interpretiert werden. Im Alter von neun bis elf Jahren werden Kinder vor allem dadurch von Suchtmitteln angezogen, dass sie Erwachsene oder Ältere nachahmen (vgl. Böhnisch 2002: 110).¹⁸⁴ Folglich wäre denkbar, dass Anton schon früh eine Disposition für einen unverhältnismäßigen Umgang mit Suchtmitteln entwickelte. Aus Antons heutiger Perspektive stellt sich seine damalige Entwicklung folgendermaßen dar:

AM: Und dann (1) fing das an Zigaretten ne, Haschisch war ganz ganz selten so ne (1) man wusste schon was es ist, man wusste dass es echt, ein ziemlich krasses Zeug ist so [Ja] aber als Kind, ich war ja noch ein Kind, hat man nicht so darüber nachgedacht dass das eine Droge ist, und dass das (1) irgendwie sehr schlimm ist und so, ne (1) [Mhm] hab dann auch, zwischendurch Alkohol getrunken, und so ne [Mhm] ich kann mich an einen Sommer erinnern, ich war in der fünften Klasse oder sechsten Klasse (1) oder siebten vielleicht (1) ich habe nicht einen Tag in den Sommerferien keinen Alkohol getrunken

(Interview Anton Michel, S.19/Z.1)

Antons Einleitung („Und dann (1) fing das an“) deutet bereits darauf hin, dass seine nachfolgenden Ausführungen auf einen größeren Gesamtzusammenhang verweisen. Seinen Schilderungen zufolge kam er schon in jungen Jahren erstmals in Kontakt mit Cannabis, habe jedoch zum damaligen Zeitpunkt „nicht so darüber nachgedacht dass das eine Droge ist“. Er beschreibt damit ein kindlich-naives Unverständnis hinsichtlich der Tragweite seiner damaligen Hinwendung zu Zigaretten, Alkohol und Cannabis. So leitet Anton auch die Thematik seines Alkoholkonsums zunächst recht verharmlosend ein („hab dann auch, zwischendurch Alkohol getrunken“). Darauf folgend verdeutlicht er jedoch das gesamte Ausmaß seines Alkoholkonsums, indem er erklärt „nicht einen Tag in den Sommerferien keinen Alkohol getrunken“ zu haben. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass er zuvor ausführlich darüber berichtet hatte, unter dem übermäßigen Alkoholkonsum seiner Mutter gelitten zu haben, wird die Dramatik seiner eigenen Hinwendung zu Suchtmitteln offensichtlich. Über welche Personen Anton an Cannabis, Alkohol und Zigaretten gelangen konnte, wird aus seinen Erläuterungen nicht offensichtlich, denkbar wäre aber, dass er Kontakt zu einer Peergroup mit entsprechendem Zugang hatte. Seine Mutter schien zu diesem Zeitpunkt kaum noch Kontrolle über Anton gehabt zu haben, der zumindest im Interview von keinem Eingreifen ihrerseits berichtet.¹⁸⁵

Zur damaligen Zeit befand sich Anton auf einer Gesamtschule, auf die er bereits im Jahr 2001 versetzt worden war. Möglicherweise waren Antons

184 Zudem geraten insbesondere Kinder aus alkoholbelasteten Familien laut Zobel (2008: 48) relativ häufig im Jugendalter in solche Cliques, in denen ebenfalls viel Alkohol konsumiert wird.

185 Schon zuvor hatte Anton darauf hingewiesen, dass er bereits in der Grundschule tagelang im Unterricht fehlen konnte, ohne dass dies von seiner Mutter bemerkt worden wäre.

damalige Lebensumstände derart kompliziert, dass der Schulwechsel eine zusätzliche Belastung bedeutet hatte. Erneut musste er sich mit neuen Lehrkräften und Jugendlichen arrangieren. Der Umstand, dass Anton nach der Versetzung auf die Gesamtschule mit dem Konsum von Alkohol, Zigaretten und Cannabis begonnen hatte, deutet ebenfalls in diese Richtung. Erkennbar wird aber auch, dass Schule in diesem Kontext von Anton nicht als Lernort thematisiert wird, sondern lediglich als ein Ort, den er mit seinem ersten Alkoholkonsum verbindet.

Tatsächlich gab es im Jahr 2002 Probleme in der Schule, die an seine Mutter herangetragen wurden. Die Schulleitung unterbreitete den Vorschlag, Anton auf eine Förderschule zu versetzen. Warum es letztendlich doch nicht zum Schulwechsel kam, ist nicht bekannt. Denkbar wäre etwa, dass der Widerstand seiner Mutter oder seiner Großeltern gegen eine solche Versetzung zu groß war.

2003, im Alter von 13 Jahren, zog Anton aus dem Haushalt seiner Mutter aus und zog zu seinen Großeltern. Folgt man Antons Darstellung, so kam der Auszug aus dem Haushalt seiner Mutter vor allem aufgrund der dortigen konfliktreichen Lebensumstände zustande:

AM: dann sind die immer nur in Kneipen gegangen und (1) äh, das war dann so ein krasser Streit, zwischen dem Freund und mir, dass er gesagt hat er will mich nicht mehr da haben und ich wollte da auch nicht mehr sein, dann bin ich zu meiner Oma gezogen, [Achja] meine Mama ist da geblieben, ist dann irgendwann auseinandergegangen mit einem **neuen** Freund zusammengezogen, und so (1) ging das dann weiter

(Interview Anton Michel, S.16/Z.24)

Antons Hinweis, seine Mutter und deren wechselnde Partner seien „immer nur in Kneipen gegangen“ verdeutlicht die damalige Wohnsituation in dem gemeinsamen Haushalt. Angesichts dessen wird noch einmal deutlich, dass Antons damaliger exzessiver Umgang mit Alkohol höchstwahrscheinlich als Resultat seiner Lebensumstände und des Zusammenlebens mit einer alkoholabhängigen Mutter interpretiert werden muss. Die Schuld an seiner Entscheidung auszuziehen, gibt Anton allerdings nicht seiner Mutter, sondern deren Lebensgefährtin, der ihn „nicht mehr da haben“ wollte. Seine Mutter blieb hingegen weiterhin mit dem Mann liiert, der Anton zum Auszug bewegt hatte. Auch wenn Anton durchaus Grund dazu gehabt hatte, dies seiner Mutter zum Vorwurf zu machen, beschränkt er sich im Interview darauf, den Freund seiner Mutter verantwortlich zu machen. Anstatt seiner Mutter eine bewusste Entscheidung zu unterstellen, stellt er möglichst neutral fest, dass diese „da geblieben“ sei. Erneut waren es seine Großeltern, zu denen Anton

flüchtete.¹⁸⁶ Auch nachdem sich seine Mutter einige Zeit später von ihrem damaligen Lebensgefährten trennte, war sie schon bald darauf „mit einem **neuen** Freund zusammengezogen“. Antons Feststellung, dass „das dann weiter“ ging, bezieht sich dabei offensichtlich auch auf die regelmäßigen Kneipenbesuche seiner Mutter und deren wechselnde Partner.

Für Anton hätte die Trennung seiner Mutter von deren Lebensgefährten im Jahr 2003 die Chance sein können, sich erneut mit dieser und einem Leben in deren Haushalt zu arrangieren. Dem stand jedoch offensichtlich der Umstand entgegen, dass sie schon bald darauf erneut liiert war und mit ihrem neuen Partner Robert in einen gemeinsamen Haushalt zog. Dieser stammte wahrscheinlich aus einem ähnlichen Milieu wie ihr vorheriger Partner, da Antons Mutter auch ihn in einer der von ihr besuchten Kneipen kennengelernt hatte. Ob zur damaligen Zeit überhaupt noch ein enger Kontakt zwischen Anton und seiner Mutter bestand, ist fraglich.

In den folgenden drei Jahren lebte Anton weiterhin im Haushalt seiner Großeltern. Bis zu seinem erfolgreichen Abschluss der Realschule im Jahr 2006 kam es zu keinen weiteren nennenswerten Ereignissen. Wenn man bedenkt, dass ihm nur vier Jahre zuvor zu einem Wechsel auf eine Förderschule geraten wurde, so erscheint das Erreichen des Realschulabschlusses nicht als selbstverständlich. Bezieht man den Umstand mit ein, dass Anton drei Jahre zuvor in den Haushalt seiner Großeltern gezogen war, so bietet sich die Lesart an, dass die Lebensumstände in deren Wohnung tatsächlich einen förderlichen Einfluss auf ihn hatten. Möglicherweise hatte allein das Leben in einem geregelten Umfeld sein Verhalten und seine schulischen Leistungen derart positiv beeinflusst, dass es ihm gelang, einen Realschulabschluss zu erlangen. Zugleich lässt sich dadurch erahnen, wie stark seine vorherigen Verhaltensauffälligkeiten durch das Zusammenleben mit seiner Mutter und deren Lebensgefährten bedingt gewesen waren.

Der Umstand, dass er nach Abschluss der Realschule im Jahr 2006 an einer höheren Handelsschule angenommen wurde, zeugt erneut davon, wie sehr sich Antons schulische Leistungen seit dem Umzug in den Haushalt seiner Großeltern verbessert haben mussten. Es ist anzunehmen, dass Anton durch die berufliche Orientierung seines Großvaters und das geordnete Leben seiner Großeltern dazu angeregt wurde. Möglicherweise hatten sie auch gewisse Leistungsanforderungen an ihn, die eine (implizite) Voraussetzung für ein Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt darstellten.

186 Auffällig ist dabei, dass Anton seiner Darstellung nach allein zu seiner Großmutter zog. Dies mag einerseits darauf hindeuten, dass diese die primäre Bezugsperson im Haushalt seiner Großeltern darstellte. Andererseits verweist dies möglicherweise bereits darauf, dass Antons heutiges Verhältnis zu seinem Großvater von einem noch zu thematisierenden Spannungsverhältnis gekennzeichnet ist.

Rückblickend lassen sich die vergangenen sieben Jahre seit Antons Umzug nach Bamberg grob in zwei Abschnitte unterteilen. In den ersten vier Jahren lebte Anton mit seiner Mutter und deren Lebenspartner Peter in einem gemeinsamen Haushalt. In dieser Zeit zeigte er vermehrt Auffälligkeiten, begann Cannabis und Zigaretten zu rauchen, Alkohol zu trinken und hätte beinahe die Schule wechseln müssen. Nach seinem Umzug in den Haushalt seiner Großeltern und der räumlichen Trennung von seiner Mutter und deren Lebenspartner verbesserten sich Antons schulische Leistungen maßgeblich. So gelang es ihm letztendlich, einen Realschulabschluss zu erlangen und auf eine höhere Handelsschule zu wechseln, um eine Fachhochschulreife anzustreben. Obwohl sich Anton weitgehend einer Bewertung enthält, wird der starke Kontrast zwischen dem Leben im Haushalt seiner Mutter und in dem seiner Großeltern deutlich.

3.3.2.6 Erneuter Drogenkonsum, Schulabbruch und Zusammenbruch

In seinem ersten Jahr an der höheren Handelsschule begann Anton erneut, Cannabis zu konsumieren und begann mit weiteren Drogen (v.a. Amphetaminen) zu experimentieren. Von einem problematischen Umgang mit Suchtmitteln wurde zuletzt vor dem Auszug aus dem Haushalt seiner Mutter berichtet. Während der vergangenen drei Jahre im Umfeld seiner Großeltern schien diese Thematik jedoch in den Hintergrund gerückt zu sein. Möglicherweise war Anton durch den Schulwechsel erstmals seit dieser Zeit so stark beansprucht, dass er einen Ausweg in riskantem Konsumverhalten suchte. „Sowohl Cannabis- als auch Amphetaminprodukte werden konsumiert, um Anspannungen des stressigen Alltags zu entgehen, den Belastungen zu entfliehen und sich je nach Temperament in eine ruhige und sanfte oder in eine aktive und erlebnisreiche Freizeitwelt zurückzuziehen“ (Hurrelmann/Quenzel 2012: 239).¹⁸⁷ Bereits zuvor hatte sich anhand des Konsums von Alkohol, Cannabis und Zigaretten im Alter von elf bis dreizehn Jahren eine Disposition für den Konsum von Suchtmitteln angedeutet. Anton selbst zieht eine eindeutige Verbindung zwischen dem erneuten Drogenkonsum und seinen damaligen schulischen Problemen:

AM: und hab gesagt okay meine Tante, die ist ja nur ein paar Jahre älter als ich, die hat das auch gemacht höhere Handelsschule, da habe ich gesagt „Okay, das mache ich auch“, ne [Mhm] habe ich dann angefangen, war sehr sehr schwierig, ich hatte meine Abschlussprüfung in Englisch, hatte ich eine Eins geschrieben (1) die erste Arbeit in Englisch auf diesem Berufskolleg war eine Sechs (1) [Oh ((Lachend))] also, damit man so versteht, ne [Ja, ja] /wie das so war ne? ((lacht)) [Ja] und (1) da habe ich ange-

187 Typische Risikokonstellationen für den Gebrauch von Drogen als eine Form des Bewältigungshandelns stellen beispielsweise Schulleistungskonflikte, Erfahrungen der Isolation und familiäre Problemlagen dar (vgl. Böhnisch/Schille 2002: 46f.).

fangen zu lernen, ich habe wirklich (1) Vokabeln, solche Blocks, also Karteikarten, habe ich auswendig gelernt ich hab, am Wochenende zuhause gegessen und gelernt, so ne [Mhm] war einfach, war einfach dran so [Ja] (2) und dann fing es an, besser zu werden, dann schreibst du mal eine Dreiminus, eine Vier, ne [Ja, ja] (2) und dann fing das leider an dass ich wieder angefangen habe irgendwie, Drogen zu konsumieren [Mhm] und dann, ging das bergab, Schule abgebrochen

(Interview Anton Michel, S.21/Z.29)

Antons heutiger Darstellung zufolge war seine damalige Schulwahl nicht in erster Linie durch sein Interesse begründet, sondern kam aufgrund der Gegebenheit zustande, dass seine Tante bereits zuvor dieselbe Schule besucht hatte. Diese Parallele kann jedoch als Hinweis darauf interpretiert werden, dass die Wahl der weiterführenden Schule durch die Familie mitbestimmt wurde. Schon bald nach dem Schulwechsel stellten sich die neuen Anforderungen als „sehr sehr schwierig“ heraus, sodass bereits seine erste Prüfung im Fach Englisch sehr schlecht ausfiel. Sein darauffolgender Kommentar („damit man so versteht, ne [Ja, ja] /wie das so war ne? ((lacht))“), deutet bereits an, dass die höheren Leistungsanforderungen weitere Konsequenzen nach sich zogen. Seine erste Reaktion bestand seiner Darstellung zufolge in einer Steigerung seiner Lernbemühungen. Damit entsprach er dem bereits zuvor erkennbaren Leistungsethos seines Großvaters (vgl. Kap. 3.3.1) und versuchte, die fehlenden Kompetenzen durch zusätzlichen Arbeitseinsatz auszugleichen. Anfangs zeigten diese Bemühungen tatsächlich einen Effekt, sodass Antons Leistungsniveau leicht anstieg. Wie es daraufhin dazu kam, dass Anton erneut Drogen konsumierte, wird von ihm jedoch nicht weiter ausgeführt. Anzunehmen ist, dass sich ihm dadurch eine Möglichkeit bot, den Leistungsanforderungen zeitweise zu entfliehen. Diese Bewältigungsstrategie hatte ihm seine Mutter bereits vorgelebt. Das Resultat seines erneuten Drogenkonsums war laut Anton in letzter Konsequenz der Abbruch der Schule im Jahr 2007. Möglicherweise hatte aber auch bereits die Wahl der Schule eine Überforderung für Anton dargestellt. Er bringt dies im Rahmen des Interviews jedoch nicht in einen kritischen Zusammenhang zu den sich andeutenden Leistungsanforderungen des Großvaters.¹⁸⁸

Aufgrund der gegebenen biografischen Daten lässt sich bis zu diesem Zeitpunkt nicht auf ein bestimmtes berufliches Interesse seinerseits schließen. Mit einer abgeschlossenen mittleren Reife hätten ihm jedoch viele unterschiedliche Berufsfelder offen gestanden. Zunächst einmal erhielt Anton eine Anstellung als ungelernter Arbeiter im Handwerksbetrieb seines Großvaters. Deutlich wird dabei, dass die Unterstützung durch seine Großeltern nach wie vor einen Rückhalt für Anton bot. Es schien, als seien diese dazu bereit

188 Dies mag einerseits dadurch bedingt sein, dass dies dem Darstellungsinteresse im Hinblick auf seine Großeltern zuwiderlaufen würde, andererseits ist davon auszugehen, dass Bildungsaufträge auch latent wirken können, sodass sich Anton der an ihn gestellten Anforderungen möglicherweise gar nicht bewusst ist.

gewesen, ihn in einem Umfang zu unterstützen, wie sie es Antons Mutter gegenüber bereits seit einigen Jahren nicht mehr waren.¹⁸⁹ Dies verweist möglicherweise auch darauf, dass die Unterstützung der Familie nicht vorbehaltlos gewährt wurde, sondern an konkrete Voraussetzungen gebunden war.

Trotz der Bemühungen um ihren Enkel wurde Antons Arbeitsverhältnis im Jahr 2008 von seinem Großvater gekündigt. Grund für seine Kündigung war Anton zufolge sein anhaltender Drogenkonsum. Bedenkt man, wie eng Anton das Verhältnis zu seinen Großeltern aus heutiger Sicht darstellt, so erscheint es naheliegend, dass die Kündigung nicht allein aufgrund eines einmaligen Fehlverhaltens zustande kam. Wesentlich wahrscheinlicher ist die Annahme, dass Antons Verhalten häufiger zu Konflikten mit seinem Großvater geführt hatte. Daraufhin war dieser offensichtlich nicht länger bereit, Anton als Mitarbeiter in seinem Unternehmen zu dulden. Angesichts dessen stellt sich auch die Frage, ob sich dieser Ausschluss lediglich auf Antons Anstellung im Betrieb seines Großvaters bezog oder ob dieser auch anderweitig nicht länger bereit war, Anton zu unterstützen, so wie es bereits bei Antons Mutter der Fall gewesen war. In der vorangegangenen Fallrekonstruktion wurde die große Bedeutung der beruflichen Orientierung von Antons Großvater bereits offensichtlich (vgl. Kap. 3.3.1).¹⁹⁰ Interpretiert man die Kündigung als ein Zeichen, dass Anton die Erwartungen seines Großvaters enttäuscht hatte, so ist davon auszugehen, dass dies einen grundlegenden Konflikt nach sich zog.

Daraufhin trat Anton im Alter von 18 Jahren seinen Wehrdienst an. Möglicherweise bot ihm dieser einen Ausweg, nachdem er nicht mehr auf die Unterstützung seines Großvaters hoffen konnte und wohl nach wie vor nicht im Haushalt seiner Mutter und deren Lebensgefährten leben wollte. Obwohl Antons Großvater eine Kündigung ausgesprochen hatte, mochte er zumindest für eine Ausbildung in der Bundeswehr nach wie vor als Vorbild dienen. Immerhin hatte dieser auch nach seiner Wehrpflicht in der Sowjetunion als Fahrer für das Militär gearbeitet. Möglicherweise hatte er Anton auch ganz offen dazu geraten, erst einmal seinen Wehrdienst abzuleisten und sich davon eine disziplinierende Wirkung auf ihn erhofft.¹⁹¹ Im Rahmen seines Wehr-

189 Irene arbeitete zum damaligen Zeitpunkt in der Textilindustrie und hatte bereits mehrfach erfolglos versucht, ihre prekäre Erwerbssituation durch eine Ausbildung zur Erzieherin zu verbessern.

190 So musste beispielsweise seine Mutter in ihrer Kindheit für ein Jahr nach Sibirien ziehen, da dies die Karriere des Großvaters verlangte. Auch die Migration nach Deutschland stand höchstwahrscheinlich in einem engen Zusammenhang zur schlechten wirtschaftlichen Lage in den letzten Jahren der Sowjetunion.

191 Es muss auch entgegen Irenes Darstellung in Betracht gezogen werden, dass Anton möglicherweise bereits seit Längerem beabsichtigt hatte, seinen Wehrdienst anzutreten und die Anstellung im Betrieb seines Großvaters lediglich als Überbrückung genutzt hatte. Dennoch weist auch Anton darauf hin, dass es zur damaligen Zeit zu einem Konflikt mit seinem Großvater kam, weshalb der Wehrdienst als „Notlösung“ nach wie vor als die wahrscheinlichste Lesart gelten kann.

dienstes wurden Anton klare Strukturen geboten und eindeutige Anforderungen an ihn formuliert. Geht man davon aus, dass sein bisheriges Leben häufig von Uneindeutigkeit gekennzeichnet war, so könnte dies eine wichtige Motivation für Anton dargestellt haben.

Nach der dreimonatigen Grundausbildung wurde Anton in eine neue Kompanie versetzt. In dieser herrschte der Darstellung im Interview zufolge ein sehr harter Umgangston. Zudem kam Anton mit anderen Soldaten in Kontakt, die ebenfalls Cannabis, Amphetamine und andere Drogen zu sich nahmen. Der Drogenkonsum bot ihm somit eine naheliegende Möglichkeit, die Härte des Umgangs in der Kompanie zu kompensieren. Anton selbst führt im Interview aus, dass ihm der Drogenkonsum eine (zeitlich begrenzte) Flucht aus dem durch Disziplin gekennzeichneten Alltag in der Bundeswehr ermöglichte.

AM: dann da gewesen, drei Monate und (1) in eine Kompanie gekommen, das waren so, äh ja (2) die Rebellen der Kaserne [Okay] sowas ne ((lacht)) [Ja] wenn ich das so (2) ja, wenn ich das so betrachte was da für Leute waren (2) da gab es auch normale Kompanien ((lacht)) (1) also ich bin nicht so ein Mensch, der für sowas zugeschnitten ist, wahrscheinlich ist niemand zugeschnitten, für sowas, nur bin ich jemand der sowas nicht so leicht verkraftet dann, wenn einen (1) die ganze Zeit Leute anschreien und sowas [Ja, ja] und da irgendwie auch zerbrochen daran ne, angefangen Drogen zu nehmen dann, und bin dann zerbrochen daran (1) bin in psychiatrische Behandlung gekommen, und Psychopharmaka, und die Ärzte haben gesagt „Du wirst nie wieder gesund“, so ne

(Interview Anton Michel, S.22/Z.23)

Die Anfangszeit in der Bundeswehr beschreibt Anton als eher unproblematisch. Erst nach drei Monaten, nach seiner Versetzung in eine neue Kompanie, die Anton als „die Rebellen der Kaserne“ beschreibt, kam es zu ersten Problemen. Was genau die Problematik seiner damaligen Kompanie kennzeichnete, lässt sich nur erahnen, er stellt jedoch fest, es habe auch andere, eher „normale Kompanien“ gegeben. Als besonders problematisch beschreibt Anton den Umgangston in der Kompanie, für den seiner Ansicht nach nicht nur er nicht zugeschnitten war, sondern „wahrscheinlich [...] niemand zugeschnitten“ ist. Er sei dort „die ganze Zeit“ angeschrien worden, was er „nicht so leicht verkraftet“ habe. Aufgrund dieser Härte habe er erneut damit angefangen, Drogen zu nehmen. Der Konsum von Suchtmitteln wird hier, wie bereits zuvor, vor allem als Bewältigungsstrategie beschrieben und nicht als experimentelles Freizeitverhalten. Letztendlich, so erklärt Anton, sei er an der damaligen Belastung und seinem Drogenkonsum „zerbrochen“. Dass es sich dabei nicht lediglich um eine Redewendung handelt, sondern tatsächlich um die Beschreibung eines tiefen lebensgeschichtlichen Einschnitts, zeigt

sich daran, dass Anton in eine psychiatrische Klinik überwiesen wurde. Die Ärzte hätten ihm daraufhin die Diagnose gestellt, dass er „nie wieder gesund“ werde.¹⁹²

Während seines Aufenthalts in der Psychiatrie wurde bei Anton eine Schizophrenie diagnostiziert. Etwas Genaueres über die Symptome, mit denen Anton konfrontiert war, lässt sich allein anhand der vorliegenden Informationen nicht erfahren.¹⁹³ In jedem Falle bleibt festzuhalten, dass es sich um eine schwerwiegende psychische Erkrankung handelt, deren Verlauf nur schwer abzusehen ist und die bei etwa einem Viertel der Erkrankten keine Aussicht auf eine Genesung hat (vgl. Tölle/Windgassen 2014: 207). Antons Aussage zufolge wurde bei der Diagnose seiner Erkrankung ein Zusammenhang mit seinem bisherigen Drogenkonsum festgestellt. Dementsprechend erscheint es durchaus plausibel, dass Antons Versuche, die sich häufende Belastung unter Zuhilfenahme von Drogen zu bewältigen, letztendlich zu einem Zusammenbruch geführt hatten. Laut Tölle und Windgassen (2014: 165) können beispielsweise durch hoch dosierten Cannabiskonsum Psychosen ausgelöst werden und der Verlauf von Schizophrenien ungünstig beeinflusst werden. Zudem kann der Konsum von Psychostimulanzien, wie Amphetaminen bei längerem Missbrauch Psychosen hervorrufen (vgl. ebd. 168). Ebenso plausibel scheint auch Antons Erläuterung, der vorherrschende Umgangston und die geforderte Disziplin in der Bundeswehr hätten zu einer zunehmenden Belastung geführt, für die „wahrscheinlich [...] niemand zugeschnitten“ ist. Dennoch erscheint es begründungsbedürftig, weshalb gerade Anton unter dieser Belastung zusammengebrochen war. So muss auch bedacht werden, dass in der Familienforschung bereits seit Langem darauf hingewiesen wird, „dass schwere Belastungen und Konflikte nicht erst in der Zeit vor dem Ausbruch der Krankheit festzustellen sind [...], sondern bei einem großen Teil der Kranken bereits während der Kindheit: uneheliche Geburt, Vernachlässigung, psychotische oder neurotische Eltern, alkoholabhängige Väter (oder Mütter), Scheidung der Eltern, Auseinanderbrechen des Familienzusammenhalts“ (ebd.: 218). Auch wenn es sicher zu weit gehen würde, Antons Schizophrenie-Erkrankung ausschließlich durch seine familiäre Vorgeschichte erklären zu wollen, deutet doch einiges darauf hin, dass diese seinen Zusammenbruch begünstigt haben könnte.

Aufgrund seiner Symptome wurden Anton hoch dosierte Neuroleptika verabreicht. Typische Begleiterscheinungen einer solchen Behandlung können eine nicht als normal empfundene Müdigkeit, Denkhemmungen, ein

192 Einschränkung muss darauf hingewiesen werden, dass diese drastische Form der Darstellung Anton zugleich die Möglichkeit bietet, seine darauffolgende Heilung umso mehr als ein von Gott bewirktes Wunder zu präsentieren.

193 Unter der Bezeichnung Schizophrenie werden eine Vielzahl an Störungen des Denkens, der Affektivität, des Wahns, der Halluzination und katatonen Störungen zusammengefasst (vgl. Tölle/Windgassen 2014: 192).

allgemeiner Antriebsrückgang und emotionale Verstimmung sein (vgl. ebd.: 357). An eine Rückkehr zur Bundeswehr war angesichts dessen nicht zu denken. Auch ein erneuter Schulbesuch oder ein Ausbildungsbeginn dürften aufgrund seiner Symptome und der Gefahr einer Verschlechterung seines Zustandes kaum möglich gewesen sein.¹⁹⁴

Nach seiner Entlassung aus der Klinik Ende des Jahres 2008 zog Anton zunächst erneut in den Haushalt seiner Großeltern. Anzunehmen ist, dass es dabei zu einer nachklinischen Betreuung im Rahmen ambulanter Therapieangebote kam, auch wenn Anton selbst nicht davon berichtet. Denkbar wäre, dass ihm der Haushalt seiner Großeltern ein geregeltes Lebensumfeld bot, in dem er gesunden konnte. Es ist jedoch allein aufgrund der vorliegenden Informationen nicht auszuschließen, dass auch das Zusammenleben mit seinen Großeltern einen Teil der Gesamtproblematik darstellte, welcher Antons schizophrene Episode mit verursacht hatte. Zumindest Antons Entlassung aus dem Betrieb seines Großvaters zeugt davon, dass deren Verhältnis nicht immer einvernehmlich gewesen war.¹⁹⁵

Bereits kurz nach Antons Entlassung aus der Klinik entwickelten sich seiner Darstellung zufolge erneut Komplikationen mit seinen Großeltern. So kam es, dass Anton das erste Mal seit fünf Jahren zurück in den Haushalt seiner Mutter zog. Bedenkt man die konfliktreiche gemeinsame Vergangenheit von Anton und seiner Mutter, so erscheint es recht naheliegend, dass ein erneutes Zusammenleben problematisch werden konnte. Sowohl Anton als auch seine Mutter waren zum damaligen Zeitpunkt erwerbslos und wurden als Bedarfsgemeinschaft eingestuft, sodass sie die Finanzen ihres Haushalts gemeinsam verwalten mussten. Auch wenn Anton möglicherweise beabsichtigt hatte, in eine eigene Wohnung zu ziehen, wäre ihm diese nicht durch das Jobcenter finanziert worden.¹⁹⁶ Antons Mutter war noch immer mit ihrem Lebensgefährten Robert liiert, mit dem sie sich regelmäßig in Kneipen traf. Zum damaligen Zeitpunkt lebte sie jedoch ohne ihren Partner in ihrer eigenen Wohnung. Der häufige Alkoholkonsum seiner Mutter stellte eine äußerst ungünstige Voraussetzung für das Zusammenleben mit Anton dar, dessen schizophrene Episode allem Anschein nach auch durch seinen problematischen Umgang mit Suchtmitteln zustande gekommen war.

194 So wird zumindest davon ausgegangen, dass belastende Lebensereignissen, insbesondere emotionale Belastungen, als Auslöser schizophrener Episoden wirken können (vgl. Tölle/Windgassen 2014: 216).

195 Im Interview erklärt Anton dementsprechend, sein Großvater sei von ihm enttäuscht gewesen, wodurch es zeitweise zu einem Bruch mit ihm gekommen war.

196 Junge Menschen unter 25 Jahren sind durch das Jobcenter dazu angehalten, im Haushalt ihrer Eltern zu wohnen und bekommen nur in Ausnahmefällen die Zusage zur Finanzierung einer eigenen Wohnung (vgl. § 22 Abs. 5 SGB II). Dies ist nicht unproblematisch, wenn man bedenkt, dass die Ablösung von den Eltern eine der zentralen Entwicklungsaufgaben des Jugendalters darstellt (vgl. Hurrelmann/Quenzel 2012: 28).

In den folgenden beiden Jahren lebten Anton und seine Mutter zusammen in einer Wohnung. Trotz seines Klinikaufenthaltes und seiner Medikamentierung mit Psychopharmaka bewegte sich Anton nach wie vor in einem Peerkontext, in dem Drogen konsumiert wurden. Die Einnahme von Medikamenten in Kombination mit Antons Drogenkonsum dürfte einem positiven Krankheitsverlauf eher hinderlich gewesen sein. Dass seine Mutter ein solches gesundheitsschädigendes Verhalten nicht unterbinden konnte und möglicherweise durch ihr eigenes Konsumverhalten sogar als Vorbild fungierte, zeugt erneut von der Problematik ihres Zusammenlebens. Irenes Einfluss auf ihren mittlerweile zwanzig Jahre alten Sohn Anton darf jedoch auch nicht überschätzt werden und zu einer einseitigen Schuldzuweisung zu ihren Lasten führen. Wie schwierig sich das damalige Zusammenleben mit seiner Mutter gestaltete, wird von Anton mehrfach im Interview relativ detailliert beschrieben:

AM: als ich nach der Bundeswehr kam bin ich noch mal mit meiner Mama zusammengezogen [Mhm] obwohl ich vorher gesagt habe ähm (2) dass ich das nicht mehr machen möchte, und da war das so, dass wir in der Wohnung als Bedarfsgemeinschaft gelebt haben [Ja] (1) Geld (1) bekommen haben meine Mama auch zwischendurch **heimlich** in die Kneipen gegangen ist (1) heimlich ist sie gegangen, ich weiß das jetzt im Nachhinein, ne und, dass das Geld einfach von vorne bis hinten nicht gereicht hat (1) das hat wirklich **gerade so gereicht** wenn man nur das Geld für Essen ausgegeben hätte [Ja] und wenn man nicht noch irgendwas gemacht hätte, so ne, war es oft auch sehr schwierig (1) ja, ich war nicht zufrieden mit dem Essen, was da war, war zwar Essen (1) ja, zwischendurch war auch Mangel an Essen [Okay] aber das war jetzt nicht so, dass ich verhungert wäre, ich hätte zu meiner Oma fahren können, war eine schwierige Zeit weil ich auch unter Psychopharmakatabletten stand und [Mhm] und ich war zu der Zeit 15 bis 20 Kilo schwerer, als jetzt

(Interview Anton Michel, S.17/Z.46)

Obwohl Anton nach dem Ende seiner Zeit bei der Bundeswehr zunächst im Haushalt seiner Großeltern unterkam, lässt er dies in seiner Darstellung außen vor, was darauf hindeuten könnte, dass das erneute Zusammenleben nur sehr kurze Zeit andauerte. Dass er zur damaligen Zeit erneut zu seiner Mutter zog, obwohl er sich vorgenommen hatte, dies nicht mehr zu tun, lässt erahnen, dass ihm kaum eine Alternative zur Verfügung stand. Vor diesem Hintergrund scheint auch der Hinweis, er hätte seine Großmutter aufsuchen können, wenn er Hunger gehabt hätte, der Einschränkung unterlegen zu sein, dass es ihm offenbar dennoch nicht möglich war, zu ihr zurückzuziehen. Denkbar wäre etwa, dass dies durch einen nach wie vor bestehenden Konflikt mit seinem Großvater bedingt war. Wie begründet Antons Vorbehalte gegen ein Zusammenleben mit seiner Mutter waren, belegt Anton gleich darauf, indem er erklärt, seine Mutter sei „zwischendurch **heimlich** in die Kneipen gegangen“ und habe dort das für die Bedarfsgemeinschaft vorgesehene Geld für Alkohol ausgegeben. Dies habe sich insbesondere anhand der Menge der verfügbaren Nahrungsmittel bemerkbar gemacht („zwischendurch war auch

Mangel an Essen“). Erschwerend kam hinzu, dass Anton nach wie vor unter dem Einfluss von Psychopharmaka stand. Eine Rückkehr in ein geregelteres (Berufs-)Leben war unter diesen Umständen unwahrscheinlich. Erkennbar ist allerdings, dass Anton auch aus heutiger Sicht seine psychische Erkrankung als legitime Begründung für seine damalige Erwerbslosigkeit betrachtet. Seine prekären Lebensumstände macht Anton schließlich auch an seinem damals deutlich höheren Gewicht fest. Dies könnte auf den ersten Blick gegen seine vorherige Erklärung, es habe ein Mangel an Essen bestanden, sprechen, andererseits ist es gut möglich, dass Antons Gewichtszunahme durch die Einnahme von Psychopharmaka bedingt war. Auf die allgemeinen Lebensumstände im ALG II-Bezug angesprochen, führt Anton seine damalige Situation noch detaillierter aus:

In: /Fällt dir noch irgendeine Situation oder irgendein Erlebnis ein zum Thema ALG II-Bezug, irgendwas?

AM: Ja, dass man halt immer dahin gehen muss zum Amt irgendwie, um sich, irgendwelche Stellen oder irgendwelche Plätze zu suchen (1) obwohl ich da überhaupt keine Lust drauf hatte weil ich war, überhaupt nicht motiviert zu arbeiten ich war (1) ein Wrack war ich wie gesagt, und ähm es war ziemlich nervig wenn man da nicht, hinging wurde dann halt einem noch das Geld gekürzt so ne [Mhm] also man, war schon verpflichtet dahinzugehen [Mhm] ja dass ich das, auf jeden Fall, wenn ich heute höre da ist irgendjemand Hartz IV dann weiß ich dass es nicht einfach ist, [Mhm] nicht einfach weil das Geld zu wenig ist, weil einfach der Umstand so, dass du Hartz IV bist, dass du noch Andere beanspruchst, dass das eben noch anderes mit sich bringt so ne, dass es mit sich bringt, dass du ((tiefes Ausatmen)) (1) irgendwie, dass du bedrückt bist einfach so, dass du keine Perspektive hast ne [Mhm] dass **kann** das mit sich bringt, so, dass **muss** nicht zwingend so sein, ne [Mhm] das ist eben das was schlimm ist deswegen, wenn jemand sagt, er nimmt Hartz IV (1) und wenn jemand sagt „Ja kannst dich freuen und so“, ne dann kann ich das nicht verstehen, weil ich weiß dass das nicht einfach ist, zuhause rumzusitzen keine Arbeit zu haben und äh ja, Geld zu beziehen (1) das ist, kein angenehmes Gefühl einfach

(Interview Anton Michel, S.31/Z.20)

Seine Zeit im ALG II-Bezug war Anton zufolge vor allem dadurch gekennzeichnet, dass er sich um Arbeitsplätze bemühen musste, ohne dass er motiviert war, eine geeignete Stelle zu suchen, geschweige denn arbeiten zu gehen. Mangelnde Motivation gilt ihm demnach als legitime Begründung, sich nicht um eine Erwerbstätigkeit zu bemühen. Nachfolgend scheint Anton jedoch selbst zu bemerken, dass eine solche Argumentation keinen normativen Ansprüchen genügt und erklärt ergänzend, „ein Wrack“ gewesen zu sein. Bedenkt man Antons Medikamentenkonsum und seine damalige Erkrankung, so scheint diese Darstellung durchaus nachvollziehbar. Anhand der vorliegenden Informationen ist allerdings nicht ersichtlich, weshalb Anton trotz seiner Erkrankung und seiner Lebensumstände überhaupt als arbeitsfähig eingestuft wurde. Eine attestierte Erwerbsunfähigkeit hätte ihm möglicherweise einen Anspruch auf Sozialhilfe ermöglicht, die mit weniger Anforder-

rungen verbunden ist. Ein solcher Schritt scheint jedoch angesichts seines Unbehagens im Leistungsbezug als unwahrscheinlich. Zudem erklärt Anton, es sei nicht einfach gewesen, da das zur Verfügung stehende Geld nicht ausreichend war. Dies assoziiere er auch heute noch damit, wenn er davon erfährt, dass eine Person Hartz IV beziehe. Letztendlich führe all dies dazu, dass „man“ tief bedrückt sei, „einfach so“ und keine Perspektive habe. Dabei lässt sich anhand seiner unpersönlichen Formulierungen erkennen, dass Anton gegenwärtig um eine Distanzierung und Verallgemeinerung seiner damaligen Lebensumstände bemüht ist. Dennoch möchte Anton all jenen widersprechen, die unterstellen, der Bezug von ALG II sei ein Grund zur Freude. Schließlich könne er aufgrund seiner eigenen Erfahrung nachvollziehen, dass es nicht einfach sei, zu Hause zu sitzen, keine Arbeit zu haben und Geld zu beziehen. Wie sehr er sich dieses Stigma trotz aller sprachlichen Distanzierung zu eigen machte, wird auch an seiner Erläuterung deutlich, was es seiner Ansicht nach bedeutet, „dass du Hartz IV bist“.

Zusammenfassend betrachtet schlug Anton mit dem Abbruch der höheren Handelsschule ein weiteres Mal eine problematische Entwicklung ein, die in den vorherigen Jahren im Haushalt seiner Großeltern überwunden schien. Auf belastende Situationen reagierte er mit dem Konsum von Drogen. Damit griff er möglicherweise auf Bewältigungsstrategien zurück, die er bereits im Zusammenleben mit seiner Mutter erlernt und genutzt hatte. Auch die Anstellung im Betrieb seines Großvaters konnte an Antons Verhaltensmustern offenbar nichts ändern, sodass er entlassen wurde. Der Antritt seines Wehrdienstes bot sich ihm vor diesem Hintergrund als willkommener Ausweg an. Während Antons Zeit in der Bundeswehr war er jedoch großen Belastungen ausgesetzt, die im Zusammenspiel mit seinem fortlaufenden Drogenkonsum zu einem Zusammenbruch führten. Daraufhin wurde er in eine Klinik überwiesen, in der ihm eine Schizophrenie diagnostiziert wurde. Nach seiner Entlassung aus der Klinik zog er zunächst zu seinen Großeltern, kurz darauf jedoch in den Haushalt seiner Mutter. Mit dieser geriet er erneut in Konflikt, woraufhin diese ihn wegen Diebstahls anzeigte.

3.3.2.7 Freikirche und Neubeginn

2010 trat Anton einer aus den USA stammenden evangelikalen Freikirche bei. Der erste Kontakt wurde von seiner Mutter hergestellt, obwohl Irene erklärt, nicht selbst in die Gemeinde eingebunden gewesen zu sein. Sie hatte es ihrer Darstellung nach jedoch als sinnvoll erachtet, ihren Sohn an die Freikirche zu vermitteln. In Antons Lebensgeschichte war Religiosität bis zu diesem Zeitpunkt kein zentrales Thema. Nach allem, was bekannt ist, waren Antons Großeltern nicht gläubig. Auch seine Mutter hatte entgegen ihrer Darstellung zuvor nur gelegentlich Kontakt zu Personen einer ähnlichen

Gemeinde in Friedland gehabt. Nach ihrem Umzug nach Bamberg berichtete sie allerdings von keinen weiteren Kontakten zu religiösen Kreisen (vgl. Kap. 3.3.1). Dennoch schien sich Anton von den Lehren der Glaubensgemeinschaft angesprochen zu fühlen. Kennzeichnend für die Lehren dieser Freikirche sind das Vertrauen in Gottes Hilfe, der hohe Wert der Gemeinschaft, die vollständige Hinwendung zum Glauben und die Aufgabe der Verbreitung des Glaubens. Zugleich steht sie für eine eher intuitive Interpretation der Bibel und bietet daher einen relativ voraussetzungslosen Zugang. Möglicherweise bot ihm deren Weltansicht einen Sinn, den er in seinen bisherigen Aktivitäten nicht finden konnte. Auffällig erscheint auch der zeitliche Zusammenhang zur Anzeige durch seine Mutter, mit der sie Anton von sich gewiesen hatte. Denkbar wäre daher etwa, dass Anton nach dem Auszug aus dem Haushalt seiner Großeltern und dem Konflikt mit seiner Mutter eine neue Form der Zugehörigkeit suchte, die ihm die evangelikale Freikirche bieten konnte. Den ersten Kontakt mit den Gemeindemitgliedern beschreibt Anton bereits im Kontext der Eingangserzählung des Interviews.

AM: und, ja, das ging dann immer so weiter dass ich, keine Arbeit gefunden habe dass ich mich wieder in dieses Milieu mit den Drogen begeben habe [Mhm] bis äh, ich dann eines Tages eine Frau getroffen habe ähm (1) die meinen Zustand gesehen hat und die hat gesagt, „Ja, ich glaube, dir kann geholfen werden“ und (1) ich habe gesagt „/Wie?“ und sie hat gesagt „Ja, komm mal mit in die Kirche“ [Mhm] da habe ich gesagt „/In die Kirche (1) was soll ich da?“; ich hatte so dieses Gedankengebäude im Kopf, von dieser Kirche mit Holzbänken und (1) religiösen Zeremonien und solchen Dingen, und sie hat gesagt (1) „Komm doch einfach mal mit“ und dann war ich da, das war hier in Bamberg (1) und an dem Tag, wo ich da war, die waren da alle am Singen und die hatten da ein richtiges Schlagzeug und spielten Gitarre, und ich dachte mir „Also entweder sind die hier alle verrückt, oder mit mir stimmt irgendwas nicht“ [/Okay ((lachend))] (1) also habe ich mein Leben reflektiert und dachte mir „/Warte mal, wer hat hier das Drogenproblem?“ ((lacht))

(Interview Anton Michel, S.3/Z.33)

Anton leitet seine Erzählung mit der Erklärung ein, aufgrund seiner Erwerbslosigkeit erneut „in dieses Milieu mit den Drogen“ geraten zu sein. Hinter seiner Argumentation zeigt sich die Annahme, Arbeitslosigkeit sei ein legitimer Beweggrund für den Konsum von Drogen. Ebenso wie Anton das Gespräch über seine Eltern im Modus des Vergebens führt, enthält er sich auch im Hinblick auf sein eigenes Handeln soweit wie möglich einem Werturteil und versucht, seine damaligen Entscheidungen möglichst objektiv zu begründen.

Folgt man seinen Ausführungen, so kam die Hilfe der nicht namentlich genannten Frau völlig unerwartet. Zuvor sei keine Veränderung abzusehen gewesen und es ging lediglich „immer so weiter“. Anton verblieb in der Arbeitslosigkeit und hatte Kontakte zu weiteren Drogenkonsument*innen. Bedenkt man, wie lange sich Anton bisher in derartigen Kreisen aufgehalten hatte, so muss auch in Betracht gezogen werden, dass für ihn die Gemein-

schaft anderer Konsument*innen eine Möglichkeit darstellte, Zugehörigkeit zu erfahren. In dem von ihm nachgestellten Dialog zeichnet Anton seinen Entscheidungsprozess der Hinwendung zum Glauben nach. Dabei wird ihm zunächst Hilfe für seine damaligen Probleme versprochen, ohne konkret zu benennen, worin diese Hilfe bestehen könnte. Gegenüber der Aufforderung, „mal mit in die Kirche“ zu kommen, verhält sich Anton dementsprechend kritisch. Anders als erwartet wurde er jedoch nicht mit „religiösen Zeremonien und solchen Dingen“ konfrontiert, sondern traf auf eine Gruppe, die mit modernen Instrumenten musizierte. Damit scheint die bereits formulierte Lesart an Gewicht zu gewinnen, dass der relativ voraussetzungslose Zugang einen wichtigen Aspekt in Antons Entscheidungsprozess darstellte.¹⁹⁷ Daraufhin habe ein Reflexionsprozess bei ihm eingesetzt, in dem er letztlich zu dem Schluss kam, der Glaubensgemeinschaft beitreten zu wollen. Auffällig ist der stark argumentative Verlauf dieses inneren Dialogs, der zum damaligen Zeitpunkt nicht zwangsweise in dieser Art und Weise abgelaufen sein muss. Deutlich wird jedoch, dass Anton bereit war, jede sich anbietende Hilfe anzunehmen und seine bisherigen Einstellungen dementsprechend zu hinterfragen („entweder sind die hier alle verrückt, oder mit mir stimmt irgendwas nicht“).

Auf Anraten der Gemeindemitglieder setzte Anton erstmals seit zwei Jahren die ihm verabreichten Psychopharmaka ab. Insbesondere das von der Gemeinde geforderte Vertrauen in die Hilfe Gottes könnte zu einer Ablehnung der medizinischen Behandlung geführt haben.¹⁹⁸ Ohne die Einnahme seiner Medikamente stand zu befürchten, dass Anton rückfällig werden könnte. Da Enthaltbarkeit ein wichtiger Grundsatz seiner Gemeinde zu sein schien, war zumindest zu hoffen, dass Anton zugleich seinen Drogenkonsum einschränken bzw. beenden würde.

Aus heutiger Sicht stellt Anton seine damalige Hinwendung zum Glauben als einen Akt der Befreiung und grundlegenden (Ver-)Wandlung dar.

AM: Also ich, hab da Befreiung erlebt, von meinen Süchten [Mhm] hab seelische Heilung erlebt (1) ähm (1) körperliche Heilung habe ich erlebt dass ich ((stöhnt)), ja, Dinge die mich vorher belastet haben mit denen ich gar nicht klargekommen bin, aus meiner Vergangenheit, so, dass ich Menschen vergeben habe, und dass ich einfach frei geworden bin, dass ich einfach, ja, dass ich einfach (1) also dass ich mich bekehrt habe

197 Zudem muss darauf hingewiesen werden, dass auch seine Mutter insbesondere das gemeinsame Musizieren in ihrer Gemeinde als wichtigen Aspekt hervorhebt (vgl. Kap. 3.3.1.10).

198 Aus Gründen der Anonymisierung können an dieser Stelle keine konkreten Quellen angegeben werden, anhand der Internetpräsenz der evangelikalen Freikirche wird jedoch ersichtlich, dass die „göttliche Heilung“ einen ihrer fünf grundlegenden Glaubenssätze darstellt.

[Mhm], zum Glauben gefunden habe, da, war es für mich so als wäre das Gras grüner, würden die Blumen heller sein (1) das war einfach (2) da ist einfach Leben in mein Leben gekommen

(Interview Anton Michel, S.28/Z.22)

Die stark argumentative Darstellung des Erweckungserlebnisses stellt möglicherweise eine typische Form der Selbstpräsentation in derartigen religiösen Gemeinden dar. Anton beschreibt eine „Befreiung“ von seinen Süchten, eine „seelische Heilung“, sodass er sogar den Eindruck hatte, „als wäre das Gras grüner, würden die Blumen heller sein“. Was Anton in diesen Worten beschreibt, scheint einem grundlegenden biografischen Wandlungsprozess gleichzukommen. Erst durch seine Hinwendung zum Glauben ist „Leben“ in sein Leben gekommen. Seine Gegenwartsperspektive scheint demnach ein Stück weit distanziert von seinem früheren Leben zu sein, in welchem er diesen Prozess noch nicht durchlaufen hatte. Dieses war der Darstellung zufolge unbelebt bzw. beschädigt, sodass es der Heilung bedurfte. Auch die Zerrissenheit zwischen dem Haushalt seiner Mutter und dem seiner Großeltern steht dieser Darstellung zufolge im Kontrast zu seinem heutigen „freien“ Leben. Zentral dafür, dass er nunmehr einen Weg gefunden hat, mit „Dingen“ aus seiner Vergangenheit umzugehen, scheint unter anderem zu sein, dass er „Menschen vergeben habe“. Dies zeichnete sich bereits zuvor als wichtiger Aspekt des thematischen Feldes des Interviews ab.

Relativ treffend lässt sich diese Veränderung anhand des von Schütze (1983) formulierten Konzepts der Wandlungsprozesse der biografischen Gesamtformung nachvollziehen. Demnach wird die vorherige biografische Gesamtformung nach dem Durchlaufen eines solchen Wandlungsprozesses als überwundene Teilfigur einer neuen autobiografischen Gesamtsicht formuliert (vgl. ebd.: 107). Antons Gegenwartsperspektive ist somit durch einen grundlegenden Wandel seiner Selbstwahrnehmung und einen Perspektivwechsel in Opposition zu seiner vorherigen biografischen Gesamtsicht gekennzeichnet. Ähnliche biografische Beobachtungen wurden bereits von Wohlrab-Sahr (1999) im Hinblick auf Personen, die zum Islam konvertieren, theoretisiert. Demnach kann die Konversion zum Islam in einigen Fällen als symbolische Transformation krisenhafter Erfahrungen interpretiert werden (vgl. ebd.: 355f.). Im Hinblick auf Antons Konversion zum evangelikalen Glauben scheint vor allem der von Wohlrab-Sahr ausgearbeitete Typus einer „Methodisierung der Lebensführung“ anschlussfähig zu sein. Dieser beantwortet Erfahrungen der Destabilisierung der Lebensführung und des Anerkennungsverlustes durch die Hinwendung zum Glauben. Er dient dabei auch als funktionales Äquivalent zu anderen Institutionen, die der Disziplinierung, Selbstkontrolle und Orientierung dienen, „wie Militär oder Kampfsport auf der einen Seite und Therapie auf der anderen Seite“ (ebd.: 374).

In der darauffolgenden Zeit benötigte Anton seiner Darstellung nach keine weiteren Medikamente. Zumindest deutet sich dies dadurch an, dass er noch im Jahr 2010 die höhere Handelsschule fortsetzte, die er drei Jahre zuvor abgebrochen hatte. Dies könnte dafür sprechen, dass sich sein gesundheitlicher Zustand seit seinem Klinikaufenthalt gebessert hatte. Zu befürchten stand allerdings, dass Anton im schulischen Kontext erneut Belastungen ausgesetzt sein würde. Nach seinem letzten Schulabbruch war nicht abzusehen, ob er diesen nunmehr gewachsen sein würde.

Zugleich wurde er wieder im Haushalt seiner Großeltern aufgenommen. Möglicherweise war der erneute Schulbesuch für sie Grund genug, Anton eine weitere Chance zu geben. Denkbar wäre auch, dass Antons Großeltern seine Absicht, den Drogenkonsum zu beenden, unterstützen wollten, indem sie ihn bei sich aufnahmen. Die Rückkehr in den gemeinsamen Haushalt mochte eine weitere Chance für Anton bedeuten, zu einem geregelten Leben zurückzukehren. Auch Antons Wunsch, vergangene Konflikte beizulegen und sich in Vergebung zu üben, könnte diesbezüglich eine Rolle gespielt haben. Antons neu entdeckten Glauben begrüßten diese allerdings nicht vorbehaltlos, was dieser damit begründet, dass sie in der religionsfeindlichen Sowjetunion aufgewachsen sind.¹⁹⁹

In der folgenden Zeit besuchte Anton weiterhin die höhere Handelsschule und zeigte dabei gute Leistungen. Es schien als hätten seine Mitgliedschaft in der evangelikalen Freikirche und das erneute Zusammenleben mit seinen Großeltern tatsächlich einen positiven Einfluss auf ihn gehabt. Einerseits war es Teil seines neu entdeckten Glaubens, sich in Enthaltsamkeit zu üben, andererseits bot ihm der Wertekanon der Gemeinde eine klare Struktur und eine alternative Form des Miteinanders. Es muss aber auch bedacht werden, dass Anton nunmehr drei Jahre älter war, als bei seinem ersten Besuch der höheren Handelsschule und daher möglicherweise eher den schulischen Anforderungen gewachsen war.

2012 trennte sich Antons Mutter von ihrem Partner Robert und wurde in eine auf Suchterkrankungen spezialisierte Klinik in Rheinland-Pfalz überwiesen. Aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit ist davon auszugehen, dass das Verhältnis zwischen Anton und seiner Mutter bereits seit Jahren problematisch war. Die Einweisung seiner Mutter bedeutete eine zusätzliche räumliche Trennung von ihr. Zudem lässt sich aufgrund der Einweisung seiner Mutter gut nachvollziehen, dass deren Alkoholkonsum nach wie vor kritisch gewesen sein muss und höchstwahrscheinlich eine ernst zu nehmende Belastung für Anton dargestellt hatte.

199 So stellt Anton am Ende der Eingangserzählung des Interviews fest: „Meine Großeltern sind nicht so, nicht so leicht auf den Glauben zu sprechen [Okay] deswegen ist es auch ein bisschen schwierig“ (Interview Anton Michel S.4/Z.32).

Ebenso wie Anton schloss sich seine Mutter Irene nach ihrem Klinik-aufenthalt einer freikirchlichen Gemeinde an. Die Frage, was sie dazu bewogen hatte, ebenfalls einen solchen Glauben anzunehmen, wurde bereits im vorangegangenen Kapitel ausführlich thematisiert (vgl. Kap. 3.3.1.10). Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass es sich um unterschiedliche Gemeinden mit voneinander abweichenden Glaubensbekenntnissen handelte.²⁰⁰ Die Verbindung schien somit nicht in der exakten Ausgestaltung der jeweiligen Lehren zu bestehen, sondern höchstwahrscheinlich in wesentlich allgemeineren Aspekten, wie etwa einem Gefühl der Zugehörigkeit und Anerkennung, der Aufforderung zur Enthaltensamkeit, einer transzendenten Sinnstiftung, aber auch dem Musizieren in Gemeinschaft. Irenes Hinwendung zum Glauben musste jedoch nicht zugleich bedeuten, dass sich ihr Verhältnis zu Anton verbesserte. Da sie auch nach ihrer Behandlung in der Nähe der rheinland-pfälzischen Klinik lebte, waren sie zumindest räumlich weiter voneinander getrennt als jemals zuvor.

In demselben Jahr, in dem Irene in die Klinik eingewiesen wurde, schloss Anton die höhere Handelsschule erfolgreich ab. Obwohl er sich dazu entschieden hatte, seine medikamentöse Behandlung eigenhändig zu beenden, schien sich sein allgemeiner Zustand innerhalb des vergangenen Jahres stabilisiert zu haben. Somit konnte er trotz seiner gesundheitlichen Probleme an seine vorherige schulische Laufbahn anknüpfen und diese erfolgreich zu Ende führen.

Nach dem Abschluss seiner Schullaufbahn bewarb sich Anton 2012 für ein Praktikum in einer Apotheke. Seinen Entscheidungsprozess stellt Anton im Interview recht anschaulich dar.

AM: das war dann irgendwann so, dass ich nicht wusste was ich machen sollte, meine Oma kam mit einem Zeitungsartikel um die Ecke und sagte „Hier die suchen“ ich sagte „/Was ist das? Pharmazeutisch-technischer Assistent“ kannte ich nicht, im Internet nachgeguckt „/Was ist das überhaupt? Okay, Chemie und Verkauf“, ich sage „Okay, Verkauf, bei Opa habe ich schon viel mit Kunden zu tun gehabt, Chemie hat mich sehr interessiert in der Schule“ [Ja] „Ach komm, rufst du da an, ne“ [Ja] „/Ja, suchen Sie noch?“, „Ja“, schreib dahin so ne, „Ja komm, machst du ein Praktikum da“ Praktikum da gemacht, eine Woche, gefragt „/Kann ich verlängern?“ (1) „Kannst du“, noch eine Woche gemacht, danach war das Vorstellungsgespräch

(Interview Anton Michel, S.29/Z.1)

Die Initiative für die Praktikumswahl ging demnach von Antons Großmutter aus, welche ihn auf eine Stellenanzeige in der Zeitung aufmerksam machte. Folgt man Antons Argumentationsgang, so stellte die Tätigkeit als Pharmazeutisch-technischer Assistent eine gute Gelegenheit dar, an seine Erfahrungen im Betrieb seines Großvaters anzuknüpfen. Auch in diesem Interview-

200 Eine Mitgliedschaft in derselben Gemeinde war schon allein aufgrund der großen Distanz zwischen den Wohnorten von Anton und seiner Mutter nicht möglich.

ausschnitt führt Anton seine Großmutter im Kontext eines persönlichen Gesprächs ein, wohingegen sein Großvater direkt mit dem Themenfeld Beruf assoziiert wird. Erst nachdem Anton seine Erfahrungen im Betrieb des Großvaters argumentativ einbezieht, erklärt er, dass ihn das Fach Chemie bereits in der Schule interessiert habe. Denkbar wäre allerdings auch, dass er mit dieser Berufswahl an seine eigenen Erfahrungen mit der Einnahme von Medikamenten anknüpfen konnte, auch wenn er dies retrospektiv nicht so einordnet. Ähnlich wie die Kontaktaufnahme mit seinem Vater, konnte eine Ausbildung in einem pharmazeutischen Bereich auch eine Chance für ihn darstellen, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen. Die Möglichkeit, an der Herstellung von Medikamenten mitwirken zu können, lässt sich zudem als Umsetzung der durch seine Freikirche gebotenen Aufgabe interpretieren, anderen Menschen zu helfen.

Wie sich Antons Ausführungen bereits entnehmen lässt, war das Gespräch nach Vollendung der Praktika erfolgreich und so begann Anton 2012, im Alter von 22 Jahren, mit einer Ausbildung zum Pharmazeutisch-technischen Assistenten. Wenn man bedenkt, dass er nur wenige Jahre zuvor die Schule abgebrochen hatte, aus dem Betrieb des Großvaters entlassen wurde und mit einer schweren psychischen Erkrankung in eine Klinik eingeliefert wurde, so stellt dies eine unerwartet positive Entwicklung dar. Einerseits spricht Antons erfolgreicher Ausbildungseinstieg für eine deutliche Besserung seines gesundheitlichen Zustandes. Dies könnte darauf hindeuten, dass Anton mehr Bemühungen zeigte, als etwa bei seiner Anstellung im Betrieb seines Großvaters. Andererseits könnte der Betrieb in dem er seine Praktika absolvierte aber auch beabsichtigt haben, Anton trotz bzw. gerade aufgrund seiner vorherigen psychischen Probleme zu fördern.

Nach seinem Ausbildungsbeginn zog Anton Anfang 2013 in eine eigene kleine Wohnung in der Nachbarschaft seiner Großeltern. Deren Anteil an seiner positiven Entwicklung darf nicht zu gering bewertet werden, bedenkt man, dass diese ihn in den letzten Jahren mehrfach bei sich aufgenommen hatten. Antons Umzug in eine eigene Wohnung könnte jedoch davon zeugen, dass er sich soweit gefestigt hatte, dass er es sich zutraute, einen eigenen Haushalt zu führen. Zudem war er nach wie vor in seiner freikirchlichen Gemeinde aktiv und war in den dortigen sozialen Kontext gut eingebunden.

Zusammenfassend hatte sich Antons Zukunftsperspektive seit seinem Beitritt in die evangelikale Freikirche deutlich verbessert. Es gelang ihm, seine medikamentöse Behandlung zu beenden, ohne rückfällig zu werden. Zudem verzichtete er vollständig auf den Konsum von Drogen. Daraufhin nahmen ihn seine Großeltern erneut in ihrem Haushalt auf. Anton setzte seinen Besuch der höheren Handelsschule fort und beendete diese erfolgreich. Er machte zwei Praktika in einer Apotheke, die ihm daraufhin einen Ausbildungsplatz als Pharmazeutisch-technischer Assistent vermittelte. Nach dem ersten Ausbildungsjahr zog er in eine eigene Wohnung in der direkten

Nachbarschaft seiner Großeltern. In dieser gesamten Zeit hielt er sich wöchentlich in den Räumen seiner Gemeinde auf und wurde zu einem aktiven und begeisterten Mitglied.

3.3.2.8 Fazit

Von Geburt an wuchs Anton ohne Kontakt zu seinem Vater auf und lebte in einem gemeinsamen Haushalt mit seiner Mutter und seinen Großeltern. Auch wenn die Migration der Familie für Anton aufgrund seines jungen Alters möglicherweise keinen unmittelbaren biografischen Bruch darstellte, so verkomplizierten sich dessen Lebensumstände doch mittelbar aufgrund der notwendigen Umorientierung seiner Familie in der BRD. Auch die späteren mehrfachen Umzüge beeinflussten Antons Kindheit im Sinne einer grundlegenden Diskontinuität und der Notwendigkeit, sich jeweils neu zu orientieren. Bereits im Kindesalter wurde Anton häufig von seinen Großeltern, insbesondere von seiner Großmutter, beaufsichtigt. In den folgenden Jahren schien sich daraus ein enges Verhältnis entwickelt zu haben, welches sich in der Darstellung im Interview widerspiegelt. Dementsprechend beschreibt Anton die erste Trennung von seinen Großeltern, nachdem diese berufsbedingt umgezogen waren, als einen tiefen Einschnitt. Dass Anton kurz darauf erstmals eine psychotherapeutische Behandlung durchlief, scheint diese Annahme zu belegen.

Zugleich wurde er im Haushalt seiner Mutter mit belastenden Situationen konfrontiert, wie etwa deren Alkoholismus oder den Konflikten mit deren Partnern. Das problematische Konsumverhalten seiner Mutter griff Anton bereits im frühen Jugendalter als Bewältigungsstrategie auf und machte durch den Konsum von Alkohol, Zigaretten und Cannabis auf sich aufmerksam. Der mangelnde erzieherische Einfluss seiner Mutter zeigte sich auch dadurch, dass Anton vor allem im schulischen Kontext eine geringe Normkenntnis offenbarte. Der Umstand, dass Anton den Konsum von Cannabis und Alkohol auf der Darstellungsebene auch heute noch als logische Konsequenz schulischer Probleme beschreibt, verdeutlicht, dass ihm kaum alternative Bewältigungsstrategien bekannt waren. Ein Konflikt mit einem Partner seiner Mutter veranlasste Anton schließlich zum Auszug aus deren Haushalt, woraufhin er bei seinen Großeltern unterkam. In der folgenden Zeit besserten sich seine schulischen Leistungen deutlich, sodass er schließlich auf eine höhere Handelsschule wechselte. Aufgrund der dortigen hohen Leistungsanforderungen fiel Anton jedoch in alte Handlungsmuster zurück und begann erneut Drogen (v.a. Cannabis und Amphetamine) zu konsumieren.

Obwohl Anton nach dem Abbruch der Schule im Betrieb seines Großvaters angestellt wurde, setzte er den Drogenkonsum fort. Die daraufhin von seinem Großvater ausgesprochene Kündigung führte höchstwahrscheinlich

zu einem Bruch mit diesem, was möglicherweise Antons relativ einseitig auf seine Großmutter fokussierte Thematisierung der Großeltern mitbegründet. Dass Anton angesichts seiner problematischen Erlebnisse während seines Wehrdienstes auf den Konsum von Cannabis und anderen Drogen zurückgriff, verdeutlicht erneut, dass ihm kaum alternative Bewältigungsstrategien zur Verfügung standen. Letztendlich kam es zu einem psychischen Zusammenbruch, der eine Einweisung in die Psychiatrie notwendig machte.

Dementsprechend scheint es aus heutiger Sicht auch nicht ausreichend, Antons Drogenkonsum und seine schizophrene Erkrankung als alleinige Ursachen seiner Erwerbslosigkeit zu betrachten. Diese war offensichtlich auch dadurch bedingt, dass Anton schlichtweg keine praktikablen Handlungsalternativen zur Verfügung standen. Insbesondere ohne den strukturgebenden Rückhalt seiner Großeltern geriet Anton jedes Mal aufs Neue ins Trudeln. Dessen Rückhalt war jedoch nicht bedingungslos gegeben, sondern war insbesondere vonseiten seines Großvaters an gewisse berufliche und schulische Voraussetzungen gebunden.²⁰¹ Antons Hinwendung zum christlichen Glauben evangelikaler Prägung bietet ihm demnach eine klare Orientierung und vermittelt ihm eindeutige Vorgaben der Lebensführung, die er offensichtlich benötigt. Dank dieser war es ihm schließlich auch möglich, erneut die Schule zu besuchen und schließlich eine Ausbildung zu beginnen. Seine aktuelle biografische Selbstsicht ist durch eine grundlegende Hinwendung zum christlichen Glauben gekennzeichnet und geht offensichtlich mit dem Anspruch einher, alle Verfehlungen der Menschen in seinem Umfeld zu vergeben. Obwohl Anton ähnlich wie seine Mutter immer wieder phasenweise ins Wanken gerät, scheint er einen grundlegenden biografischen Wandlungsprozess durchlaufen zu haben, der es ihm möglicherweise erlaubt, seine Lebensführung dauerhaft zu stabilisieren.

3.3.3 *Kontrastierung: Familie Michel*

Im kontrastiven Vergleich der Lebensgeschichten von Irene und Anton Michel ergeben sich insgesamt vier übergeordnete Strukturhypothesen. Von zentraler Bedeutung ist demnach die Migrationserfahrung der Familie, welche sich direkt auf die Lebensgeschichte von Irene und indirekt auch auf die ihres Sohnes Anton auswirkt.²⁰² (1) Für Irene resultierte daraus ein Sta-

201 Dies zeigt sich auch daran, dass Antons Mutter Irene aufgrund ihrer beruflichen und privaten Probleme keine weitere Unterstützung ihrer Eltern mehr erhält.

202 Im Falle von Irene Michel überlagert die Migrationserfahrung in vielerlei Hinsicht die Familienorientierung, sodass diese weniger strukturgebend ist als in den Familien James und Bauer. Auch Irenes Partnerwahl ist nicht so strukturgebend wie etwa bei Andrea Bauer. Ihre Lebensgefährten dienen eher als Orientierungs- und Unterstützungsmöglichkeit und stehen in einem engen Zusammenhang zu ihrem Alkoholkonsum. Strukturgebend im Sinne eines übergeordneten Strukturaspekts sind diese jedoch nicht.

tusverlust, der als Nichtanerkennung ihrer Bildung und ihrer deutschen Abstammung väterlicherseits thematisiert wird. (2) Andererseits zeigt sich ein Verlust von Zugehörigkeit und Orientierung aufgrund von Irenes Herauslösung aus ihrem früheren sozialen Kontext in Russland, der durch ein Zerwürfnis mit ihren Eltern verstärkt wird. Daraus resultiert letztlich (3) eine Alkoholabhängigkeit, die anfangs vor allem als Bewältigungsstrategie funktionierte, letztlich jedoch in eine Verlaufskurve des biografischen Erleidens führte und somit selbst zum biografischen Prozessor wurde. Letzteres wird schließlich auch für Antons Lebensgeschichte strukturgebend, da er bereits von klein auf den Konsum von Alkohol als Bewältigungsstrategie kennenlernte. Ein Rückgriff auf den Konsum von Drogen und Alkohol wurde schließlich auch von ihm als legitime Form der Problembearbeitung aufgegriffen. (4) Antons Lebensgeschichte war von Beginn an von großer Diskontinuität gekennzeichnet, woraus höchstwahrscheinlich ein großes Bedürfnis nach Struktur und Sicherheit resultiert. Wie all diese Strukturmerkmale miteinander im Zusammenhang stehen, und wie sie sich auf den Umgang mit Sozialleistungen und mögliche Ausstiegsperspektiven auswirken, soll im Folgenden dargestellt werden.

Mit Irenes Migration im Alter von 23 Jahren gingen eine Entwertung ihres sozialen Status und ein Anerkennungsverlust einher (**Strukturhypothese 1**). In der Sowjetunion hatte sich Irene als Teil der Mehrheitsgesellschaft erfahren. Sie hatte ihre Schullaufbahn erfolgreich abgeschlossen, war sozial in mehrfacher Hinsicht gut eingebettet (Ballett, Musikschule, Pionierlager, Studierendenband „Opera“) und hatte ein Studium begonnen (auch wenn sie dieses letztlich abbrach). Demgegenüber musste sie in Deutschland immer wieder ihren Bildungshintergrund legitimieren und die deutsche Abstammung ihrer Familie väterlicherseits hervorheben. Mehrfach berichtete sie im Interview von Erfahrungen der Nichtanerkennung ihres sozialen Status und ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft. Dies zeigte sich auch daran, dass sie im Interview darum bemüht war, mir gegenüber ihr „Deutschsein“ anhand ihres Wissens über deutsche Literatur und Musik zu belegen. Auch durch ihr Vorwissen im pädagogischen Bereich versuchte Irene, ihren sozialen Status in Deutschland wiederherzustellen. Erwerbsarbeit sollte ihr demnach vor allem als Möglichkeit dienen, Anerkennung zu erlangen. Irenes Vater war es sowohl in der Sowjetunion als auch nach der Migration in die BRD durch großen Arbeitseinsatz gelungen, sich einen gewissen Status zu erarbeiten. Irene hatte somit gelernt, dass ein Statuserwerb durch entsprechende berufliche Anstrengungen zu erreichen ist. In der pädagogischen Tätigkeit hebt sie vor allem die Anerkennung ihrer Fähigkeiten durch die Kinder- und Jugendlichen aber auch die Wertschätzung ihrer Arbeit durch ihre Kolleginnen und Kollegen hervor. Im Jugendzentrum kochte sie traditionelle Gerichte aus Russland, gab Gitarrenunterricht und erfuhr sich als erste Ansprechpartnerin für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Bei der

Berufswahl entschied sie nicht nach der Sicherheit und Höhe ihres Einkommens, sondern versuchte um jeden Preis, an ihre vor der Migration begonnene Ausbildung zur Pädagogin und ihr bereits gefestigtes Bild ihrer eigenen beruflichen Identität anzuknüpfen.

Das zweite strukturgebende Merkmal in Irenes Lebensgeschichte ist ihr migrationsbedingter Verlust von Zugehörigkeit und Orientierung (**Strukturhypothese 2**). Da ihr der Zugang zu anderen Bereichen des sozialen Lebens in Deutschland verwehrt blieb, versuchte sie neue Formen der Zugehörigkeit im weitgehend abgeschlossenen Kneipenkontext zu finden. Auch die Partnerschaften, die sie in diesem Zusammenhang einging und in denen sie mit deutlich älteren Männern zusammenlebte, können mit ihrem Wunsch nach Orientierung und Zugehörigkeit begründet werden. Irenes Ausführungen diesbezüglich wecken zumindest eher Assoziationen zu einem Vater-Tochter-Verhältnis als zu reziproken Liebesbeziehungen. Vor allem der regelmäßige Alkoholkonsum erwies sich letztlich als eine unangemessene Bewältigungsstrategie, die dazu führte, dass Irene keine weitere Unterstützung von ihren Eltern erhielt und somit noch weiter sozial isoliert wurde. Irenes Beitritt in eine freikirchliche Religionsgemeinschaft kann als funktionales Äquivalent zum Kneipenkontext betrachtet werden. Hier fand sie eine ähnlich geschlossene und klar strukturierte Form der Zugehörigkeit, wodurch ihr ein Ausstieg aus der Alkoholiker*innen-Szene möglich wurde.

Irenes migrationsbedingte Verunsicherung und ihr berufliches und soziales Auf und Ab wirkten sich letztendlich auch auf ihren Sohn Anton aus. Konfrontiert mit mehreren krisenhaften Lebensereignissen wurde die Suche nach Sicherheit und Kontinuität in vielerlei Hinsicht bestimmend für seine Lebensgeschichte (**Strukturhypothese 4**). Anton war zwischen dem Haushalt seiner Mutter und dem seiner Großeltern hin und her gerissen und musste sich an zwei unterschiedlichen Referenzrahmen orientieren. Irenes Ringen um Anerkennung ihres sozialen Status in Deutschland führte dazu, dass Anton häufig nur an zweiter Stelle stand. So berichtet sie zwar einerseits von ihrem großen Engagement im pädagogischen Bereich und ihrem Interesse an Kindern, war jedoch andererseits kaum dazu in der Lage, ihrem Sohn die nötigen Normkenntnisse (etwa im schulischen Bereich) zu vermitteln. Durch den Umzug der Großeltern nach Bamberg fiel eine weitere wichtige Stütze für Anton weg. Das Zusammenleben mit seiner Mutter beschreibt er überwiegend als höchst problematisch. Wohl als Resultat dessen machte er in der Schule vermehrt durch sein Verhalten auf sich aufmerksam und griff letztendlich auf Alkohol, Cannabis und Zigaretten zurück. Dass Anton nach seinem Zusammenbruch einer überschaubaren freikirchlichen Gemeinde mit klaren Regeln beiträt, scheint ebenfalls durch sein Bedürfnis nach Sicherheit und Kontinuität bedingt zu sein.

Obwohl der Konsum von Alkohol und Drogen für beide Generationen der Familie Michel eine relevante strukturgebende Bedeutung hat (**Strukturhypothese 3**), erfüllt er zwei unterschiedliche biografische Funktionen. Für Irene eröffnete der Alkoholkonsum den Zugang zu einer Form der Zugehörigkeit, wurde letztlich jedoch zu einem eigenständigen biografischen Prozessor. Ihr regelmäßiger Alkoholkonsum muss als wahrscheinlichste Ursache ihrer zahlreichen Ausbildungsabbrüche angenommen werden und führte zu sozialer Isolation und schließlich zum Zusammenbruch. Anton lernte den Konsum von Suchtmitteln schon in seiner Kindheit als legitimes Mittel zur Bewältigung krisenhafte Lebensereignisse kennen. Nutzte er ihn möglicherweise anfangs noch eher experimentell und machte dadurch auf seine prekäre Situation aufmerksam, so diente ihm dieser spätestens seit seinem Besuch der höheren Handelsschule als Bewältigungsstrategie. Als er schließlich im Rahmen seines Wehrdienstes erneut auf den Konsum von Cannabis, Amphetaminen und anderen Drogen zurückgriff, um den dortigen Belastungen zu begegnen, kam es zum Zusammenbruch. Möglicherweise hätte dieser verhindert werden können, hätte Anton frühzeitig Gelegenheit erhalten, alternative Bewältigungsstrategien zu erlernen. Die Therapieversuche in Schule und Grundschule sowie die Interventionen seiner Großeltern konnten ihm jedoch offensichtlich keine alternativen und praktikablen Bewältigungsstrategien vermitteln. Dies gelang ihm erst, nachdem er Teil einer evangelikalischen Freikirche wurde. Antons Gegenwartsperspektive ist dementsprechend stark von seinem neu erlangten christlichen Glauben geprägt. Dieser leitete offenbar einen biografischen Wandlungsprozess ein und eröffnete Anton die Möglichkeit, die biografischen Unsicherheiten seiner Kindheit und Jugend sinnhaft in eine positive Interpretation seiner Lebensgeschichte umzudeuten. Zwar hat der Konsum von Alkohol und Drogen sowohl für Irene als auch für Anton Auswirkungen auf die biografische Gesamtstruktur, er stellt jedoch gewissermaßen einen Unteraspekt bzw. ein Resultat der übrigen benannten Strukturmerkmale dar. Als Bewältigungsstrategie wird er zwar immer wieder strukturgebend, gesamtbiografisch ergibt er sich jedoch erst aus den Erfahrungen krisenhafter Lebensereignisse und dem Wunsch nach Zugehörigkeit und Orientierung.

Ohne den Bezug von Sozialleistungen wären sowohl Irene als auch ihr Sohn Anton möglicherweise noch weiter sozial abgerutscht. Insbesondere während ihrer Zeit in der gemeinsamen Bedarfsgemeinschaft könnte der Bezug von Sozialleistungen den einzigen Schutz vor einem völligen Zusammenbruch dargestellt haben. Zugleich ermöglichte es die Bereitstellung eines solchen rettenden Netzes, dass ein an sich dysfunktionales Familienkonstrukt über lange Zeit aufrechterhalten wurde. Ohne ergänzende Hilfsangebote führte dies lediglich zu einer Konservierung der Lebensumstände, nicht aber zu deren Verbesserung.

Möglicherweise hätte eine frühzeitige Integration und Anerkennung der Familie in Deutschland den Rückgriff auf inadäquate Bewältigungsstrategien wie die Einbindung im Kneipenkontext verhindert. Ohne entsprechende Unterstützungsangebote mussten sich Irene und Anton jedoch eigene Bewältigungsstrategien erarbeiten. Diese erwiesen sich letztlich nicht nur als ineffektiv, sondern entwickelten ein eigenes Verlaufskurvenpotenzial, welches zum Zusammenbruch der labilen Ordnung und somit in die Armut führte. Als Ausweg wählten beide den Beitritt in freikirchliche Gemeinden. Der Religionskontext bietet Irene die Möglichkeit, Zugehörigkeit zu erfahren, im Haushalt der Pastorin eine Anerkennung ihrer pädagogischen Fähigkeiten zu finden und klare Vorgaben der Lebensführung zu erhalten. Anton ermöglicht er einerseits, in ein positives Verhältnis zu seinem früheren Leben zu treten und biografische Kontinuität herzustellen sowie andererseits, alternative Bewältigungsstrategien zum Drogenkonsum zu erlernen. In beiden Fällen scheint die Religionsgemeinschaft genau die Ressourcen bereitzustellen, die sowohl Irene als auch Anton benötigen, um ihr Leben neu zu ordnen. Dank dieser Stabilität war es zumindest Anton möglich, erneut in das Erwerbsleben einzusteigen.

4. Komparative Analyse der rekonstruierten Strukturaspekte

Am Anfang dieser Untersuchung stand die Frage nach den biografischen Ursachen und Zusammenhängen der intergenerationalen sozialen Reproduktion von Armut. Dabei sollten nicht nur die familialen Sozialisationsprozesse Berücksichtigung finden, sondern auch das sich in den Biografien abzeichnende Verhältnis familialer und gesellschaftlicher Einflussfaktoren. In den vergangenen Kapiteln konnten die Lebensgeschichten von Personen im Leistungsbezug über zwei Generationen hinweg nachvollzogen und innerfamiliär miteinander verglichen werden. Dabei ließen sich Hypothesen hinsichtlich unterschiedlicher zentraler Aspekte rekonstruieren, die die Biografien der untersuchten Familienmitglieder strukturieren und spezifische Anforderungen an eben diese stellen.

Eine Typenbildung, wie sie üblicherweise am Ende einer biografischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal (1995) steht, würde die Verwobenheit all dieser Aspekte möglicherweise nicht ausreichend berücksichtigen. Da eine Typenbildung i.d.R. darauf zielt, das „Typische“ eines Falles zu rekonstruieren (vgl. ebd. 210), führt sie fast zwangsweise zu einer Engführung der Ergebnisse auf die Eigenständigkeitsmerkmale distinkter Typen. Demgegenüber bietet das Modell der Strukturaspekte, wie es von Miethel et al. (2015: 92ff.) vorgestellt wird, eine Möglichkeit, die fallübergreifende Verwobenheit einzelner Aspekte aufzuzeigen, die für die zuvor rekonstruierten Einzelfälle zentral erscheinen. Das Konzept der Strukturaspekte liegt dadurch gewissermaßen quer zur Möglichkeit einer Typologie.²⁰³ Diese Art der Darstellung vermag es, die fallübergreifenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den biografisch und familial relevanten Themenkomplexen zu antizipieren und in ihrer Verflechtung und Ambivalenz nachzuvollziehen.

Im Folgenden werden die für die einzelnen Familien gewonnenen Erkenntnisse komparativ miteinander in Verbindung gesetzt und unter Berücksichtigung zusätzlicher Globalanalysen²⁰⁴ weiter ausgearbeitet. Dabei geht es einerseits darum, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der zuvor erarbeitete-

203 Eine solche hätte die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung derart verflacht, dass sie als Alternative ungeeignet scheint.

204 Das Konzept der Globalanalysen wurde bereits im Methodenteil dieser Arbeit vorgestellt (vgl. Kap. 2.4). Es handelt sich dabei um eine verkürzte Form der Auswertung, die nicht gesondert dargestellt wird, sondern jeweils nur hinzugezogen wird, sofern sie eine neue Facette eines bereits gefundenen empirischen Phänomens beleuchtet. Ist ein Strukturaspekt auch ohne weitere Globalanalysen ausreichend ausdifferenziert und würden diese lediglich eine Wiederholung bedeuten, dann wird auf deren Darstellung verzichtet (dies gilt beispielsweise im Falle des ersten benannten Aspekts).

ten Strukturhypothesen herauszuarbeiten,²⁰⁵ andererseits werden theoretische Konzepte und vergleichbare Studien hinzugezogen, die eine weitere Ausdifferenzierung der zuvor beschriebenen Strukturmerkmale erlauben.²⁰⁶

4.1 Erwerbslosigkeit und Erwerbsorientierung

In fast allen fallrekonstruktiv ausgewerteten Interviews zeigte sich die große biografische Bedeutung der Erwerbsorientierung. In Abhängigkeit von der subjektiven Bedeutung, welche Erwerbsarbeit aus Sicht der interviewten Personen zukommt, ergeben sich Konsequenzen für das Leben in der Erwerbslosigkeit und hinsichtlich der Frage, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit es zu einem Wiedereintritt in Arbeit kommen kann.

(Nicht-)Erwerbsarbeit als Teil einer Kosten-Nutzen-Kalkulation

Für *Maria James* wird der Wert von Erwerbsarbeit vor allem zweckrational bemessen. Berufstätig zu werden, lohnt sich demnach nur unter der Voraussetzung, dass die persönlichen Kosten in einem angemessenen Verhältnis zum erwarteten (primär monetären) Nutzen stehen. Übersteigen die persönlichen Kosten den Nutzen, so ist es nur konsequent, den Bezug von Sozialleistungen einer Erwerbstätigkeit vorzuziehen. Dies bedeutet nicht, dass ein Beruf grundsätzlich keine sinnstiftende Funktion für *Maria* haben kann. Angesichts der Vorrangigkeit ihrer Familienorientierung betrachtet sie Erwerbsarbeit jedoch primär hinsichtlich ihres monetären Nutzens für sich und ihre Kinder.

Von ihrer Tochter *Celina James* wurde diese Einstellung weitgehend übernommen. Auch sie wog jeweils genau ab, inwieweit der Abschluss einer Ausbildung oder der frühzeitige Wiedereintritt in das Erwerbsleben nach der Geburt ihres Kindes subjektiv sinnvoll erscheint. Dementsprechend zog sie es zeitweise vor, eine Aushilfstätigkeit im Einzelhandel auszuüben, anstatt ihre Energie in den Abschluss einer Ausbildung zu investieren. Letzteres wäre zumindest anfangs mit einem geringeren Einkommen bei einem größeren persönlichen Aufwand verbunden gewesen.

205 Die strukturgebende Funktion des Alkohol- und Drogenkonsums, welche sich bei *Irene* und *Anton Michel* finden ließ (vgl. Kap. 3.3.3), soll dabei allerdings nicht gesondert betrachtet werden, sondern fließt als Bearbeitungsform und Unteraspekt in die Beschreibung der übrigen Struktur Aspekte ein. Verlaufskurven des biografischen Erleidens als Resultat unpassender Bewältigungsstrategien können eine massive Strukturwirkung auf die Lebensgeschichte haben (vgl. Schütze 1981). Sie wirken jedoch vor allem als Bearbeitungsformen und Symptome der hier beschriebenen übergeordneten Struktur Aspekte.

206 Eine tabellarische Darstellung der Struktur Aspekte findet sich im Anhang dieser Untersuchung.

In beiden Fällen steht der persönliche Stellenwert der Familie deutlich über dem der Erwerbsarbeit, weshalb letztere oftmals nachrangig behandelt wird. Dies kann jedoch auch als eine Form des Selbstschutzes betrachtet werden, da dadurch beispielsweise eine prekäre Beschäftigung verhindert wird. Eine ähnliche Form der Erwerbsorientierung wird auch in einer aktuellen Studie von Dörre et al. (2013) beschrieben. Insbesondere der Grundtypus der „Nicht-Arbeiter*innen“ (ebd.: 182) weist einige Parallelen zu den Erwerbsorientierungen von Maria und ihrer Tochter Celina auf. Kennzeichnend für diesen Typus ist, dass sich die Identitätskonzepte der betroffenen Personen nicht primär am Erwerbsleben orientieren. Stattdessen entwickeln sie alternative Lebensentwürfe, welche beispielsweise die Mutterrolle in das Zentrum des alltäglichen Lebens rücken (vgl. ebd.: 182ff.). Erwerbsarbeit ist laut Dörre et al. keine relevante Bezugsgröße (mehr) im Leben der Betroffenen. Vielmehr ist deren Lebensrealität nahezu selbstverständlich von Erwerbslosigkeit gekennzeichnet, die kaum noch Schamgefühle auslöst (vgl. ebd.: 183). Dörre et al. interpretieren diesen Typus jedoch entweder als Resultat mangelnder beruflicher Chancen, die oftmals erst nach Jahren zu einer Abkehr von der hegemonialen Erwerbsnorm führen, oder als Ziellosigkeit von Personen, die bislang keinen lebenspraktischen Bezug zu regulärer Erwerbsarbeit entwickeln konnten (vgl. ebd.: 184). Nicht ausreichend berücksichtigt wird dabei, dass sich eine Kosten-Nutzen-Erwerbsorientierung auch als Resultat einer entsprechenden Familientradition entwickeln kann. So hatte zum Beispiel Celina James, die Tochter von Maria, mehrfach Gelegenheit, mit einer qualifizierten Ausbildung auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Aus biografischer Sicht wäre es daher falsch, sie aufgrund eines Mangels an Chancen als desillusioniert zu beschreiben. Vielmehr setzt sie eigene Prioritäten und folgt damit einer Familientradition, die sich bereits für ihre Mutter als funktional erwiesen hatte.²⁰⁷ Erwerbsarbeit kann in dieser Tradition durchaus eine relevante Bezugsgröße sein – sofern sie sich im Kontext des Familienarrangements als sinnvoll erweist.

Erwerbsarbeit als Möglichkeit des Statuserwerbs

Demgegenüber stellt Erwerbsarbeit für *Andrea Bauer* eine wichtige Voraussetzung des sozialen Status und der sozialen Wertschätzung dar (vgl. Kap. 3.2.3). Die berufliche Stellung ist für sie die Basis gesellschaftlicher Respektabilität. Bereits zuvor wurde diesbezüglich auf Parallelen zum Milieukonzept von Vester et al. (2001) hingewiesen. Diese stellen fest, dass Arbeit für Familien aus dem „kleinbürgerlichen Milieu“ einen hohen Stellenwert einnimmt, insbesondere unter den Gesichtspunkten des sozialen Status und der sozialen Einordnung (vgl. ebd.: 519). Auch von *Andrea Bauer* wird ein

²⁰⁷ Auch würde ein beruflicher Aufstieg für Celina die Gefahr bedeuten, sich vom Herkunftsmilieu ihrer Familie zu distanzieren. Da diese jedoch einen enorm hohen Stellenwert für sie hat, wäre dies eher unwahrscheinlich.

enger Zusammenhang zwischen der Art der Erwerbstätigkeit und dem sozialen Status der Familie hergestellt. Momente der Selbstverwirklichung durch Arbeit treten dahingegen eher in den Hintergrund. Dass diese Orientierungen auch nach dem sozialen Abstieg der Familie bestehen bleiben, verdeutlicht die Persistenz milieuspezifischer Orientierungsmuster. Aufgrund der großen Statusrelevanz von Arbeit wird Erwerbslosigkeit für Andrea deutlich eher zu einem Problem als für Maria oder Celina James. Für sie bedroht die Arbeitslosigkeit ihres Mannes die Respektabilität der Familie. Da eine Erwerbsbeteiligung von ihr als Ehefrau in dem Rollenmodell der Familie nicht vorgesehen war, ist sie abhängig vom Erwerbsstatus ihres Mannes.

Auch für *Irene Michel* steht Erwerbsarbeit in einem engen Zusammenhang mit ihrem sozialen Status in Deutschland. Bei ihr geht es jedoch nicht so sehr darum, eine bestimmte Milieuzugehörigkeit zu bewahren, sondern rechtliche und soziale Anerkennung durch die deutsche Bevölkerung zu erhalten. Mit der Migration aus der Sowjetunion hatte sie nicht nur ihren gesellschaftlichen Status eingebüßt, sondern sah sich zudem damit konfrontiert, dass ihre Zugehörigkeit als gleichwertiges Mitglied der deutschen Gesellschaft grundlegend infrage gestellt wurde. Daher war sie darum bemüht, ihren sozialen Status, den sie mit der Migration eingebüßt hatte, wiederzuerlangen. Für sie ist die Art ihrer Tätigkeit wichtiger als die Höhe des Einkommens. Deutlich zeigt sich dies daran, dass sie über Jahre hinweg mit allen Mitteln versuchte, im pädagogischen Bereich Fuß zu fassen. Diese starre Festlegung verhinderte letztlich eine dauerhafte Beschäftigung und führte dazu, dass sich Irene nicht mit einem anderen Arbeitsfeld arrangieren konnte. Verstärkt wurde diese Problematik durch ihren langjährigen Alkoholkonsum, der eine Anstellung in ihrem Wunscharbeitsfeld unmöglich machte.

Auch in diesen beiden Fällen bietet sich eine Bezugnahme auf die von Dörre et al. (2013) beschriebenen Typen unterschiedlicher Erwerbsorientierungen von Leistungsbeziehenden an. Sowohl für Andrea als auch für Irene scheint der Staterwerb durch Erwerbsarbeit eine zentrale Bedeutung zu haben. So weist beispielsweise der Typus der „Als-ob-Arbeiter*innen“ einige Parallelen zur Erwerbsorientierung von Irene Michel auf. Personen, die diesem Typus zugeordnet werden, zeigen sich laut Dörre et al. nach außen hin darum bemüht, den Anschein zu erwecken, sie würden einer Normalbeschäftigung nachgehen, selbst wenn es sich um ein unbezahltes Praktikum oder eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) handelt (vgl. ebd.: 159ff.). Sie wissen um die normative Bedeutung von Erwerbsarbeit, sind sich aber zugleich dessen bewusst, dass ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt eher schlecht sind. Daher suchen sie sich alternative Formen der Beschäftigung, etwa im ehrenamtlichen Bereich, in Praktika und anderen Arbeitsgelegenheiten, und deuten diese als vollwertige Beschäftigungsverhältnisse um (vgl. ebd.: 159f.). Demgegenüber war es im Falle von Irene Michel aufgrund ihres Alkoholkonsums allerdings schließlich unmöglich

geworden, eine derartige Fassade aufrechtzuerhalten. Biografisch zeigt sich somit, dass das ständige Ringen um eine sozial anerkannte Fassade nur schwer zu bewerkstelligen ist und die Wahl unpassender Bewältigungsstrategien begünstigen kann. Die prekäre Beschäftigung in mehreren aufeinanderfolgenden Praktika und Minijobs birgt ein Verlaufskurvenpotenzial, welches zu einem Zusammenbruch des instabilen Erwerbsmodells führen kann. Zentrale Aspekte der Erwerbsorientierung von Andrea Bauer finden sich dahingegen am ehesten in dem ebenfalls von Dörre et al. herausgearbeiteten Subtypus der „resignierten Nicht-Arbeiter*innen“ wieder. Kennzeichnend für diesen Subtypus sind beispielsweise ein leidvolles Erleben der Erwerbslosigkeit, sozialer Rückzug und das Fehlen einer aktiven Reintegrationsstrategie (vgl. ebd.: 198ff.). Entgegen dieser Studienergebnisse kann Andrea Bauer zwar ihre Erwerbslosigkeit nach außen, aufgrund der Pflegebedürftigkeit ihres Mannes, legitimieren, zugleich ist es ihr jedoch nicht möglich, sich mit dem Gefühl der Überflüssigkeit zu arrangieren. Andreas biografisch nachvollziehbare Resignation erweist sich letztlich vor allem als Folge eines nicht erfüllbaren Anspruchs. Erwerbslosen, die angesichts ihrer Lebensumstände resignieren, stehen demnach nicht zwangsweise weniger Chancen zur Verfügung als anderen Menschen in Armut. Vielmehr klaffen Erwartungen und Realität so weit auseinander, dass daraus eine Handlungsunfähigkeit resultieren kann. Derartige biografische Ambivalenzen von Erwerbsorientierungen lassen sich jedoch in Typenmodellen wie denen von Dörre et al. (2013) nur unzureichend nachvollziehen.

Erwerbsarbeit als Strukturgeber

Anton Michel ordnet seine Erwerbstätigkeit vor allem seiner Suche nach Orientierung und klaren Strukturen unter (vgl. Kap. 3.3.2). Seine erste Anstellung im Betrieb seines Großvaters bot ihm eine Möglichkeit, Stabilität zu erlangen und die Verunsicherung durch den Schulabbruch aufzufangen. Die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Anton kann demnach auch durch das biografische Vorbild seines Großvaters begründet sein. Dieser war, ebenso wie seine Großmutter, seit Antons Kindheit eine wichtige Bezugsperson für ihn und diente aufgrund seines erfolgreichen beruflichen Werdegangs als Garant für Sicherheit und Stabilität für die gesamte Familie. In diesem Sinne zeichnet sich eine Tradierung der Erwerbsorientierung von der Generation der Großeltern an Anton ab, da sich Antons Mutter aufgrund ihres brüchigen Erwerbsverlaufs deutlich weniger als Vorbild anbot. Auch Antons Wechsel zur Bundeswehr kann als Suche nach einem sicheren Orientierungsrahmen mit klaren Vorgaben interpretiert werden. Seine Ausbildung zum Pharmazeutisch-technischen Assistenten ermöglichte ihm letztlich eine längerfristige Perspektive auf ein geregelteres Leben.

Bereits in der Marienthal-Studie wurde ausführlich auf den durch die Arbeitslosigkeit bedingten – vor allem zeitlichen – Strukturverlust von Familien hingewiesen (vgl. Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975: 83-93). Erwerbsarbeit wirkt durch die soziale Organisation der Zeit- und Sinnstruktur des Alltags vergesellschaftend (vgl. Kronauer/Vogel/Gerlach 1993: 36ff.). Antons Einbindung in einen religiösen Kontext bietet sich angesichts dessen als funktionales Äquivalent an und ermöglicht ihm auch ohne Erwerbstätigkeit eine Einbindung in Sicherheit gebende Strukturen. Dennoch zeigt er sich nach wie vor um eine „Wiederherstellung berufsbiografischer Normalität“ bemüht, die von Vonderach, Siebers und Barr (1992) als eigenständiger Typus der Bewältigung von Arbeitslosigkeit herausgearbeitet wurde. Charakteristisch für Personen dieses Typus ist demnach, dass diese sich mit der Gefahr konfrontiert sehen, Handlungsautonomie und Alltagsstruktur zu verlieren. In einigen Fällen resultiert daraus eine negative Verlaufskurve, die in einer als existenzgefährdend empfundenen Krise mündet. Auf der biografischen Ebene ist diese unter anderem durch eine lebensgeschichtliche Phasentrennung in positive und negative Lebensabschnitte gekennzeichnet (vgl. ebd.: 171ff.). Auch von Anton wird eine derartige Trennung anhand seiner „Bekehrung“ zum christlichen Glauben vollzogen. Seine Lebensgeschichte scheint jedoch wesentlich stärker zweigeteilt zu sein, als dies von Vonderach, Siebers und Barr (1992) im Hinblick auf die Wiederherstellung berufsbiografischer Normalität herausgearbeitet wurde. Vielmehr zeigt sich an Antons Fall, dass Themen wie Migration und Substanzmissbrauch, die jenseits der Berufsbiografie liegen, berufliche Veränderungen überlagern können. Vor allem Antons Konversion zum evangelikalen Glauben stellt eine grundlegende Transformation seiner vorherigen krisenhaften Erfahrungen dar, die berufsbiografische Veränderungen lediglich als positiven Nebeneffekt erscheinen lassen.²⁰⁸

Diffuse Erwerbsorientierung

Für *Katja Bauer* ist die biografische Funktion von Erwerbsarbeit nur schwer zu fassen. Dies scheint einerseits dadurch bedingt zu sein, dass ihre Eltern keine passenden berufsbiografischen Vorbilder bieten, andererseits zeigt Katja angesichts der erfahrenen Exklusion im Stadtteil ein starkes Rückzugsverhalten, welches ein Hindernis für ihre berufliche Entwicklung bedeutet. Sie wird derzeit innerhalb berufsvorbereitender Maßnahmen prozessiert und erfährt sich selbst als wenig handlungsfähig. Dennoch versucht sie, sich eine eigene Erwerbsorientierung in Abgrenzung zu ihren Eltern und anhand

208 Die Funktion der Konversion zum Glauben als symbolische Transformation krisenhafter Erfahrungen wurde insbesondere von Wohlrab-Sahr (1999) im Hinblick auf die Konversion zum Islam in Deutschland und den USA herausgearbeitet. Die Fallrekonstruktion von Anton Michel deutet darauf hin, dass sich ähnliche Funktionen für die Konversion zu anderen Religionen finden lassen.

weitverbreiteter Stereotype zu erarbeiten. In ihrer bisherigen Biografie gab es kaum Gelegenheit, die sinn- und strukturgebenden Potenziale von Erwerbsarbeit kennenzulernen. Sie erfährt sich überwiegend als fremdbestimmt durch eine Aneinanderreihung negativer Erfahrungen in Schule und Ausbildung. Dabei zeigt sie sich bemüht, jeden sich anbietenden Orientierungspunkt zu nutzen, indem sie beispielsweise die Autowäsche im Rahmen eines Praktikums in ein bedeutendes Ereignis der eigenen Berufsorientierung umdeutet (vgl. Kap. 3.2.2.7). Möglicherweise könnte Erwerbsarbeit für Katja eine wichtige strukturgebende Funktion erfüllen, wenn es ihr gelingt, diese sinnvoll in ihr Identitätskonzept zu integrieren.

Obwohl Katja Bauers Erwerbsorientierung noch nicht gefestigt scheint, lassen sich einige perspektivische Parallelen zu dem von Mutz et al. (1995) ausgearbeiteten Typus „Keine erwerbsbiographische Orientierung“ ziehen. Weibliche Erwerbsverläufe dieses Typus sind durch eine „normalisierte Instabilität“ gekennzeichnet, in der die berufliche Diskontinuität zu einem festen biografischen Bestandteil geworden ist (vgl. ebd. 251f.). Auch ließe sich an die zuvor zitierten Arbeiten von Vonderach, Siebers und Barr (1992) anknüpfen. Diese konnten einen Typus der „Angestrebten Herstellung einer erwerbsbiografischen Normalität“ herausarbeiten, der sich zwar anfangs um eine kontinuierliche Erwerbsbiografie bemüht, mit der Zeit jedoch immer desillusionierter wird und sich zunehmend an individualistisch-hedonistischen Vorstellungen der Lebensführung orientiert (vgl. ebd.: 174-179). Ob sich Katjas Erwerbsorientierung tatsächlich dahingehend weiterentwickeln wird, lässt sich derzeit nicht absehen. Die Parallelen zu den biografisch ausgearbeiteten Typen von Mutz et al. (1995) und Vonderach, Siebers und Barr (1992) könnten jedoch durchaus darauf hindeuten. In beiden Studien wurde jedoch kein direkter Bezug zur Erwerbsorientierung im Familienkontext hergestellt. Im Fall von Katja Bauer wird hingegen sichtbar, dass die ursprünglich angelegte Berufsorientierung ihrer Eltern nicht übernommen wurde. Dies verweist darauf, wie stark sich externe Faktoren auf die Tradierung bzw. Nicht-Tradierung familial angelegter Erwerbsorientierungen auswirken können. Insbesondere sozialräumliche Aspekte finden in diesen Typen wenig Berücksichtigung, obwohl sich im Falle der Familie Bauer eine stark sozialräumlich begründete Problematik erkennen lässt. Zudem ist nicht auszuschließen, dass die soziale Isolation der Familie im Stadtteil Katja so stark unter Druck setzt, dass sie entgegen aller Widerstände doch noch einen eigenen Weg findet, einen sozialen Aufstieg zu realisieren.

Fazit

Erwerbsorientierungen stehen letztlich immer auch mit den familiär geteilten Erfahrungen in Verbindung und entwickeln sich im Laufe der Lebensgeschichte. Deutlich zeigt sich, dass die Erwerbsorientierung der Interviewten einen erheblichen Einfluss auf deren Umgang mit Armut haben kann. Eine

Kosten-Nutzen-Orientierung kann vor Ausbeutung und Selbstzweifeln schützen, kann aber zugleich ein Hindernis beim (Wieder-)Einstieg in das Erwerbsleben darstellen. Ebenso kann eine zu starke Orientierung an Erwerbsarbeit zugunsten des Sozialstatus dazu führen, dass die Betroffenen unter ihrer Erwerbslosigkeit leiden, ihre eigene Respektabilität anzweifeln und diese auf anderem Wege zu behaupten suchen. Eine solche Erwerbsorientierung kann jedoch ebenso zum Anlass genommen werden, sich nicht mit der Erwerbslosigkeit zufriedenzugeben und immer neue Anstrengungen zu unternehmen. Für einige kann Erwerbstätigkeit ein wichtiger Strukturgeber sein, der dabei hilft, das alltägliche Leben zu ordnen. Andere wiederum entwickeln keinen Bezug zu den Strukturen des Erwerbslebens und integrieren diese nicht in ihren Lebensentwurf. In der Gesamtsicht zeigt sich, dass Erwerbsorientierungen individuell sehr stark variieren können und zugleich eng mit der Familiengeschichte verbunden sind. Nachvollziehen lassen sie sich nur, sofern der subjektive (familien-)biografische Sinn von Erwerbsarbeit rekonstruiert wird. Sollen sozialpolitische Maßnahmen individuell greifen, muss dieser subjektive Sinn soweit wie möglich berücksichtigt werden.

4.2 Soziale Exklusion und sozialräumliche Segregation

Neben der Erwerbsorientierung der Interviewten scheinen auch die sozialen Zusammenhänge, in denen sie sich verorten, sowie die, von denen sie ausgeschlossen sind, strukturgebend zu sein. Insbesondere räumliche Aspekte spielen in diesem Zusammenhang eine bedeutsame Rolle. So kann eine starre Orientierung an einem Milieu oder Stadtteil das Leben in Armut einerseits erleichtern, andererseits aber auch den Umgang mit Armut deutlich erschweren. Darauf, dass Familien im Leistungsbezug oftmals Erfahrungen sozialer Exklusion machen, wurde bereits in der Exklusionsdebatte der Armutsforschung hingewiesen (vgl. Kap. 1.3.4). Im Folgenden wird aufgezeigt, wie diese Erfahrungen (familien-)biografisch wirken und dass soziale Exklusion und (sozial-)räumliche Segregation subjektiv sehr unterschiedlich interpretiert werden können.

Der Wohnort als unterstützendes Netzwerk

Für *Familie James* stellt der Stadtteil, in dem sie wohnen, seit drei Generationen den Lebensmittelpunkt dar. Die Unterstützung durch das nachbarschaftliche Netzwerk ermöglicht Celina und Maria James trotz relativer Armut ein Leben ohne allzu große persönliche Einschnitte. So wird beispielsweise das Wissen darüber, welche Leistungen von welcher Behörde zu beziehen sind, innerhalb der Familien, aber auch zwischen den Stadtteilbewohner*innen

weitergegeben. Dazu gehört die Unterstützung bei der Suche nach Möbeln oder einer geeigneten Wohnung ebenso wie Hilfe bei der Beantragung von Sozialleistungen. Auch die Erziehung der Kinder wird durch die Unterstützung innerhalb der Familie und des Stadtteils erleichtert. Das Milieu des Stadtteils bietet Orientierung und klare Vorgaben der Lebensführung. Zugleich grenzen sich dessen Bewohner*innen klar von den Milieus außerhalb ihres Stadtteils ab. Das kann im Sinne einer Selbstexklusion den sozialen Aufstieg verhindern, bietet aber auch einen Schutz vor der Abwertung von außen. Insbesondere bei Celina James zeigt sich, dass beruflicher Erfolg nicht nur einen sozialen Aufstieg bedeuten würde, sondern zugleich eine Selbstexklusion aus dem ihr vertrauten (Stadtteil-)Milieu. Das Leben im segregierten Quartier ist somit in sich ambivalent und bedeutet Ausschluss und Teilhabechancen zugleich.

Ähnliche Befunde wurden bereits in der Forschung zu räumlicher Exklusion und Segregation in marginalisierten Stadtteilen formuliert (vgl. Kap. 1.3.4). Bereits in den 1960er Jahren konnte von Herbert Gans (1982) gezeigt werden, dass segregierte Stadtteile nicht ausschließlich Orte sozialer Isolation sind, sondern durchaus auch der Gemeinschaftlichkeit und des Zusammenhalts.²⁰⁹ Das Leben in Armutsquartieren kann zwar einerseits stigmatisierend wirken, andererseits kann es aber auch Ressourcen bereitstellen, die das Leben unter ungünstigen ökonomischen Bedingungen erträglicher machen (vgl. Kronauer 2010: 213). Als Ressource zur Verbesserung und/oder Sicherung der Lebensverhältnisse bietet das Quartier Sicherheit und emotionalen Rückhalt. Es kann aber auch den sozialen Abstieg begünstigen, von informellen Ressourcen abschneiden oder die Selbsthilfefähigkeit seiner Bewohner*innen negativ beeinflussen (vgl. Keim/Neef 2000). Erst aus einer mehrgenerationalen und biografischen Perspektive, wie sie der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt, zeigt sich jedoch, wie stark die Vor- und Nachteile eines Lebens in einem marginalisierten Quartier mit dem familiengeschichtlichen Hintergrund der einzelnen Stadtteilbewohner*innen zusammenhängen. Die familiäre Sozialisation kann demnach großen Einfluss darauf haben, ob das Leben im Armutsquartier als Stigma oder Chance begriffen wird. Zugleich wird in Relation zu anderen Strukturaspekten des Lebens von Familien in Armut deutlich, dass sozialräumliche Aspekte auch einen Einfluss auf Erwerbsorientierungen, Anerkennungsbeziehungen und Familienmodelle haben können.

Der Wohnort als Gegenhorizont

Obwohl *Andrea Bauer* und ihre Familie in einem ähnlichen Stadtteil wie die eben beschriebene Familie James wohnen, setzen sie im Unterschied zu diesen alles daran, keinen Kontakt zu dessen Bewohner*innen aufzubauen.

209 Gans (1982) entwickelte dafür die Bezeichnung „urban villagers“, welche die Dörflichkeit und das familiäre Miteinander der „Slum“-Bewohner hervorhebt.

Tatsächlich lassen sich sogar aktive Bemühungen erkennen, die Zugehörigkeit zum Stadtteil abzuwehren. Grund dafür scheint unter anderem zu sein, dass Andrea nach wie vor an der Zugehörigkeit zu einem Milieu festhält, in das sie nicht mehr sozial eingebunden ist. Anstatt sich in neue Zusammenhänge einzubetten, zieht sie den Rückzug und die soziale Isolation vor. Der Kontakt zu anderen Menschen, die in Armut leben, birgt aus ihrer Sicht die Gefahr, als Teil dieser Gruppe stigmatisiert zu werden. Insofern steht für sie zu befürchten, dass sie unter die Grenze der Respektabilität fallen könnte, welche die mittleren von den unteren sozialen Milieus trennt (vgl. Vester et al. 2001: 27f.). Stattdessen zieht sie sich auf die Familie zurück und vermeidet jeglichen Kontakt zu ihrer neuen Nachbarschaft. Dieses Rückzugsverhalten trägt jedoch letztlich vor allem zur Verschlechterung ihrer Lebensumstände bei.

Während der Rückzug von Andrea und ihrem Mann Herbert aus ihrem sozialen Abstieg resultiert, ist dieser im Falle ihrer Tochter *Katja* fast zum Selbstzweck geworden. Da der Kontakt zu Kindern und Jugendlichen aus dem marginalisierten Stadtteil vonseiten ihrer Eltern geächtet wurde, wuchs *Katja* über viele Jahre hinweg weitgehend isoliert von gleichaltrigen Peers auf. Anstatt als Unterstützungszusammenhang zu fungieren, wie etwa bei Familie James, ist das Leben im marginalisierten Quartier für *Katja* Bauer gleichbedeutend mit sozialer Isolation. *Katja* übernimmt die Distinktionspraktiken ihrer Eltern, ohne jedoch wie diese über einen positiv konnotierten Gegenhorizont zu verfügen. Zum kleinbürgerlichen Herkunftsmilieu ihrer Eltern, an dem sich insbesondere ihre Mutter nach wie vor misst, hat *Katja* selbst kaum lebensweltliche Bezüge.

Auch in anderen Studien, die sich auf den Zusammenhang von sozial-räumlicher Segregation und Armut beziehen, wurde darauf hingewiesen, dass vor allem diejenigen Familien, die um Distinktion bemüht sind, das Leben in marginalisierten Quartieren als prekär erleben. „Fehlende konflikthafte familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen und die rigorose Kontaktvermeidung bis in die nächste Nachbarschaft unterminieren jegliche Form von Hilfe“ (Keim/Neef 2000: 268). Dadurch, dass alle Personen, die in einem Armutsgebiet leben, mit diesem und dessen symbolischen Gehalt identifiziert werden, kann es zudem zu Diskriminierungshandlungen und einem Ausschluss aus wichtigen Lebensbereichen seitens der außenstehenden Bevölkerung kommen. Um Diskriminierungserfahrungen zu vermeiden, kann sich ein Rückzugsverhalten entwickeln, wodurch sich stigmatisierte Leistungsbeziehende nur noch in einem sehr engen Interaktionskreis bewegen (vgl. Farwick 2001: 169f.). Kinder und Jugendliche, die in derartigen Quartieren aufwachsen, kommen kaum in Kontakt mit der „Normalität“ der Mittelschicht, werden jedoch zugleich (v.a. im schulischen Kontext) an dieser gemessen (vgl. Butterwegge/Klundt/Belke-Zeng 2008: 165). Im Kontext der vorgestellten Fälle zeigt sich, dass sich ein derartiges Distinktionsverhalten

insbesondere aufgrund der Erfahrung eines sozialen Abstiegs entwickeln kann. Familien, die darum bemüht sind, ihre soziale Exklusion aus der Mehrheitsgesellschaft zu vermeiden, werden durch die sozialräumliche Segregation in Armutsquartieren als Ausgeschlossene geoutet. Abstiegs-erfahrungen haben dabei nicht nur Folgen für diejenigen, die direkt von ihnen betroffen sind, sondern können auch für die nachfolgende Generation, der ein Leben mit einem höheren Sozialstatus weitgehend fremd ist, destabilisierend wirken. Wie Segregation wirkt, ergibt sich somit immer auch vor dem Hintergrund familialer und lebensgeschichtlicher Erfahrungen.

Der Wohnort als Ursache sozialer Exklusion

Eine davon abweichende Form des Wohnorts als Gegenhorizont findet sich in dem globalanalytisch ausgewerteten Fall der Familie Hahn. *Herr und Frau Hahn* waren mit ihren Kindern an einen ihnen bisher fremden Wohnort gezogen und konnten an diesem über Jahre hinweg keinerlei Anschluss finden. Im Gegensatz zur Familie Bauer waren sie stark um eine Teilhabe im Stadtteil bemüht, wurden aber aufgrund ihres geringen ökonomischen Status ausgeschlossen. Als ärmste Familie des Stadtteils wohnten sie anfangs in einem von der örtlichen Schule bereitgestellten Raum und bestritten ihren Lebensunterhalt oft von Woche zu Woche mit dem Verkauf von Altmetall und dem Sammeln von Ernteresten auf den nahe gelegenen Feldern. Der Wunsch, ein anerkannter Teil des Viertels zu sein, begleitete die Familie und insbesondere das älteste Familienmitglied Frau Hahn über Jahre hinweg. Um die alltäglich erfahrene soziale Exklusion durch den Stadtteil zu überwinden, engagierte sich die gesamte Familie in den unterschiedlichsten Bereichen für die Nachbarschaft.²¹⁰ Trotz dieses Engagements leben jedoch nach wie vor alle Kinder von Frau Hahn am äußersten Rand des Stadtteils und sind überwiegend auf Sozialleistungen angewiesen. Selbst in der nachfolgenden Generation der Familie kommt kein enger Kontakt zu den übrigen Bewohner*innen des Stadtteils zustande.

Soziale Exklusion als Folge von Migration und Suche nach Zugehörigkeit

Für *Irene* und ihren Sohn *Anton Michel* ist die soziale Zugehörigkeit nicht allein auf der Ebene des Stadtteilmilieus infrage gestellt, sondern auch hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft.²¹¹ Insbesondere Irene wurde nach ihrer Migration aus der Sowjetunion mit der Problematik

210 So engagierte sich Frau Hahn beispielsweise über Jahre hinweg für den Bau eines Kinder-spielplatzes im Stadtteil. Ebenso war sie am Aufbau einer Frauengruppe im nahe gelegenen Nachbarschaftszentrum beteiligt. Ihr ältester Sohn gab Computerkurse für die Nachbarschaft und eine ihrer Töchter engagierte sich ebenfalls für das Nachbarschaftszentrum.

211 Dementsprechend stellt Strobl (2006: 92f.) fest, dass Aussiedler*innen aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion trotz einer Orientierung an den Werten und Normen der Aufnahmegesellschaft soziale Exklusion erfahren und von zentralen Bereichen der gesellschaftlichen Teilhabe ausgeschlossen bleiben.

konfrontiert, dass sich ihr in Deutschland kaum Anknüpfungspunkte an ihr vorheriges Leben boten, sie aber auch nicht als „Deutsche unter Deutschen“ anerkannt wurde. Hinzu kam schließlich, dass ihr nach einigen Fehlritten auch die Unterstützung durch ihre Eltern weitgehend versagt wurde. Als Folge dessen musste sie sich neue Formen der Zugehörigkeit suchen, die sie zunächst im Kneipenkontext fand. Ähnliche Mechanismen konnten bereits von Alheit und Glaß (1986) herausgearbeitet werden, die feststellten, dass die Ausgrenzung aus entscheidenden Bereichen der sozialen Teilhabe durch die Schaffung einer fast hermetisch abgeschlossenen „Scene-Welt“ (ebd.: 324) aufgefangen werden kann. Die durch den gemeinsamen Konsum von Alkohol gerahmte Gruppenzugehörigkeit ist jedoch zugleich eine sehr instabile Lösung, die beeinflusst durch ökonomische und biologische Zwänge zum biografischen Prozessor werden kann (vgl. ebd.: 324f.). Auch für Irenes Sohn Anton eröffnete der Drogenkonsum einen Zugang zu einem alternativen Zugehörigkeitskontext. Im Haushalt seiner Mutter hatte er den Substanzkonsum als gängige Bewältigungsstrategie kennengelernt, die er mangels Alternativen für sich selbst übernahm. Diese beiden instabilen Arrangements waren jedoch nur vorübergehend praktikabel und zogen letzten Endes Verlaufskurven des biografischen Erleidens nach sich (vgl. Schütze 1981; 1995). Eine alternative Form der Zugehörigkeit fanden sowohl Irene als auch Anton schließlich in einer freikirchlichen Religionsgemeinschaft. Der Religionskontext ist nicht an nationalstaatliche Grenzen gebunden und ermöglicht dadurch unabhängig vom Migrationshintergrund soziale Zugehörigkeit. Darüber hinaus bietet die Religionsgemeinschaft für Irene einen Anknüpfungspunkt an die Religiosität ihrer Großeltern in der Sowjetunion und dadurch eine Form familialer Kontinuität. Sowohl für Irene als auch für ihren Sohn Anton hat die Einbindung in die Gemeinden eine inkludierende Funktion, die eine Brücke zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Einbindung darstellen kann.

Auch in anderen Familien des Samples war die Suche nach Zugehörigkeit aufgrund von Migration ein dominantes Thema. Anders als im Falle von Irene und Anton Michel gelang es jedoch insbesondere der aus der Türkei migrierten *Familie Esen* deutlich besser, in Deutschland Anschluss zu finden. In der globalanalytischen Auswertung der Fälle ergab sich, dass der Kontakt zur kurdischen Community in Deutschland ein wichtiges Bindeglied zur Aufnahmegesellschaft darstellen kann. Im Gegensatz zu Familie Michel, die von Anfang an darum bemüht war, als „Deutsche unter Deutschen“ zu leben, versuchte Familie Esen über Generationen hinweg, den Bezug zur Kultur ihres Herkunftslandes aufrechtzuerhalten, ohne sich der Gesellschaft des Aufnahmelandes zu verschließen. Insbesondere für den 21 Jahre alten Mert Esen, der anfangs durch unterdurchschnittliche schulische Leistungen auf sich aufmerksam machte, bedeutet der regelmäßige Aufenthalt in einem kurdischen Kulturzentrum eine wichtige Stütze, die es ihm ermöglicht, einen

Bezug zu dem Herkunftsland seiner Eltern beizubehalten. Darüber hinaus besucht er jedoch auch einen nahe gelegenen Sportverein. In diesem spielen kulturelle Aspekte eine eher untergeordnete Rolle, dennoch ermöglicht ihm der Sport in einer Gemeinschaft, wertvolle Erfahrungen der Zugehörigkeit zu machen.²¹²

Das Beispiel von Irene und Anton verdeutlicht die Ambivalenz der gesellschaftlichen Inklusion durch alternative soziale Kontexte. Gruppen, deren gemeinsames Thema beispielsweise in dem Konsum von Alkohol, Cannabis oder anderen Suchtmitteln besteht, bergen die Gefahr einer Abwendung von Formen der Lebensführung, die eine gesellschaftliche Reintegration ermöglichen. Andererseits versprechen manche Formen der sozialen Einbindung, wie am Beispiel der Religionsgemeinschaft, des kurdischen Kulturvereins oder des Sportvereins deutlich wird, die Chance einer (Re-)Integration in den gesellschaftlichen Gesamtkontext.²¹³ Sind Menschen dazu in der Lage, einen positiv definierten Platz in der Gesellschaft einzunehmen, so kann Exklusion trotz der ökonomischen Abhängigkeit von der öffentlichen Fürsorge verhindert werden (vgl. Kronauer 1999: 69f.) Dabei kann offensichtlich auch der Grad der Selbstorganisation in Migrant*innen-Netzwerken darüber entscheiden, ob soziale Exklusion überwunden wird und eine Annäherung an die Aufnahmegesellschaft gelingt (vgl. Oswald 2006: 218).²¹⁴ Welche sozialen Kontexte sich dazu eignen, lässt sich jedoch nicht verallgemeinernd beantworten. Da dies von einer Vielzahl an Faktoren abhängen kann, erscheint es ratsam, dies jeweils im Hinblick auf den individuellen Einzelfall zu entscheiden. Dies erfordert jedoch eine eingehende Auseinandersetzung mit dem lebensgeschichtlichen und familialen Hintergrund von Leistungsbeziehenden, wie sie derzeit sozialpolitisch weder praktiziert wird noch vorgesehen ist.

Fazit

Menschen, deren soziale Zugehörigkeit alltäglich infrage gestellt wird, kommen um eine biografische Bearbeitung dieser Thematik kaum herum. In einer Gesellschaft, die sich oftmals als Erwerbs- und Konsumgesellschaft definiert, gelten all jene als Außenstehende, die erwerbslos oder prekär

212 Die große Bedeutung von Sportvereinen für die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund wird insgesamt breit diskutiert (vgl. z.B. Braun/Nobis 2011; Braun/Finke 2010; Baur/Braun 2003).

213 Die Mitgliedschaft der Familie James in der Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas (vgl. Kap. 3.1.1.9) findet in diesem Zusammenhang deshalb keine Erwähnung, da deren Funktion den ausführlichen Fallrekonstruktionen zufolge eine andere zu sein scheint. Die Zeugen Jehovas bieten Maria James und ihren Kindern Orientierungsmöglichkeiten und sind zugleich eng mit der Familie und dem Stadtteil verbunden. Sie dienen jedoch nicht in erster Linie der gesellschaftlichen Integration, sondern eher einer Verstärkung der bereits vorhandenen milieuinternen Bezüge.

214 Oswald (2006: 218) weist diesbezüglich allerdings darauf hin, dass die Selbstorganisation einzelner Migrant*innen-Gruppen auch Ausmaße annehmen kann, die eine abstrakte Bindung an die Herkunftskultur nach sich ziehen und dadurch eine Integration verhindern.

beschäftigt sind und nur über geringe finanzielle Mittel verfügen. Demnach scheint es nur konsequent, dass sich Langzeitbeziehende alternative Formen der Vergemeinschaftung in ihrem Stadtteil suchen, die es ihnen ermöglichen, soziale Akzeptanz zu erfahren. Insbesondere solche Familien jedoch, die sich an weit verbreiteten und insbesondere in der gesellschaftlichen Mitte vertretenen Vorstellungen von Respektabilität orientieren, sind möglicherweise kaum gewillt bzw. dazu in der Lage, sich mit anderen Ausgeschlossenen zu solidarisieren. Ziehen sie sich zum Selbstschutz zurück, so birgt dies die Gefahr, dass sie dadurch über Generationen hinweg zu sozialen Außenseiter*innen werden. Sozialräumliche Aspekte scheinen diesbezüglich eine ambivalente Rolle zu spielen. So kann das Leben im marginalisierten Quartier einerseits positiv mit der Familientradition verbunden sein, andererseits kann es aber auch zur Verschärfung sozialer Exklusion beitragen und als Stigma auf seinen Bewohner*innen lasten. Dabei könnten diese möglicherweise auch auf alternative Formen der sozialen Zugehörigkeit zurückgreifen. Derartige Gruppenkontexte bergen zwar einerseits die Gefahr einer subkulturellen Selbstexklusion, bieten jedoch zugleich die Chance, als Brücke zur gesellschaftlichen (Re-)Integration zu fungieren. Um zu verhindern, dass Menschen, die von sozialer Exklusion betroffen sind, Zugehörigkeit in unpassenden Kontexten wie Kneipen oder Drogencliquen suchen, werden passgenaue Konzepte der Sozialen Arbeit benötigt, die alternative Angebote eröffnen.

4.3 Statusverlust und soziale Anerkennung

Sozialstatus und Anerkennung werden in unserer Gesellschaft oft durch Erwerbsarbeit und Einkommen generiert. Familien, die über beides nur in einem sehr begrenzten Umfang verfügen, sehen sich daher zwangsweise mit einem Mangel an sozialer Wertschätzung ihrer Leistungen konfrontiert. Hinzu kommt, dass Hartz IV in Deutschland als Stigma gilt, welches die rechtliche Anerkennung von Leistungsbeziehenden grundsätzlich infrage stellt.²¹⁵ Familien, die sich an den normativen Vorgaben der Mehrheitsgesellschaft orientieren, dürften angesichts dessen kaum einen Versuch unterlassen, sich entgegen aller Vorurteile als respektable Mitglieder der Gesellschaft zu präsentieren. Das wohl ausführlichste und derzeit am weitesten ausdifferenzierte theoretische Konzept von Anerkennung wurde von Axel Honneth (1994) beschrieben. Seine Unterscheidung zwischen (1) affektiver

215 So wird beispielsweise von Claus (2008: 158) auf die Einschränkung der Grundrechte für Menschen im ALG II-Bezug hingewiesen. Dies trifft unter anderem auf Fragen der Freizügigkeit, der Vertragsfreiheit, der Gleichheit der freien Berufswahl und des Verbots der Zwangsarbeit zu.

Zuwendung (Liebe), (2) rechtlicher Anerkennung²¹⁶ und (3) sozialer Wertschätzung bietet das derzeit präziseste Vokabular, um zwischen drei idealtypischen Formen der Anerkennung zu unterscheiden. Dieses soll im Folgenden der sprachlichen Differenzierung dienen, ohne dabei jedoch als abgeschlossenes theoretisches Konzept betrachtet zu werden.²¹⁷

Soziale Wertschätzung und Status als gute Mutter

Geht man mit Honneth (1994: 196ff.) davon aus, dass soziale Wertschätzung vor allem für individuelle Leistungen vergeben wird, so wird damit zumeist beruflicher Erfolg oder soziales Engagement assoziiert. Demzufolge müssten erwerbslose Menschen zwangsweise mit einer Anerkennungsproblematik konfrontiert sein. Betrachtet man jedoch die Fallrekonstruktionen von *Maria James* und ihrer Tochter *Celina*, so lässt sich feststellen, dass beide durchaus soziale Wertschätzung hinsichtlich ihrer Leistungen als Mütter und aktive Stadtteilbewohnerinnen erfahren. Mutterschaft als legitime anerkenntnisrelevante Aufgabe hat sich demnach weitgehend generational tradiert. Dabei wissen sowohl Maria als auch ihre Tochter sehr wohl darum, dass außerhalb ihres Milieus oftmals andere Maßstäbe gelten. Sie differenzieren stark zwischen den Wertmaßstäben in ihrem eigenen Stadtteil und denjenigen, die außerhalb gelten. Obwohl sie sich bewusst sind, dass ein großer Teil der Außenstehenden negativ gegenüber den Stadtteilbewohner*innen eingestellt ist, bleibt ihr positives Selbstbild davon weitgehend unbeeinflusst (vgl. Kap. 3.1.1.3). Welche Formen der Anerkennung relevant werden, scheint somit in Abhängigkeit von Milieuorientierung und familialer Tradition zu variieren. Nicht nur „das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft gibt die Kriterien vor, an denen sich die soziale Wertschätzung von Personen orientiert“ (Honneth 1994: 198), sondern auch die milieuspezifische Bedeutung konkreter Eigenschaften und Fähigkeiten.

Sozialer Status durch berufliches Prestige, Besitz und Kultur

Am deutlichsten zeigen sich die Nachteile einer starren Status- und Milieuorientierung bei *Familie Bauer*. Für Andrea Bauer und ihren Mann Herbert ist der soziale Abstieg aufgrund der Erwerbslosigkeit ein fundamentales

216 Wird im Folgenden die Bezeichnung „rechtliche Anerkennung“ verwendet, so wird diese jeweils im Sinne von Honneth (1994) verwendet und nicht als Definition eines offiziellen rechtlichen Status. Personen, die eine rechtliche Missachtung erfahren können demnach durchaus über einen gesetzlich gesicherten Rechtstatus verfügen. Ein naheliegendes Beispiel für eine solche Missachtungserfahrung wäre die Sanktionierung mit Leistungskürzungen im Rahmen der Hartz IV-Gesetzgebung, welche sich zwar in einem legitimen rechtlichen Rahmen bewegt, zugleich aber eine rechtliche Ungleichbehandlung von Leistungsbeziehenden bedeutet.

217 Vielmehr sollen die vorgeschlagenen Begriffe als Instrumente zur Verbalisierung der Ergebnisse dienen, ohne diese allein auf die Überlegungen von Honneth zu limitieren.

Problem. Dies erklärt auch, weshalb sie nach wie vor stark darum bemüht sind, sich von den übrigen Menschen in einer ähnlichen Lebenslage abzugrenzen. Sichtbares Zeichen ihres sozialen Abstiegs ist der Verlust ihrer Eigentumswohnung, an der sie festhielten, bis es ihre Überschuldung nicht länger zuließ. Die Distinktionsbemühungen der Familie führen an ihrem neuen Wohnort jedoch letztlich zu sozialer Isolation und somit einer weiteren Verschärfung der Lebensumstände. Anerkennung relevant sind aus Andreas Perspektive vor allem Beruf, Besitz und kulturelle Bildung. Sie orientiert sich an den Werten und Zielen solcher Milieus, die soziale Wertschätzung an den Erwerbsstatus koppeln. Der Status der Familie resultierte zu einem großen Teil aus der beruflichen Stellung ihres Mannes und dessen Einkommen. Nachdem dieses weggefallen war, zeigte sich Andrea umso mehr darum bemüht, ihre kulturelle Bildung zu betonen.

Dies deckt sich mit allgemeinen Erkenntnissen der Milieu- und Lebensstilforschung, welche eine starke Distinktion der Mittelschicht gegenüber den unteren sozialen Milieus belegt (vgl. Vester et al. 2001: 27f.). Bereits Anfang der 1990er Jahre konnte festgestellt werden, dass Unterschichtsfamilien vor allem mit den finanziellen Einbußen von Arbeitslosigkeit zu kämpfen haben, während Mittelschichtsfamilien eher Angst vor einem Statusverlust zeigen (Lüders/Rosner 1990: 79). Anders als bei Familie James war das Ansehen der Familie Bauer ursprünglich von dem beruflichen, kulturellen und politischen Engagement von Andreas Vater abhängig. Dies setzte sich auch im Verhältnis zwischen Andrea und ihrem Mann Herbert fort. Für Andrea ist die Rolle als Hausfrau und Mutter ein unhinterfragter Bestandteil ihres kleinbürgerlichen Familienmodells, den sie selbst nicht als Teil des Problemzusammenhangs wahrnimmt. Die soziale Wertschätzung von Andrea Bauer steht demnach in einem direkten Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Ansehen der Familie und ist nicht lediglich Resultat ihrer eigenen Fähigkeiten und Leistungen.²¹⁸

Auch *Irene Michel* misst insbesondere der kulturellen Bildung eine große Bedeutung bei. Irene musste nach ihrer Migration nach Deutschland erkennen, dass sich ihr Ansehen oftmals allein anhand der Frage entschied, ob sie „deutsch“ sei oder nicht. Mit der Migration war ein großer Status- und Anerkennungsverlust verbunden, den sie nicht mit ihren eigenen Fähigkeiten kompensieren konnte. Da sie Musik und Kultur in der Sowjetunion als besonders statusrelevant erlebt hatte, bemühte sie sich in Deutschland, ihr Wissen um eben diese Bildungsgüter zu betonen. Auch in der Interviewsituation ließ sich erkennen, dass Irene die Respektabilität einer Person vor allem an deren kultureller Bildung bemisst. Ebenso scheint ihre Entschei-

218 Honneth (1994: 199f.) stellt fest, dass soziale Wertschätzung geschichtlich gesehen nicht immer an individuelle Leistungen gebunden war, sondern eng mit kulturell typisierten Statusgruppen zusammenhing. Andreas Perspektive könnte somit als Teil eines eher traditionellen Verständnisses sozialer Wertschätzung interpretiert werden.

dung, sich nach der Migration in einem pädagogischen Beruf ausbilden zu lassen, damit zusammenzuhängen, dass sie damit eine große soziale Wertschätzung assoziiert. Irenes starres Festhalten an dieser Berufswahl geriet ihr jedoch letztendlich zum Nachteil. Möglicherweise auch weil es ihr nicht gelang, eine respektable gesellschaftliche Position zu erlangen, wählte sie eine Form der Anerkennung (durch Gott), die keinen weltlichen Kriterien unterliegt. Die religiöse Anerkennung liegt dabei gewissermaßen quer zu anderen Formen der Anerkennung. Sie verspricht einerseits rechtliche Anerkennung, indem sie dem staatlichen Recht eine eigene Gesetzlichkeit gegenüberstellt, andererseits vermittelt sie eigene Werte und Normen, welche soziale Wertschätzung für persönliche Beiträge und Eigenschaften versprechen, die vonseiten der Mehrheitsgesellschaft wenig Anerkennung finden. In der Religionsgemeinschaft fand sie schließlich auch eine Bestätigung ihrer pädagogischen Kompetenz, da ihr Verantwortung im Rahmen der Betreuung der Kinder der Pastorin übertragen wurde.

Es bietet sich an, Irenes Bestreben, ihren Sozialstatus aufrechtzuerhalten, mit den von Bourdieu (1983) definierten Kapitalsorten in den Blick zu nehmen. Irene scheint sich weitgehend bewusst zu sein, dass es vor allem das inkorporierte kulturelle Kapital ist, welches sie auch nach ihrer Migration statusrelevant einsetzen kann. Dies ist auch dadurch bedingt, dass sie nur über wenig institutionelles Kulturkapital in Form von Titeln und Abschlüssen verfügte, welches auf ihr Leben in Deutschland übertragbar gewesen wäre. Selbiges gilt für das objektivierte Kulturkapital, welches in Form von Büchern und ähnlichen Kulturgütern durchaus vorhanden war, das sie jedoch im Zuge der Migration teilweise hinter sich lassen musste und in Deutschland nur begrenzt Anerkennung findet. Ohne ökonomisches und mit nur wenig sozialem Kapital war Irene vor allem auf die Verwendung ihres inkorporierten Kulturkapitals festgelegt. Im Interview hebt sie dementsprechend ihr Wissen um deutsches Liedgut, Literatur und Geschichte hervor. Irenes Bemühen ihr „Deutschsein“ zu betonen, verweist darüber hinaus auch auf eine Ebene der rechtlichen Anerkennung (vgl. Honneth 1994: 174). Obwohl Irenes rechtlicher Status in Deutschland geklärt scheint, musste sie diesen und ihre kulturelle Zugehörigkeit zu Deutschland zuerst unter Beweis stellen. Dies wird im Interview insbesondere daran deutlich, dass ihr Präsentationsinteresse sehr stark darauf ausgerichtet ist, ihr Wissen um deutsche Kultur und ihren Bildungshintergrund zu betonen. Es zeigt sich, dass Irene nach wie vor Probleme damit hat, als gleichberechtigtes Mitglied der deutschen Gesellschaft anerkannt zu werden. Da ihr zudem angesichts beruflicher Probleme kaum die notwendige soziale Wertschätzung zukommt, begibt sich Irene in Anerkennungskontexte, die weniger voraussetzungsvoll sind (Kneipenszene) oder eine Anerkennung jenseits kultureller und nationalstaatlicher Unterschiede versprechen (Religionsgemeinschaft).

Alternative Formen der Anerkennung

Für *Anton Michel* bestimmt sich die soziale Wertschätzung einer Person nicht daran, ob sie berufstätig ist. Aus seiner derzeitigen Perspektive hat die religiöse Ausrichtung der Lebensführung allerhöchste Priorität. Aus lebensgeschichtlicher Sicht ist dies jedoch nur eine Momentaufnahme, welche sich teilweise stark von Antons vorheriger Situation unterscheidet. Antons schulisches Verhalten deutet darauf hin, dass er sich in seiner Kindheit nicht an den dort üblichen Normvorstellungen orientierte. Möglicherweise suchte er eher die Anerkennung gleichaltriger Peers, die sich im Jugendalter anhand seines damaligen Drogenkonsums erlangen ließ. Denkbar wäre, dass dies letztlich Teil einer Gegenreaktion auf die rechtliche Nichtanerkennung (bzw. Missachtungserfahrung) seiner Familie in Deutschland war. Stattdessen suchte er sich alternative Orte der rechtlichen Anerkennung (Religionsgemeinschaft) und sozialen Wertschätzung (Drogenszene, Bundeswehr), an denen die ethnische Herkunft eine untergeordnete Rolle spielte. Grundsätzlich scheint die soziale Wertschätzung für ihn als Jugendlichen weniger wichtig gewesen zu sein, als die der Familie. Vor allem die Großeltern dienten ihm dabei als Vermittler*innen und Stellvertreter*innen gesellschaftlicher Werte und Normen und boten ihm Rückhalt.

Es ist davon auszugehen, dass einige jugendliche Aussiedler*innen, die von Anton beschriebenen Erfahrungen teilen. Selbst wenn bei vielen von ihnen der große Wunsch besteht, in Deutschland als „Deutsche“ zu leben, so kommt doch oftmals selbst nach Jahren kein Gefühl von Nähe und Zugehörigkeit auf (vgl. Vogelgesang 2008: 205). Anton kompensierte diesen Mangel an Wertschätzung und rechtlicher Anerkennung zunächst durch die emotionale Zuwendung seiner Großeltern. Im Jugendalter begann er schließlich, Drogen zu konsumieren und soziale Wertschätzung bei anderen Drogenkonsument*innen zu suchen. Letztendlich fand er jedoch auch dort nur eine äußerst instabile Form der Anerkennung, die einen verlaufskurvenförmigen Zusammenbruch begünstigte. Bezieht man sich diesbezüglich erneut auf das anerkennungstheoretische Konzept von Honneth (1994) und geht davon aus, dass ein Mangel in der einen Anerkennungsdimension durch eine andere kompensiert werden kann, so könnte man interpretieren, dass Anton mangels rechtlicher Anerkennung und sozialer Wertschätzung letztendlich die Anerkennung in der Religionsgemeinschaft und durch Gott fand.²¹⁹

Weitere alternative Formen Anerkennung zu erwerben finden sich in den Fällen von *Mert Esen* und *Janina Lotz*, die im Rahmen von Globalanalysen betrachtet wurden. Mert Esen kompensiert den geringen beruflichen Erfolg

219 Auch wenn es auf den ersten Blick so scheint, als sei die Mitgliedschaft von Familie James bei den Zeugen Jehovas ebenfalls dementsprechend zu interpretieren, dient diese eher der Zugehörigkeit im Stadtteil und bietet Maria James nach der Scheidung von ihrem Mann Orientierung und Halt. Als Teil einer Anerkennungsproblematik scheint sie daher nicht oder kaum relevant zu sein.

und die schlechten schulischen Leistungen durch sein Engagement in einer kurdischen Community und diverse sportliche Aktivitäten. In der kurdischen Community erhält er einerseits soziale Wertschätzung für sein politisches Engagement und kann andererseits eine Verbindung zur Geschichte seiner Familie in der Türkei herstellen. Bei seinen sportlichen Aktivitäten wiederum entwickelt er großen Ehrgeiz und verzeichnet Erfolge, die ihm im Erwerbsleben verwehrt bleiben. Janina Lotz profitiert demgegenüber vor allem vom Tanzunterricht, an dem sie seit ihrer Kindheit unentgeltlich teilnehmen durfte. Das regelmäßige Training bot ihr die Möglichkeit, den sozialen Kontext ihres Herkunftsmilieus zu verlassen, mit der Familientradition zu brechen und soziale Wertschätzung für ihre Leistungen zu erhalten. Im Gegensatz zu den Religionsgemeinschaften, in denen Anton und seine Mutter Anerkennung finden, stellen der Tanzunterricht und die sportliche Betätigung soziale Kontexte dar, die nicht nur soziale Wertschätzung ermöglichen, sondern auch hinsichtlich der Gestaltung des Lebensstils wesentlich offener sind.

Für *Katja Bauer* scheint angesichts ihrer prekären Ausbildungssituation und ihres Verbleibs in berufsvorbereitenden Maßnahmen derzeit keine Möglichkeit zu bestehen, soziale Wertschätzung zu erlangen. Ein Staterwerb über Erwerbsarbeit erscheint ihr derzeit als relativ unrealistische Perspektive. Katja weiß zwar darum, dass Erwerbsarbeit dem Staterwerb dienen kann, hat jedoch keine entsprechenden Vorbilder in ihrer Familie und konnte selbst keine eigenen Erfahrungen dahingehend sammeln. Für sie steht vielmehr die emotionale Zuwendung durch die Familie im Mittelpunkt. Zwar lässt sie durchaus erkennen, dass sie gerne soziale Wertschätzung (v.a. im Schulkontext) erlangen würde, da ihr der Zugang zur gesellschaftlichen Mitte jedoch verwehrt bleibt und eine Anerkennung innerhalb des Stadtteils ausgeschlossen ist, muss sie sich auf innerfamiliäre Formen der Anerkennung stützen. Letztendlich begibt sie sich damit jedoch in eine widrige Situation, da sie auch innerhalb ihrer Familie weitaus weniger Beachtung erfährt als ihr pflegebedürftiger Vater oder ihre ältere Schwester.

Fazit

Angesichts der Statusrelevanz von Beruf und Einkommen scheint es nicht ungewöhnlich, dass sich Menschen in Armut mit einem Anerkennungsproblem konfrontiert sehen. Familien, denen die soziale Wertschätzung ihrer beruflichen Leistungen verwehrt bleibt, sehen sich demnach dazu gezwungen, eigene Wege der Anerkennung zu erarbeiten und zu tradieren. Elternschaft wird zumindest von erwerbslosen Frauen als alternative Möglichkeit wahrgenommen, eine anerkannte gesellschaftliche Rolle einzunehmen. Auch erfahren manche Leistungsbeziehende soziale Wertschätzung und emotionalen Rückhalt im Umfeld anderer Ausgeschlossener. Personen, die den sozialen Status an beruflichem Prestige, Einkommen und Bildung festmachen,

fällt dies hingegen wesentlich schwerer. Sind sie trotz guter Qualifikation und entsprechendem Bildungsstand nicht in der Lage, erneut in Arbeit zu kommen, so bleiben ihnen kaum Möglichkeiten, ihren sozialen Status zu behaupten. Auswege bieten lediglich alternative Formen der Anerkennung, wie sie beispielsweise ein religiöses Weltbild oder das Engagement in Sport- und Kulturvereinen bieten. Das Leben in Armut kann jedoch auch zu einem diffusen Selbstbild führen, in dem lediglich der soziale Rückzug als Option verbleibt.

4.4 Erosion familialer Orientierungen und Familienmodell

Relativ selbstbezüglich erscheint in einer Untersuchung zu Familien in Armut die Erkenntnis, dass das jeweilige Familienmodell, an dem sich die Interviewten orientieren, einen großen Einfluss auf deren Umgang mit Armut hat. Gerade angesichts der heutigen Pluralisierung von Familienformen (vgl. Peuckert 2008) muss diese Annahme jedoch noch weiter ausdifferenziert werden. Bereits mehrfach wurde darauf hingewiesen, dass manche Familienformen anfälliger für Armut sind als andere (z.B. Ein-Eltern-Familien, Mehrkindfamilien, Migrant*innenfamilien). Seltener beachtet, aber mindestens ebenso bedeutsam ist jedoch, welche biografische Funktion die Familie aus ihrer Tradition heraus für die einzelne leistungsbeziehende Person hat.

Orientierung an der modernen (klein-)bürgerlichen Familie

Das wohl am weitesten verbreitete Modell unter den untersuchten Familien ist das der modernen kleinbürgerlichen Familie. Besonders zentral dafür ist die Orientierung an einem Rollenmodell, in dem die finanzielle Versorgung dem Mann obliegt, wohingegen es die Aufgabe der Frau ist, für Haushalt und Kinder zu sorgen (auch als Ein-Verdiener-Ehe bezeichnet). Insbesondere bei den Familien James und Bauer handelt es sich dabei um ein Modell, das bereits von der Generation der Großeltern vorgelebt wurde. Angesichts der heutigen gestiegenen Unsicherheiten auf dem Arbeitsmarkt erweist sich dieses Familienmodell jedoch zunehmend als Armutsfalle (vgl. Träger 2009).

Andrea Bauer wuchs in einer Familie auf, in der die Mutter für den Haushalt verantwortlich war, während der Vater einer Erwerbstätigkeit nachging. Familie steht für sie in einer kleinbürgerlichen Tradition, die sich allgemein durch Werte wie Ordnung, Pflichterfüllung und Verlässlichkeit auszeichnet (vgl. Vester et al. 2001: 518). An diesem Familienmodell orientierte sie sich auch bei ihrer eigenen Familienplanung. Mit ihrem ersten Partner lebte Andrea zwar noch in einem Zwei-Verdiener-Haushalt zusammen, dies ist allerdings nicht unüblich für ein Zwei-Phasen-Erwerbsmodell, welches den Berufsaufstieg der Frau erst nach der Geburt des ersten Kindes

vorsieht (vgl. Peuckert 2008: 244). Nachdem sie eine zweite Ehe einging und ihr erstes Kind zur Welt brachte, widmete sich Andrea schließlich voll und ganz dem Haushalt und der Kindererziehung. Es würde zu weit führen, anzunehmen, der soziale Abstieg der Familie hätte verhindert werden können, hätte Andrea ihren Beruf auch nach der Geburt ihrer Kinder beibehalten. Ihr Gehalt hätte wahrscheinlich kaum ausgereicht, um die Familie alleine zu finanzieren. Ein Drei- oder Vier-Phasen-Erwerbsmodell, demzufolge die Geburt des ersten Kindes lediglich eine Unterbrechung der Erwerbsbiografie bedeutet (vgl. Peuckert 2008: 245), hätte jedoch möglicherweise den raschen sozialen Abstieg der Familie abschwächen können.²²⁰

Doch nicht nur für Frauen, auch für erwerbslose Männer, die mit einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung aufgewachsen sind, erscheint das Aufrechterhalten eines solchen Familienmodells nach wie vor erstrebenswert. Globalanalytisch erwies sich sowohl für den 50 Jahre alten *Paul Hahn* als auch für den 21 Jahre alten *Jason Müller* der Wunsch, ihre Familien möglichst alleine ernähren zu können, als zentraler lebensgeschichtlicher Aspekt. Zwar zeigt sich, dass beide derzeit keine Möglichkeit haben, diesem Wunsch zu entsprechen, die Vorstellung, es sei ihre Aufgabe, die ökonomische Sicherheit der Familie zu gewährleisten, bleibt jedoch bestehen. Angesichts dieses Rollenverständnisses wird die Erwerbslosigkeit von den beiden Interviewten als umso bedrückender empfunden, sind sie doch nicht dazu in der Lage, ihrer geschlechtsstereotypen Aufgabe als Ernährer der Familie nachzukommen.

Familie als Mutterschaft

Maria James wuchs ebenfalls in einem Elternhaus auf, das primär durch das Einkommen ihres Vaters finanziert wurde und in dem ihre Mutter für Haushalt und Kinder sorgte. Daran anknüpfend war sie zunächst für mehrere Jahre auf der Suche nach einem festen Partner, der eine ähnlich arbeitsteilige Beziehung mit ihr eingehen würde. Ihre Ehe mit einem US-Soldaten bot ihr ein solches Familienmodell und zugleich eine Verbesserung der finanziellen Situation. Nach ihrer Trennung von diesem Mann war ihr Alltag jedoch über Jahre hinweg davon gekennzeichnet, dass sie als alleinerziehende Mutter für ihre Kinder sorgen musste. Ihr positives Selbstbild begründet sie diesbezüglich vor allem dadurch, dass sie ihren Kindern trotz mangelnder finanzieller Ressourcen eine gute Mutter sein konnte. Die Sozialhilfe ermöglichte es ihr, unabhängig von einem männlichen Versorger für vier Kinder sorgen zu können. Unterstützung fand sie bei ihrer Großfamilie, welche seit ihrer Kindheit durch einen engen Zusammenhalt gekennzeichnet ist. Probleme unterschiedlichster Art wurden von Maria seit jeher über die Familie gelöst. Selbst ihr Beitritt zu den Zeugen Jehovas während ihrer Zeit als alleinerzie-

220 Zudem hätte sie durch eine Weiterbeschäftigung einen relevanten Anerkennungskontext beibehalten. Ohne diesen traf sie der soziale Abstieg der Familie umso stärker.

hende Mutter kann als Teil ihrer Suche nach familienähnlichen Formen der Vergemeinschaftung interpretiert werden. Die Zeugen Jehovas traten dabei nicht in Konkurrenz zu ihrer Herkunftsfamilie, sondern stellten einen gemeinsamen Bezugspunkt für ihre Familie dar.

Dass dem Bezug von Sozialhilfe eine durchaus wichtige Funktion für einen selbstständigen Lebensentwurf alleinerziehender Mütter zukommen kann, konnte unter anderem bereits in einer qualitativen Untersuchung von Mädje und Neusüß (1996) gezeigt werden. Demnach ersetzen manche alleinerziehenden Mütter in gewissem Sinne die Versorgungsfunktion des Ehemanns durch den Sozialstaat. „Selbst der magere Tarif der Sozialhilfe scheint eine größere Sicherheit und obendrein Unabhängigkeit zu vermitteln, als es in ihren Augen ein (Ehe-)Mann könnte“ (ebd.: 186). Ludwig (1996: 149f.) stellt dementsprechend fest, dass kritische Familienkarrieren, welche infolge von Trennung oder Scheidung entstehen, unter Umständen durch den Bezug von Sozialhilfe verbessert werden, auch wenn sich daraus eine Verfestigung der Leistungsabhängigkeit ergibt. Im Falle von Maria James spielen jedoch die Großfamilie und der Stadtteil eine mindestens ebenso bedeutende Rolle. Ihr gesamter Alltag scheint familial geprägt zu sein, wodurch der Wegfall eines Partners keine Gefahr für das Fortführen ihrer Mutterrolle bedeutet. Diese scheint derart identitätsstiftend zu sein, dass sich Maria auch nach dem Auszug ihrer Kinder als „Ersatzmutter“ ihrer Enkelkinder betätigt. Dass sie nach dem Ende ihrer Ehe den Partner teilweise durch die Zuwendungen des Sozialstaates ersetzte, war ihr zudem nur deshalb möglich, da ihr der Bezug von Sozialleistungen bereits aus ihrer Familie und dem Stadtteil als gängige und akzeptable Einnahmequelle bekannt war.

Für Marias Tochter *Celina James* ist die Familienorientierung stark vom Aufwachsen im Haushalt ihrer Mutter Maria geprägt. In ihrer Kindheit wurde Celina mit den wechselnden Partnerschaften ihrer Mutter und den daraus resultierenden Konflikten konfrontiert. Den Gegenpol dazu stellt die restliche Großfamilie dar, welche in der direkten Nachbarschaft wohnte und ihr Sicherheit und Kontinuität bot. Als Gegenentwurf zu den Beziehungswechseln ihrer Mutter zeigt sich Celina darum bemüht, eine langanhaltende Partnerschaft aufzubauen. Innerhalb dieser Partnerschaft sieht sie es vor allem als ihre Aufgabe an, ihren Kindern eine gute Mutter zu sein. Angesichts dessen ist es für sie vollauf legitim, keiner zusätzlichen Erwerbsarbeit nachzugehen. Das Zusammenleben mit der Familie im familiär konnotierten Stadtteil ist für Celina der Lebensmittelpunkt. Für sie muss Erwerbsarbeit daher immer auch mit Familie vereinbar sein.

Familie als labiler Orientierungs- und Unterstützungszusammenhang

Auch *Irene Michel* orientiert sich an einem patriarchalen Familienmodell. Sie zeigte sich jedoch selbst in den Jahren, in denen sie länger liiert war, durchgehend darum bemüht, eine Anstellung oder Ausbildung zu finden. Grundle-

gend dafür war das Familienmodell, in das sie in der Sowjetunion einsozialisiert wurde. Auch während ihrer Partnerschaften war sie überwiegend berufstätig bzw. in Ausbildung. Letztendlich führte dies sogar zum Streit mit einem ihrer Partner, der nicht bereit war, sie bei ihrer Ausbildung zu unterstützen. Insofern orientiert sie sich offensichtlich nicht am Ein-Verdiener-Modell, welches für die Familien Bauer und James maßgeblich ist. Dennoch sucht sie in ihren Beziehungen nach Orientierung und nach Partnern, die richtungweisend für sie sein könnten. Ein dominanter Partner ist unhinterfragter Bestandteil ihres Familienmodells, wie sie es in ihrer eigenen Familie kennengelernt hatte. In ihren Beziehungen sucht sie nach einem Mann, der ihr – ähnlich ihrem eigenen Vater – klare Vorgaben der Lebensführung unterbreiten kann. Mutterschaft scheint für Irene nur eine untergeordnete Rolle einzunehmen. Dies zeigt sich beispielsweise daran, dass sie die Erziehung ihres Sohnes vor allem ihren Eltern überlässt, obgleich sie sich beruflich unbedingt in einem pädagogischen Bereich betätigen möchte. Nachdem sich ihre Familie immer mehr von ihr abwendet, sucht sie sich familienähnliche Settings, in denen sie Zugehörigkeit erfahren kann. Ob Armut familial tradiert wird, hängt somit nicht zwangsweise mit einem bestimmten Familienmodell zusammen, sondern mit der konkreten biografischen Konstellation, in der sich ein Familienmodell als passend oder unpassend erweist.

Glaubensgemeinschaft als Ersatzfamilie

Anton Michel erlebte Familie als ambivalenten Ort. Im Haushalt seiner Mutter stand er angesichts zahlreicher Ausbildungswechsel, Partnerschaften und Kneipenbesuche oftmals nur an zweiter Stelle. Bei seinen Großeltern fand er zwar anfangs Halt, wurde jedoch mit Leistungsanforderungen konfrontiert, denen er sich nicht gewachsen sah. Anton suchte in der Familie Sicherheit und Kontinuität, die ihm jedoch oftmals verwehrt blieben. Demnach erscheint es nur konsequent, dass er sich in der Religion eine Art Ersatzfamilie suchte, die sich vor allem durch verlässliche Regeln und klare Strukturen auszeichnet. Den Kontakt zu seinen Großeltern hält er auch heute trotz des Konflikts mit seinem Großvater nach wie vor aufrecht.²²¹

Die integrierende Funktion der Religion für Aussiedler*innen aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion wird auch in anderen Arbeiten thematisiert (vgl. z.B. Vogelgesang 2008: 142; Neufeld 2007). Oft bestehen solche Gemeinden zu großen Teilen aus Menschen, die ebenfalls als Aussiedler*innen nach Deutschland gekommen sind. In einigen dieser Gemeinden geht jedoch eine relativ starke Integration nach innen mit einer Isolation nach außen einher (vgl. Vogelgesang 2008: 150ff.). Dass biografisch gesehen familiäre Konflikte als Nebenfolge der Migration wesentlich bedeutsamer werden, findet diesbezüglich allerdings kaum Beachtung. Für gewöhnlich

221 Bedeutsam diesbezüglich kann auch Antons religiös begründeter Anspruch sein, seinen Familienangehörigen zu verzeihen und keinen Groll gegen andere Menschen zu hegen.

wird eher davon ausgegangen, dass Aussiedler*innen und Spätaussiedler*innen den Kontakt zur Religion suchen, da sie in der Sowjetunion ihre religiösen Traditionen über Jahre hinweg nur im Verborgenen aufrecht erhalten konnten. Im Fall von Anton Michel scheint es jedoch biografisch gesehen weniger um einen Anschluss an religiöse Traditionen zu gehen, als vielmehr um die Suche nach Vorgaben der Lebensführung, die ihm im familiären Kontext fehlten.

Familie als unpassender Orientierungsrahmen

Katja Bauer ist zwar einerseits sehr stark an ihrer Familie orientiert, andererseits bietet diese aber keinen zukunftssträchtigen Lebensentwurf für sie. Eine direkte Übernahme des Familienmodells ihrer Eltern deutet sich dementsprechend nicht an. Im Gegensatz zu Celina James, die in Katjas Alter schon länger liiert war und über zahlreiche Kontakte in ihrem Stadtteil verfügte, berichtet Katja vor allem von ihrer Rolle als Außenseiterin unter Gleichaltrigen. Dass sie vom Familienmodell ihrer Eltern abweicht und neue Wege bestreiten möchte, deutet sich unter anderem daran, dass sie sich einen „typischen Männerberuf“ sucht und dadurch mit dem Erwerbsmodell ihrer Mutter bricht. Katja greift nach jeder sich bietenden Orientierungsmöglichkeit. Sie scheint ebenso wie Anton erkannt zu haben, dass das Familienmodell ihrer Eltern keine praktikable Zukunftsperspektive bietet und es notwendig ist, einen eigenen Weg einzuschlagen. An familienähnlichen Settings, die ihr ein alternatives Handlungsfeld bieten, mangelt es ihr jedoch bisher.

Einen Ausweg aus der Problemkonstellation der Familie als unpassendem Orientierungsrahmen zeigt die globalanalytische Auswertung des Interviews mit *Janina Lotz* auf. Diese distanzierte sich ganz bewusst räumlich von ihrer Familie, indem sie in ein Viertel am anderen Ende der Stadt zog, in der ihre Eltern wohnten. Die Familie wird von ihr als eine zentrale Ursache des Verbleibs in Armut ausgemacht, weshalb sie sich um eine Distanzierung bemüht, sowohl räumlich als auch was den Lebensstil angeht. Lebensgeschichtlich ist die Distanzierung vom Herkunftsmilieu ihrer Eltern jedoch vor allem durch ihre Erfahrungen im Rahmen ihrer Förderung durch eine Tanzschule begründet. Der wöchentliche Tanzunterricht eröffnete ihr einen alternativen Sozialisationskontext, der sie letztendlich zu einem Lebensstil bewegte, der eine (räumliche) Distanzierung vom Stadtteil ihrer Eltern verlangt. Auch Partnerschaften oder der Wunsch, eine Familie zu gründen, spielen derzeit für sie eine untergeordnete Rolle. Stattdessen fokussiert sie ihr ganzes Leben auf das Ziel, Tanzlehrerin zu werden. Zugleich bedeutet dies jedoch für sie die Einschränkung, oftmals auf familiäre Unterstützung verzichten zu müssen, was angesichts ihrer nach wie vor begrenzten finanziellen Mittel einen deutlichen Nachteil bedeuten kann.

Fazit

Auf den ersten Blick scheint es hinsichtlich der familialen Orientierung weniger Differenzen zu geben als in anderen Lebensbereichen. Dies mag aber auch dadurch bedingt sein, dass das Modell der kleinbürgerlichen „Normalfamilie“ trotz einer allgemeinen Pluralisierung der Familienformen nach wie vor in weiten Teilen der Bevölkerung als Ideal gilt (vgl. Peuckert 2008: 23-28). Dass gerade die alleinige Versorgung durch einen (männlichen) Alleinverdiener immer auch eine Armutsgefahr bedeuten kann, wird dabei oftmals übersehen. Bei Familie Bauer und Familie James war diese einseitige Orientierung jedoch für einen jahrelangen Verbleib im Leistungsbezug verantwortlich. Auch das Familienideal dem Irene Michel nachstrebte erwies sich als ungeeignet, ihren sozialen Abstieg aufzufangen, obwohl es sich in einigen zentralen Punkten, von dem der beiden anderen Familien unterscheidet. In ihrem Fall scheint das Leben in Armut jedoch nur nachrangig durch das Familienmodell begründet zu sein, an dem sie sich orientiert. Stattdessen nimmt vor allem durch Ringen um Anerkennung und Zugehörigkeit einen zentralen Stellenwert ein und mündet schließlich in eine Alkoholiker*innen-Verlaufskurve. Zumindest Katja Bauer und Anton Michel knüpfen nicht direkt an die Familienmodelle ihrer Eltern an. Stattdessen unternimmt Anton Michel den Versuch, sich im religiösen Kontext eine Art Ersatzfamilie zu suchen. Katja Bauer zeigt zwar keine Bestrebungen, an das Familienmodell ihrer Eltern anzuknüpfen, verfügt jedoch ebenso wenig über einen alternativen Lebensentwurf. Insgesamt lässt sich feststellen, dass sich die Funktion des Familienmodells und sein Einfluss auf das Leben in Armut jeweils nur gesamtbiografisch nachvollziehen lassen. Nicht das Modell an sich ist entscheidend, sondern das Passungsverhältnis zwischen Lebensplanung und real existierenden Existenzbedingungen. Angesichts dessen erscheint es notwendig, insbesondere die nachfolgenden Generationen dabei zu unterstützen, eigenständige und realistische Familienmodelle zu entwickeln sowie die Rahmenbedingungen für eine individuelle Familienplanung zu gewährleisten.

4.5 Umgang mit Erfahrungen biografischer Diskontinuität

Ein normalbiografischer Lebensentwurf, der sich an den Normen der deutschen Mehrheitsgesellschaft orientiert, ist angesichts von Erwerbslosigkeit, prekärer Beschäftigung und sozialer Exklusion kaum zu realisieren. Dies ist auch durch das staatliche Lebenslaufregime von Bildungssystem, Alterssicherung und Sozialstaat (vgl. Leibfried/Leisering et al. 1995: 35) nicht zu verhindern. Erfahrungen biografischer Diskontinuität und kritische Lebens-

ereignisse²²² lassen sich dementsprechend in allen Familien des Samples dieser Arbeit beobachten. Familien in Armut entwickeln ganz unterschiedliche Handlungs- und Deutungsmuster, die der (Wieder-)Herstellung biografischer Kontinuität dienen sollen. Diese werden üblicherweise insbesondere in der Diskussion um sogenannte Copingstrategien diskutiert. Bewältigungshandeln wird dabei zumeist als ein Prozess verstanden, in dem sich eine Person bemüht, innere und äußere Anforderungen in Einklang miteinander zu bringen. Coping ist dabei zwar zielgerichtet, kann jedoch sowohl zu einer Verbesserung als auch zu einer Abwehr einer Situation beitragen (vgl. Reissig 2010: 57).²²³ Um nicht direkt an die eher therapeutisch-psychologisch ausgerichtete Tradition des Coping-Ansatzes anzuknüpfen, wird im Folgenden der Begriff der Bewältigungsstrategien in einem eher weiter gefassten Verständnis verwendet.

Umgang mit familialer Diskontinuität

In der Familie James sind Erfahrungen biografischer Diskontinuität vorrangig durch eine Erosion familialer Leitbilder und die Instabilität von Partnerschaften bedingt. *Maria James* orientierte sich bis zur Geburt ihres vierten Kindes und der Trennung von ihrem Ehemann an männlich dominierten Partnerschaftsformen. Sie suchte nach einem Partner, mit dem sie eine Familie nach dem Vorbild ihrer Eltern gründen konnte. So war sie zwar ausschließlich mit in Deutschland stationierten US-Soldaten liiert, diese genossen in ihrem Stadtteil jedoch ein hohes Ansehen und versprachen vor allem finanzielle Sicherheit. Letztendlich erwiesen sich all diese Partnerschaften als instabil. Um die Familie zusammenzuhalten, zog Maria mit ihrem Ehemann in die USA. Nach einiger Zeit zeigte sich, dass sie nicht dazu bereit war, ihre Großfamilie und den Stadtteil, in dem sie aufgewachsen war, längerfristig hinter sich zu lassen. Maria zog zurück nach Deutschland und beschränkte sich fortan auf ihre Rolle als alleinerziehende Mutter. Kontinuität und Sicherheit geben ihr heute vor allem ihre Familie und die enge Einbindung in

222 Kritische Lebensereignisse werden hier als eine zentrale Ursache biografischer Diskontinuität verstanden. Das Konzept der kritischen Lebensereignisse fand in der Vergangenheit insbesondere in der klinisch-psychologischen Forschung große Beachtung, wurde jedoch auch für die Bereiche der Erziehungswissenschaft und Soziologie übernommen (vgl. Filipp/Aymanns 2009: 16f.; Reissig 2010: 55). Ein Minimalkonsens diesbezüglich besteht laut Filipp und Aymanns (2009: 16) darin, dass kritische Lebensereignisse „weit außerhalb des normalen Erwartungs- und Erfahrungshorizonts und jenseits des Alltags von Menschen liegen und dass sie von heftigen Emotionen begleitet sind“. Anstatt an eine spezifische Definition kritischer Lebensereignisse anzuknüpfen, gilt im Folgenden, dass insbesondere solche Lebensereignisse als kritisch anzusehen sind, die einen biografischen Bruch und/oder eine Irritation bedeuten und die nicht allein mit den bisherigen Alltagsroutinen bewältigt werden können.

223 Zu den Grundlagen des Coping-Ansatzes siehe z.B. Lazarus und Folkmann (1984), Trautmann-Sponsel (1988) oder Filipp (2010).

die Nachbarschaft. Der Bezug von Sozialleistungen hilft ihr darüber hinaus, auch ohne männlichen Versorger die Familie zu unterstützen.

Auf *Celina James* wirkten sich die Beziehungswechsel ihrer Mutter durchaus negativ aus. Der Umstand, dass sie nie Kontakt zu ihrem Vater hatte, verhinderte schon zu Anfang ihrer Biografie die Herstellung familialer Kontinuität. In den Folgejahren musste sie sich immer wieder mit den verschiedenen Männern ihrer Mutter arrangieren. Der Umzug in die USA führte für Celina zum Kontaktabbruch mit der Großfamilie, die in ihrem bisherigen Leben eine große Rolle gespielt hatte. Zurück in Deutschland gaben ihr vor allem die Großfamilie und der vertraute Stadtteil Halt. Celina scheint nach wie vor ein großes Bedürfnis nach familialer Kontinuität zu haben und verwirklicht dieses in ihrer Partnerschaft.

In beiden Fällen sind die Erfahrungen von Diskontinuität nicht in erster Linie durch die Armut der Familie bedingt. Sowohl Maria als auch Celina James haben sich mit den zur Verfügung stehenden Sozialleistungen arrangiert und kommen mit den vorhandenen finanziellen Ressourcen aus. Für Familie James erweisen sich die sozialen Sicherungssysteme demnach tatsächlich als wichtige Strukturgeber im Sinne eines Lebenslaufregimes (vgl. Leibfried/Leisering 1995: 45). Der Umgang mit sozialstaatlichen Leistungen und die Absicherung durch die Großfamilie sind ein Muster, das sich von Maria an ihre Tochter Celina tradiert hat. Biografische Brüche und Erfahrungen von Diskontinuität sind demgegenüber eher durch innerfamiliäre Problemkonstellationen gekennzeichnet, die aber zugleich auch auf gesamtgesellschaftliche Prozesse verweisen wie etwa die Pluralisierung von Familienformen (vgl. Peuckert 2008: 23-28). Selbst die mehrfachen Jobwechsel und Phasen der Erwerbslosigkeit werden von Maria und Celina James deutlich weniger als Ursachen von Diskontinuität wahrgenommen, als die familialen Brüche. Erfahrungen biografischer Diskontinuität von Familien in Armut hängen somit nicht zwangsweise direkt mit Erfahrungen ökonomischer Deprivation zusammen, sondern können von anderen Themen überlagert werden.

Resignation angesichts überwältigender Strukturen

Im Gegensatz zur Familie James wurde *Andrea Bauer* von dem sozialen Abstieg der Familie überwältigt. Sie war nicht auf die lange Dauer der Erwerbslosigkeit ihres Mannes vorbereitet und verlor zunehmend die Kontrolle über ihre Lebensplanung. Dies resultierte auch daraus, dass sie teilweise auf Bewältigungsstrategien zurückgriff, die sich als unpassend erwiesen und durch die sie zunehmend in Isolation geriet. Der soziale Abstieg der Familie entwickelte sich in einer Form, der sie sich weitgehend hilflos gegenüber sah und die als negative Verlaufskurve im Sinne von Schütze (1981; 1995) beschrieben werden kann. Die Behinderung ihrer Tochter, die Erkrankung ihres Mannes und der Tod ihres Vaters kamen schicksalhaft über

sie, ohne dass sie angemessene Umgangsweisen damit finden konnte. Angesichts der erfahrenen Ohnmacht reagierte Andrea vor allem mit Rückzug und Resignation. Sie richtete sich behelfsmäßig in ihrer neuen Situation ein, ohne Hoffnung auf einen sozialen Aufstieg.

Andreas Tochter *Katja* musste bereits während ihrer Kindheit den sozialen Abstieg der Familie miterleben. Damit verbunden waren sozialstaatlich mit verursachte Umzüge und eine schrittweise Verschlechterung der Wohnsituation. Biografisch betrachtet trugen diese und die daraus resultierende soziale Exklusion massiv zu einer Verschärfung der Probleme für Katja bei. Hinzu kamen die Erkrankung ihres Vaters und die Behinderung ihrer Schwester, welche die Aufmerksamkeit der Eltern auf sich vereinigte. Katjas Bedürfnisse rückten angesichts dessen stark in den Hintergrund. Auch im Peerkontext war es für Katja aufgrund der Umzüge kaum möglich, konstante Beziehungen aufzubauen.²²⁴ Insbesondere in der nachschulischen Ausbildung musste sie sich immer wieder als fremdbestimmt erfahren. So durchlief sie bisher insgesamt drei Maßnahmen und sechs Praktika, ohne dass sich dadurch ein vollwertiges Arbeitsverhältnis ergeben hätte. Einerseits lässt sie sich zwar durch die Institutionen der Berufsbildung prozessieren, andererseits geht sie jedoch schon längst nicht mehr davon aus, ein vollwertiges Beschäftigungsverhältnis zu erlangen. Ähnlich fremdbestimmt dürfte sie auch in ihrer Familie gewesen sein, die ihr, zumindest was den Kontakt innerhalb des Stadtteils anbelangt, enge Grenzen setzte. Als Konsequenz daraus zeigt sich Katja ebenso resigniert wie ihre Mutter. Das von ihren Eltern tradierte Rückzugsverhalten erwies sich angesichts ihrer Lebensumstände als nachteilige Bewältigungsstrategie.

Bereits in anderen Studien konnte festgestellt werden, dass Menschen in Armut unter Stress sowie dem Verlust tagesstrukturierender Zeitabläufe leiden. Je länger Armut andauert, desto stärker schwinden auch die Bemühungen um einen sozialen Aufstieg (vgl. Benz 2012: 447). Im Fall von Familie Bauer lässt sich darüber hinaus eine Verstärkung sozialer Desintegration innerhalb nur eines Generationenwechsels beobachten. So werden Handlungs- und Deutungsmuster der Elterngeneration intergenerational tradiert, die sich bereits zuvor als unpassend für ein Leben in Armut erwiesen und im Fall von Katja Bauer eine realistische Zukunftsperspektive erschweren. Auch lassen sich anhand der fallrekonstruktiven Betrachtung der Familie Bauer Parallelen zum sogenannten „Schicksalstyp“ ziehen, wie er von Sparshuh (2013) beschrieben wird. Kennzeichnend für diesen Typus ist es, dass

224 Demgegenüber zeigt sich beispielsweise in dem von Miethe et al. (2015: 165ff.) vorgestellten Fall „Dr. Juliane Wozniak“ wie wichtig ein anregendes Milieu in Schule und Peerkontext für die Realisierung eines Bildungsaufstieges sein kann. Der soziale Rückzug, den Katja Bauer aufgrund des Umzugs und des sozialen Abstiegs ihrer Familie vollzog, verhinderte Kontakte in ähnliche Anregungsmilieus und erschwerte somit den Ausstieg aus der Armut noch zusätzlich.

biografische Entwicklungen und bürokratische Strukturen zunehmend undurchschaubar werden und somit letztendlich als schicksalhaft wahrgenommen werden (vgl. ebd.: 255). Anstatt sich den Entwicklungen entgegenzustellen, resigniert Andrea Bauer vor der überwältigenden Eigenmächtigkeit des sozialen Abstiegs. Dessen Ursachen werden von ihr nur teilweise durchschaut und daher als tragisches Schicksal beschrieben. Dass ein solcher „Schicksalsglaube“ jedoch nicht immer fatalistisch ausgeprägt sein muss, sondern durchaus zur Umstrukturierung der Alltagsorganisation beitragen kann, zeigt sich bei Familie Michel.²²⁵

Orientierungssuche angesichts kritischer Lebensereignisse

Die Migration nach Deutschland war für *Irene Michel* mit einem tiefen biografischen Bruch verbunden, der weitere kritische Lebensereignisse nach sich zog. In Deutschland boten sich ihr kaum Strukturen, an die sie anknüpfen konnte. Ihre in der Sowjetunion erworbene Bildung wurde nur zu Teilen in der Aufnahmegesellschaft anerkannt. Auch der Umzug ihrer Eltern nach Bamberg bedeutete einen Wegfall von Sicherheit. Auf der Suche nach Bewältigungsstrategien griff sie letztlich nach allem, was ihr Orientierung und Sicherheit versprach. Während sie von einer Ausbildung in die nächste wechselte, gelang es ihr zumindest im Kneipenkontext Zugehörigkeit zu erfahren. Auch ihre meist deutlich älteren Partner dienten in erster Linie nicht der Familiengründung, sondern boten ihr Orientierung und Sicherheit. Irenes Beitritt in eine Religionsgemeinschaft könnte somit als Fortsetzung einer migrationsbedingten Orientierungssuche interpretiert werden. Dementsprechend stellt auch Buhr (1995: 209) fest, dass der Bezug von Sozialhilfe oder das Abrutschen in Armut von anderen Lebensereignissen überlagert werden können, die biografisch eine wesentlich größere Bedeutung haben. Erwerbslosigkeit und Ausbildungsabbrüche stellen für Irene zwar relevante Themen dar, sie werden jedoch von dem biografischen Bruch der Migration überlagert.

Auch in der Lebensgeschichte von *Anton Michel* ist die Suche nach Verlässlichkeit und Orientierung angesichts biografischer Brüche ein dominantes Motiv. In seiner Kindheit und Jugend erfuhr er soziale Beziehungen häufig

225 Auch der von Buhr (1995) vorgestellte Typus der „Resignierten oder alternativlosen Langzeitbezieher*innen“ entspricht in weiten Teilen der hier beschriebenen Resignation angesichts überwältigender Strukturen. Laut Buhr sind solche Familien wider Willen zu Leistungsbeziehenden geworden und können sich dementsprechend nur schwer mit ihrer aktuellen Situation arrangieren. Ursächlich dafür ist vor allem ein Abrutschen in Armut infolge von Arbeitslosigkeit, aber auch die Beanspruchung durch ein Kind mit Behinderung wird als mögliche Ursache genannt (vgl. ebd.: 189ff.). Im Gegensatz zu dem von Buhr beschriebenen Typus lässt sich die Ursache der Resignation bei Familie Bauer deutlich differenzierter beschreiben. Erst unter Berücksichtigung der Gesamtbiografie wird ersichtlich, inwieweit auch Fragen der sozialen Anerkennung, der Erwerbsorientierung, der Exklusion und des Familienmodells einen Einfluss auf die Resignation der Familienmitglieder haben.

als unzuverlässig. Der Umzug seiner Großeltern von Friedland nach Bamberg bedeutete für ihn einen tiefen Einschnitt, da diese seine wichtigsten Bezugspersonen waren. Insgesamt standen Antons Belange aufgrund der Ausbildungs- und Partnerwechsel seiner Mutter oftmals hinten an. Als schließlich infolge seines Drogenkonsums die Unterstützung seiner Großeltern wegfiel, war Anton weitgehend auf sich gestellt. Bei seiner Suche nach Sicherheit, Orientierung und Zugehörigkeit gelangte er schließlich zur Bundeswehr. Die dortigen Belastungen veranlassten ihn jedoch erneut zum Drogenkonsum und so kam es zum Zusammenbruch, einer weiteren tief greifenden Erfahrung von Diskontinuität. Nur durch die Verantwortungsübergabe an einen neuen Strukturgeber in Form der Religionsgemeinschaft gelang es Anton erneut, seine Lebensführung zu stabilisieren. Zudem ermöglichte ihm das religiöse Weltbild, in ein positives Verhältnis zu seinem früheren Leben zu treten. Insgesamt zeigt sich, dass Anton aufgrund der Erfahrung kritischer Lebensereignisse und biografischer Diskontinuität mehrfach auf der Suche nach Orientierung in Form von passenden Strukturgebern war.

Hier bietet sich der Verweis auf Chassé et al. (2010: 319ff.) an, die herausarbeiten konnten, dass Kinder aus deprivierten Familien oftmals an der Strukturlosigkeit ihres Familienalltags leiden. Auch in anderen qualitativen Untersuchungen zeigte sich, dass sich kritische Armutskarrieren entwickeln können, wenn schon vor der Einmündung in die Erwerbsphase soziale Probleme und kritische Ereignisse eintreten (vgl. Ludwig 1996: 125).²²⁶ Im Fall von Anton Michel hätten möglicherweise frühzeitige professionelle Angebote und eine Stabilisierung der Familiensituation nach der Migration den Rückgriff auf unpassende Bewältigungsstrategien wie den Substanzmissbrauch verhindern können. Bereits das erste Ausbildungsangebot an Irene nach ihrer Migration aus der Sowjetunion, hätte wesentlich besser auf ihre Interessen und Kompetenzen abgestimmt sein müssen. Ebenso führte der Umstand, dass Irenes Vater keine passende Stelle in der Nähe des ersten Wohnorts der Familie finden konnte dazu, dass die Familie auseinandergerissen wurde, worunter insbesondere Anton zu leiden hatte. Eine enge Begleitung der Familie unter Berücksichtigung ihrer Familiengeschichte und der individuellen Bedürfnisse aller Familienmitglieder hätte möglicherweise die Entstehung und letztlich auch die Entstehung und Tradierung von Armut verhindern können.²²⁷

226 Von Monika Ludwig (1996: 125-138) werden die daraus resultierenden „diskontinuierlichen kritischen Erwerbskarrieren“ als eigenständiger Typus gefasst.

227 Dies scheint insbesondere im Hinblick auf die aktuelle Flüchtlingsdiskussion in Deutschland im Jahr 2015/2016 ein warnender Hinweis darauf zu sein, dass eine Integrationspolitik, die sich allein auf die Sprachvermittlung und die finanzielle Absicherung von Migrant*innen konzentriert, zu sozialer Desintegration und Armut über Generationen hinweg führen kann.

Biografische Kontinuität durch Aufrechterhalten kultureller Bezüge trotz Migration

Im Gegensatz zu Irene Michel und ihrem Sohn Anton, die sich vor allem bemühen als „Deutsche unter Deutschen“ anerkannt zu werden, zeigt sich die interviewte *Derya Esen* darum bemüht, ihre ursprünglichen kulturellen Bezüge auch nach der Migration aufrechtzuerhalten. Wie sich anhand der Globalanalysen zeigt, war ihre Migration von der Türkei nach Deutschland zwar mit tief greifenden Erfahrungen biografischer Diskontinuität verbunden, diese konnten jedoch durch die Integration in eine kurdische Community in Deutschland überwunden werden. Anstatt ihre ursprüngliche kulturelle Identität aufgeben zu wollen, bildete der Kontakt zu anderen Kurdinnen und Kurden in Deutschland eine Brücke in die Aufnahmegesellschaft.²²⁸ Auch über regelmäßige Reisen in ihren Heimatort erzeugt Derya Esen trotz der Migration eine biografische und kulturelle Kontinuität. Anders als möglicherweise anzunehmen wäre, führte dies im Falle von Derya Esen nicht zu einem Rückzug in die kurdische Community in Deutschland, sondern erzeugte für sie die notwendige Sicherheit, um auch soziale Beziehungen zu nicht-kurdischen Menschen in Deutschland aufzunehmen. Somit waren es eben keine umfassenden Assimilationsbemühungen, welche ihr das Ankommen in Deutschland erleichterten, sondern die Möglichkeit, trotz der Migration in ein fremdes Land, einen biografischen Bruch mit ihrer kulturellen Identität zu vermeiden.

Fazit

Erfahrungen biografischer Diskontinuität angesichts kritischer Lebensereignisse verbinden fast alle der interviewten Familien. Die Art und Weise, wie diese damit umgehen, und die Schwere der Belastung variieren jedoch sehr stark. Je nachdem welche Handlungsstrategien, Deutungsmuster und Ressourcen den Betroffenen zur Verfügung stehen, gelingt es ihnen, Stabilität zu erlangen oder ein labiles Gleichgewicht einzurichten. Insbesondere da die Familie oftmals den letzten Rückzugsort darstellt, erweist sich die Erosion traditioneller Familienformen ohne alternative Lebensentwürfe als problematisch. Einige der Interviewten suchen nach starken externen Strukturgebern, die ihnen Orientierung und Sicherheit versprechen. Andere wiederum resignieren vor der scheinbaren Übermacht der biografischen Brüche und nehmen diese als schicksalhaft wahr. Insbesondere für diese Fälle resignierter Langzeitbeziehender erweist sich das Leben in Armut als besonders prekär. Eine Einordnung in gemeinschaftliche Zusammenhänge kann möglicherweise helfen, derartige Brüche aufzufangen.

228 Ähnliche Beobachtungen im Hinblick auf den Transfer von Ressourcen finden sich unter anderem bei der Migration von Personen aus der ehemaligen Sowjetunion. Diese konnten auch nach der Migration auf soziale Netzwerke zurückgreifen, die ihnen beispielsweise bei der Wohnungssuche und beruflichen Eingliederung halfen (vgl. Metz 2015: 247).

5. Theoretische Schlussfolgerungen

In der komparativen Analyse des Materials hinsichtlich der fünf benannten Strukturaspekte zeigten sich bereits zahlreiche Hinweise auf deren theoretischen Ertrag. Deutlich wurde, dass ein einseitiger Anschluss an eine einzelne Strömung der Armutforschung zwangsweise zu einer deutlichen Verkürzung biografisch relevanter Aspekte führt. Eine solche Theoretisierung würde daher zwangsweise die biografische Verwobenheit und Komplexität der intergenerationalen sozialen Reproduktion von Armut verfehlen. Eine Theoretisierung sollte jedoch sinnvollerweise von eben dieser biografischen Verwobenheit einzelner Strukturaspekte ausgehen und von dort aus die Legitimität unterschiedlicher Ansätze der Armutforschung benennen.

Kultur der Armut

Als naheliegender theoretischer Kontext bietet sich die Diskussion um eine Kultur der Armut als Anknüpfungspunkt an (vgl. Kap. 1.3.1). In den Arbeiten von Oscar Lewis (1959; 1971) wurde unterstellt, es sei eine Armutspopulation entstanden, welche eine eigene Subkultur der Armut herausgebildet habe und aufgrund dessen über Generationen hinweg Armut kulturell vererbe. Obwohl die damaligen Studien in den folgenden Jahrzehnten oftmals kritisiert wurden, bilden derartige Annahmen nach wie vor die Grundlage gängiger Argumentationsmuster in Bezug auf Armut. Die deutsche Diskussion zur Kultur der Armut griff die Thesen von Lewis auf, relativierte allerdings den sozialisatorischen Einfluss der Familie und betonte, dass außerfamiliäre Lebensereignisse stärker berücksichtigt werden müssten (vgl. z.B. Albrecht 1969; Goetze 1971; 1989; Rommelspacher 1989).

Auf den ersten Blick stützen die Ergebnisse der vorgestellten Fallstudie diese Thesen weitgehend. Biografisch zeigte sich jedoch auch, dass der sozialisatorische Einfluss der Familie auf die Tradierung von Armut nicht unterschätzt werden darf. Was allerdings anhand der Thesen einer Kultur der Armut oftmals nur nebenbei thematisiert wird, ist die Tatsache, dass auch Familien, die über keine Armutskultur verfügen, durchaus über Generationen hinweg in Armut verbleiben können. Im Anschluss daran bietet es sich an, eine Unterscheidung zwischen einer „Kultur mit der Armut“ und einer „Armut ohne Kultur“ in Betracht zu ziehen. Erstere könnte als Grundlage eines kulturellen Arrangements mit einem Leben in Armut interpretiert werden, wie es beispielsweise von Lewis (1959) beschrieben wurde. Letztere kennzeichnet ein Leben in Armut bei gleichzeitiger Abwehr sozialer Beziehungen im Armutskontext. Familien, die in Armut leben, ohne sich damit arrangieren zu können, leiden demnach umso mehr unter dieser Situation. Auch die Annahme, eine Kultur der Armut lasse sich anhand einer begrenzten Anzahl von Merkmalen beschreiben (vgl. Lewis 1971: 48), erscheint

angesichts der Vielfalt des Lebens in Armut vermessen. So beziehen sich die beschriebenen Strukturaspekte zwar auf einige zentrale Punkte der untersuchten Biografien, schon die unterschiedlichen individuellen Umgangsweisen mit diesen verweisen jedoch darauf, dass eine angemessene Betrachtung prinzipiell immer unabgeschlossen bleiben muss.

Armutfallentheorem

Auch der unterstellte Zusammenhang zwischen der Höhe der Lohnersatzleistungen und der Arbeitsbereitschaft von Menschen in Armut, wie er in Deutschland anhand des Armutfallentheorems (vgl. Kap. 1.3.2) behandelt wird, weist bei näherer Betrachtung und vor dem Hintergrund der angefertigten Fallrekonstruktionen deutliche Grenzen auf. Gemäß dem Armutfallentheorem wird davon ausgegangen, dass zu hohe Sozialleistungen erwerbslosen Menschen den Anreiz nähmen, sich erneut um eine Anstellung zu bemühen. Ein probates Mittel gegen die Entwicklung von Langzeitarbeitslosigkeit wäre demnach eine Senkung der Sozialleistungen und ein größerer Druck auf die Leistungsbeziehenden. Derartige Überlegungen können unter anderem als argumentative Grundlage der Hartz-Reformen angesehen werden (vgl. Fehr/Vobruba 2011).

Finden lassen sich solche Einstellungen tatsächlich in den untersuchten Fällen, etwa im Hinblick auf eine Erwerbsorientierung, welche primär eine Kosten-Nutzen-Kalkulation vornimmt. Es erscheint jedoch fraglich, ob allein eine Senkung des Leistungsniveaus das passende Mittel für eine Reintegration in den Arbeitsmarkt darstellen kann. Biografisch betrachtet wäre dadurch nur ein Teil der Leistungsbeziehenden zur Arbeitsaufnahme zu bewegen. Vor allem solchen Familien, in denen bereits eine statusorientierte Erwerbsorientierung vorliegt, würde eine Leistungsabsenkung hingegen massiv schaden. Gerade solche Familien sind auch ohne zusätzlichen Druck sehr stark von der geringen Höhe der Sozialleistungen betroffen. Eine Kürzung der finanziellen Mittel könnte in diesen Fällen zu einer dramatischen Verschlechterung der bereits prekären Lebensumstände führen. Sie benötigen vielmehr umfassende staatliche und sozialarbeiterische Unterstützung, anstatt weiter unter Druck gesetzt zu werden. Dabei muss auch die Frage Berücksichtigung finden, ob es in jedem Falle als erstrebenswert gelten kann, die Arbeitsaufnahme von Menschen in Armut zu erwirken oder ob andere Aspekte nicht wesentlich bedeutsamer im Hinblick auf den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang sind.

Neue Armut

Die in den 1970er und 1980er Jahren aufkommende Diskussion um eine neue Armut (vgl. Kap. 1.3.3) wird heutzutage nur noch selten aufgegriffen. Dies ist kaum verwunderlich, thematisierte sie doch vor allem einen Strukturwandel der Armutsbevölkerung, der heute weitgehend als selbstverständlich

gilt. Nach den 1950er und 1960er Jahren in denen in Deutschland nahezu Vollbeschäftigung herrschte, wurde die Erwerbslosigkeit infolge der Wirtschafts- und Ölkrise der 1970er Jahre zur zentralen Ursache von Armut. Zuvor waren vor allem kranke, alte und obdachlose Menschen von Armut betroffen und Armut wurde lediglich als Randgruppenphänomen diskutiert (vgl. Wert 1991: 130). Spätestens seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gilt es hingegen weitgehend als selbstverständlich, dass auch junge, gesunde und arbeitsfähige Menschen in Armut leben.

Inwieweit sich die Struktur der Armutspopulation aktuell erneut verändert hat, lässt sich selbstverständlich nicht allein anhand einer einzigen biografischen Studie feststellen. Dazu sind quantitative Arbeiten notwendig, die die heutige Zusammensetzung der Bevölkerungsanteile untersuchen, deren Einkommen unterhalb der Armutsgrenze liegt. Dennoch ergibt sich ein durchaus relevanter Bezug zur Diskussion über die „neue Armut“. Insbesondere die 1990er Jahre und die damals zunehmende konjunkturelle Arbeitslosigkeit zogen krisenhafte Lebensereignisse für einige der Interviewten der vorliegenden Untersuchung nach sich. Viele von ihnen wurden in dieser Zeit erstmals erwerbslos und konnten in den folgenden Jahren nicht erneut in ein dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis einmünden. Auch wenn nicht mehr von einer Zwei-Drittel-Gesellschaft (vgl. Glotz 1984) die Rede sein kann, so sind doch erst infolge des damaligen Strukturwandels der Arbeitswelt Menschen erwerbslos geworden, deren Kinder sich heute ebenfalls auf dem Arbeitsmarkt bewähren müssen. Die heutigen Probleme dieser Familien können demnach teilweise als Folge einer verfehlten Arbeitsmarktpolitik der 1980er und 1990er Jahre interpretiert werden. Diejenigen Personen, die damals den Anschluss an die Erwerbsgesellschaft verloren haben, tragen ihr Erbe in die nachfolgenden Generationen weiter. In aller Deutlichkeit zeigen sich die Spätfolgen der damaligen Strukturveränderungen des Arbeitsmarktes vor dem Hintergrund der sich abzeichnenden Verlaufskurven des biografischen Erleidens, wie sie in den vorgestellten Fällen oftmals infolge lang andauernder Erwerbslosigkeit in Gang gesetzt wurden.²²⁹

Exklusionsdebatte

Da sich einer der fünf zentralen Struktur Aspekte insbesondere auf Erfahrungen sozialer Exklusion und sozialräumlicher Segregation bezieht, scheint ein Anschluss an die Debatte um die Exklusion und Segregation der Armutsbevölkerung naheliegend (vgl. Kap. 1.3.4). Dass dies nur einen von insge-

229 Beispielsweise wurde Herbert Bauer Anfang der 1990er Jahre aufgrund einer konjunkturbedingten Insolvenz seines Arbeitgebers erwerbslos, woraufhin es ihm nicht erneut gelang, ein dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis einzugehen. Auch Silan Esen, eine kurdische alleinerziehende Mutter, wurde in den 1990er Jahren aufgrund der schlechten Auftragslage gekündigt und musste sich daraufhin über 20 Jahre hinweg mit Aushilfstätigkeiten und Saisonarbeit finanzieren.

samt fünf Strukturaspekten darstellt, deutet jedoch bereits darauf hin, dass eine Perspektive, die allein auf Exklusionsprozesse zielt, aus biografischer Sicht zu kurz greift. Insbesondere in den Anfängen der Exklusionsdebatte der Armutsforschung in den 1990er Jahren wurde darauf hingewiesen, dass Marginalisierung am Arbeitsmarkt und Ausschluss von Erwerbsarbeit für einen Großteil der Menschen eine soziale Isolation nach sich zieht (vgl. Kronauer 1996: 60). Soziale Ungleichheit war demnach nicht länger nur eine Frage von oben und unten, sondern auch von innen und außen (vgl. Bude/Willisch 2008a: 8). Eine derart strikte Unterteilung der Gesellschaft wurde mittlerweile auch in der Exklusionsforschung weitgehend aufgegeben. Aktuellere Positionen berücksichtigen durchaus, dass „die Ausgeschlossenen“ selbstverständlich in derselben Gesellschaft leben, die ihnen zentrale Teilhabechancen verwehrt (vgl. Kronauer 2010: 203). Im Kern geht es dabei jedoch nach wie vor um die Annahme, dass der soziale Ausschluss und die sozialräumliche Segregation für viele Menschen in Armut eine große Relevanz haben.

Mithilfe der biografischen Perspektive lässt sich aufzeigen, dass die gesellschaftliche Ausgrenzung von den Interviewten zwar wahrgenommen wird, eine Integration in die Mehrheitsgesellschaft aufgrund der Familientradition jedoch oftmals gar nicht gewünscht ist. Aus Sicht der Betroffenen befinden sie sich nicht am Rande sondern innerhalb der Gesellschaft, nur ohne dabei die Anerkennung der Mehrheitsgesellschaft zu erfahren. Tatsächlich würde für einige von ihnen ein beruflicher Aufstieg eine Selbstexklusion aus ihrem Herkunftsmilieu bedeuten, die sie sogar dann vermeiden, wenn ihnen dadurch bessere finanzielle Verhältnisse in Aussicht stehen. Räumliche Aspekte spielen dabei offensichtlich eine große Rolle und müssen Berücksichtigung finden, möchte man die Teilhabechancen von Menschen in Armut richtig einschätzen. Die armutsbedingte sozialräumliche Segregation der interviewten Familien führt dazu, dass Familien mit teilweise völlig gegensätzlichen Traditionen in marginalisierten Quartieren zusammen leben. Die gemeinsamen Erfahrungen von Armut und sozialer Exklusion ziehen dabei nicht zwangsweise eine Solidarisierung nach sich, sondern können ebenso den Rückzug einzelner Familien verstärken. Die einseitige Betonung der Ausschlusserfahrungen von Menschen in Armut, wie sie in der Exklusionsdebatte zentral ist, vernachlässigt zudem, dass diese von anderen biografisch relevanten Aspekten verdeckt oder negiert werden können. Wie soziale Ausgrenzung erfahren wird ist letztlich immer von der Perspektive der Betroffenen abhängig.

Dynamische Armutsforschung

Insbesondere die dynamische Armutsforschung plädiert immer wieder dafür, den Facettenreichtum und die Zeitlichkeit von Armut stärker in den Blick zu nehmen (vgl. Kap. 1.3.5). Ausgangspunkt der dynamische Perspektive im

deutschsprachigen Raum waren vor allem die Arbeiten von Leibfried, Leisering et al. (1995), aus deren Forscher*innengruppe diverse Publikationen hervorgingen. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es kaum verlässliche Daten bezüglich der Dauer und des Verlaufs von Armut in Deutschland (vgl. Leisering 2008: 124). Entgegen der vorherigen eher starren Armutskonzepte stellen die Vertreter*innen der dynamischen Perspektive fest, dass sowohl die Dauer, als auch die individuellen Auswirkungen von Armut sehr stark variieren können (vgl. ebd.: 129). Ziel ist angesichts dessen nicht allein die Veränderung des Einkommens über den Zeitverlauf zu betrachten, sondern auch zu untersuchen, was Menschen konkret unternehmen, um die Armut zu verlassen (vgl. Leisering/Leibfried et al. 1995: 17). Da es den Vertreter*innen der dynamischen Perspektive jedoch vor allem darum geht, aufzuzeigen, dass Armut für die meisten Betroffenen nur von kurzer Dauer ist, werden Personen und Familien, die über Jahre hinweg in Armut verbleiben nur am Rande berücksichtigt.²³⁰

Die Feststellung, dass Menschen in Armut auch Phasen finanzieller Stabilität erleben, bestätigte sich auch in den Fallrekonstruktionen dieser Arbeit. Schon während der Suche nach geeigneten Interviewpartner*innen zeigte sich, dass diese nur in seltenen Fällen durchgehend erwerbslos waren. Aus diesem Grund wurde das Sample auch auf Personen ausgeweitet, die zwischenzeitlich immer wieder beschäftigt waren (vgl. Kap. 2.3). Die langfristigen und generationenübergreifenden Folgen von Armut werden allerdings im Kontext der dynamischen Armutsforschung teilweise unterschätzt bzw. nicht ausreichend abgebildet. Der Umstand, dass die Gruppe der Menschen, die über längere Zeit unter der Armutsgrenze leben, rein statistisch gesehen eher klein ist, kann nicht als Argument gelten, deren Lebensbedingungen als notwendiges Übel einer vernachlässigbaren Minderheit unserer heutigen Arbeitsgesellschaft hinzunehmen. In den von mir untersuchten Fällen hatten die Armutserfahrungen der Eltern immer auch einen Einfluss auf die Generation der Kinder. Armut ist für diese Familien nicht nur eine vorübergehende Erfahrung oder Lebensphase, sie bedeutet einen tiefen Einschnitt, der die Lebensplanung langfristig und über Generationen hinweg beeinflussen kann. Insbesondere dann, wenn mehrere Strukturaspekten ungünstig ineinander greifen und sich verstärken, erweist sich Armut als wenig dynamisch.

230 Hervorzuheben sind diesbezüglich die Überlegungen von Petra Buhr (1995), die als Vertreterin der dynamischen Armutsforschung einen Vergleich von Kurz- und Langzeitar-mut vornimmt. Dabei stellt sie im Ergebnis fest, dass kurzzeitige Armut das vorherrschende Zeitmuster hinsichtlich des Bezugs von Sozialleistungen darstellt und Langzeitar-mut im Vergleich dazu nur selten auftritt. In beiden Fällen aber können sozialstaatliche Leistungen helfen, Risikolagen zu überwinden und Übergänge zu stabilisieren (vgl. ebd.: 224-229).

Prekaritätsdebatte

In der aktuellen Prekarisierungsdebatte wird davon ausgegangen, dass der Zusammenhang zwischen Armut und Erwerbslosigkeit heute immer stärker entkoppelt ist (vgl. Kap. 1.3.6). Mit der Zunahme prekärer und atypischer Beschäftigungsverhältnisse nimmt die Armut trotz Arbeit zu. Dörre et al. (2013: 33ff.) haben dementsprechend eine Prekarisierungsthese formuliert, der zufolge die aktivierende Arbeitsmarktpolitik ehemalige Langzeiterwerbslose in prekäre und atypische Beschäftigungsverhältnisse zwingt. Folgt man diesbezüglich den Gegenwartsdiagnosen von Castel (2008: 357ff.), so ist dies als Teil eines allgemeinen Wandels der sozialen Frage zu interpretieren. Kristallisationspunkte der neuen sozialen Frage sind demnach eine Destabilisierung der Beschäftigungszonen, ein „Sich-Einrichten“ in der Prekarität und ein Ausschluss „überzähliger“ Personen vom Arbeitsmarkt.

Auch unter den von mir interviewten Personen waren einige, die bereits mehrfach in atypischen und geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen angestellt waren. Die dadurch erzielten Einkommen, reichten jedoch bei weitem nicht aus, um aus der Armut auszusteigen. Stattdessen nahmen sie teilweise zeitgleich bis zu drei verschiedene Jobs auf. Insofern stimmen die einzelnen Einblicke meiner Untersuchung mit denen der Prekaritätsdebatte überein. Ausgehend davon auf eine generelle Zunahme atypischer Beschäftigungsverhältnisse zu schließen, wäre aufgrund der geringen Fallzahl sicherlich verfehlt. Über die Beweggründe, ein solches Beschäftigungsverhältnis einzugehen, können die interviewten Personen hingegen einiges aussagen. So zeigen die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung, dass die Gründe für eine prekäre Beschäftigung biografisch sehr verschieden sein können, auch wenn die einzelnen Personen sich nach außen hin sehr ähnlich präsentieren. Ob die Übernahme einer solchen Tätigkeit der Unterstützung der Familie dient, den sozialen Status wiederherstellen soll oder lediglich dabei hilft, eine finanzielle Notlage zu überbrücken, kann für den Einzelfall einen entscheidenden Unterschied bedeuten. Auch zeigt sich, dass in den untersuchten Fällen kaum eines dieser Anstellungsverhältnisse den Weg in eine Vollzeitbeschäftigung ebnete.²³¹ Vielmehr verstärkten die jeweils befristeten Arbeitsverträge nur noch die biografische Diskontinuität und begünstigten somit eine grundlegende Verunsicherung, die auch die Erwerbsorientierungen der nachfolgenden Generationen negativ beeinflusst.

Kinderarmut

Die aktuelle Forschung zum Thema Kinderarmut erweist sich hinsichtlich der Ergebnisse der vorliegenden Fallrekonstruktionen ebenfalls als anschlussfähig. Zentrales Anliegen der diesbezüglichen Forschungsarbeiten ist es, auf

231 Selbst der Ausstieg von Maria James kann nur bedingt als Gegenbeispiel gelten, da dieser nur durch die Übernahme mehrerer schlecht bezahlter Anstellungsverhältnisse auf einmal gelang.

die massiven Folgen familialer Armut für Kinder in Deutschland hinzuweisen. Kinder und Jugendliche sind demnach immer auch von der Armut ihrer Eltern betroffen. Dabei verweist der Anstieg der Kinderarmut zugleich auf eine Prekarisierung der Erwerbs- und Einkommensverhältnisse insgesamt (vgl. Chassé/Zander/Rasch 2010: 16). Bereits in den 1990er Jahren wurde festgestellt, dass sich finanzielle Problemlagen negativ auf das Familienklima auswirken können und belastend auf Eltern und ihre Kinder wirken (vgl. Walper 1997: 275). Durch die Abhängigkeit von ihren Eltern gelangen Kinder weitgehend unverschuldet in Armutslagen, zugleich wird die Bewältigung von Armut in hohem Maße durch das Verhalten der Eltern und die Familienkonstellation geprägt (vgl. Andrá 2000: 274). Insgesamt weisen die Forschungsergebnisse jedoch erhebliche Differenzen hinsichtlich der Bewertung von Armut und deren Folgen für Kinder auf (vgl. Butterwegge/Klundt/Belke-Zeng 2008: 175).

Anhand der rekonstruierten Fälle zeigt sich im Hinblick auf das Thema Kinderarmut, dass schon eine grundlegende Verunsicherung durch prekäre Lebensbedingungen in den ersten Jahren fatale Folgen für den weiteren Lebensweg haben kann. Problematische Bewältigungsstrategien wie Alkohol- oder Drogenkonsum, aber ebenso ein ausgeprägtes Rückzugsverhalten können von der nachfolgenden Generation aufgegriffen werden. Erfahren Kinder und Jugendliche aus armen Familien keine ausreichende Unterstützung, so kann dies zu einer sozialen Reproduktion von Armut führen, die über Jahre hinweg Folgen nach sich ziehen kann. Dementsprechend scheint es unerlässlich, vor allem in den ersten Lebensjahren, in denen die Grundlagen für den weiteren Lebensweg gelegt werden, unterstützend einzugreifen und alternative Bewältigungsstrategien bereitzustellen. Auch nach den ersten Lebensjahren kann beispielsweise ein sozialstaatlich erzwungener Umzug in einen Milieufremden Stadtteil zu einer sozialen Reproduktion von Armut beitragen. Dementsprechend müsste deutlich mehr unternommen werden, um Kindern den Verbleib in einem ihnen vertrauten und anregenden Milieu zu ermöglichen. Biografisch zeigte sich zudem, dass passgenaue Angebote der Alltagsstrukturierung, in denen Orientierungsmöglichkeiten und Zugehörigkeit geboten werden, eine echte Perspektive für einen Ausstieg aus der Armut bedeuten können. Dies setzt allerdings voraus, dass Angebote der Sozialen Arbeit den ganzen Menschen in den Blick nehmen und die nötige biografische Sensibilität an den Tag legen, um als echte Alternative wahr- und angenommen zu werden.

Anerkennung

Neben diesen Anknüpfungspunkten in der Armutsforschung drängt sich auch ein Anschluss an die bisher in diesem Kontext eher vernachlässigte Anerkennungsdiskussion auf. Empirisch zeigte sich immer wieder das große Bedürfnis der Interviewten nach unterschiedlichen Formen von Anerkennung. Die

geringe öffentliche Wertschätzung und die Stigmatisierung von Familien im Leistungsbezug werden von allen Interviewten wahrgenommen und wirken strukturgebend auf ihre Lebensgeschichten. Eine biografisch orientierte Armutsforschung, die das Ineinandergreifen unterschiedlicher Dimensionen des Lebens in Armut aufgreift und ernst nimmt, kommt daher um eine Bezugnahme auf anerkennungstheoretische Überlegungen nicht herum.

Mit der Anerkennungstheorie von Honneth (1994) lässt sich ein Anerkennungsdefizit in allen drei von ihm beschriebenen Anerkennungskategorien rekonstruieren (Liebe, Recht, soziale Wertschätzung). Einerseits werden Menschen in Armut mit der Problematik einer begrenzten rechtlichen Anerkennung konfrontiert. Die in der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik unterstellte Erziehungsbedürftigkeit Leistungsbeziehender kommt einer Einschränkung des Rechtsstatus gleich.²³² Ebenso können die arbeitsmarktpolitischen Zwangsmaßnahmen, die im Rahmen von Eingliederungsvereinbarungen durchgesetzt werden, als Teil einer rechtlichen Ungleichbehandlung interpretiert werden. Erwerbslose und leistungsbeziehende Menschen befinden sich somit immer auch in einem rechtlichen Legitimationsnotstand, der auf eine entsprechende Anerkennungsproblematik verweist. Biografisch mindestens ebenso problematisch ist der Mangel an sozialer Wertschätzung, den Familien in Armut erfahren. Honneth geht davon aus, dass soziale Wertschätzung auf der Grundlage eines gemeinsamen kulturellen Selbstverständnisses entsteht, welches die Kriterien einer intersubjektiven Anerkennung von Leistungen und Fähigkeiten bestimmt (vgl. ebd. 1994: 196ff.). Der Berufsstatus und das damit verbundene Einkommen werden gesellschaftlich als deutlich sichtbare Kennzeichen individueller Leistungen interpretiert. Beruflicher Erfolg und sozialer Status gelten somit gesellschaftlich als relativ eindeutige Zeichen individueller Anstrengungen. Vor allem für solche Familien, die sich an derartigen Normvorstellungen orientieren, kann eine langanhaltende Erwerbslosigkeit einem schwerwiegenden Verlust sozialer Wertschätzung gleich kommen. Auch die affektive Zuwendung, wie sie für die Anerkennungsdimension der Liebe kennzeichnend ist, kann durch Armutserfahrungen beeinträchtigt sein. Insbesondere in Familien in denen das Zusammenleben durch kritische Lebensereignisse und biografische Brüche gekennzeichnet ist, besteht eine Gefahr für den familialen Zusammenhalt und den empathischen Umgang miteinander. Ein Mangel an affektiver Zuwendung vonseiten der Eltern kann Konsequenzen für den weiteren Lebensweg nach sich ziehen und eine soziale Reproduktion von Armut begünstigen.

Solange die soziale Wertschätzung derart eng mit dem Erwerbsstatus verbunden ist, muss ein Leben ohne Beschäftigung mit einer Anerkennungsproblematik einhergehen. Alternative soziale Kontexte, wie sie im Rahmen

232 Eindrückliches Beispiel dafür ist die Residenzpflicht von Menschen im ALG II-Bezug. Auf zahlreiche weitere Einschränkungen von Grundrechten wird insbesondere bei Claus (2008) eingegangen.

der Fallbeispiele vorgestellt wurden, können diesbezüglich eine kompensatorische Funktion übernehmen. Personen, die keinen Zugang zu derartigen Anerkennungskontexten haben, müssen sozialpolitisch und pädagogisch besser aufgefangen werden. In letzter Konsequenz muss in die stigmatisierende öffentliche Diskussion über „Sozialhilfeadel“ und die vermeintlichen Nutznießer*innen der „sozialen Hängematte“ eingegriffen werden. Das Bild von Leistungsbeziehenden, das in derartigen Diskursen produziert wird, verhindert deren gesellschaftliche Inklusion und ist für deren prekäre Situation mitverantwortlich. Stattdessen erscheint es dringlich, realistische und wertschätzende Bilder von Familien in Armut in die Diskussion einzubringen und so zu einer größeren sozialen Wertschätzung armer Bevölkerungsgruppen beizutragen.

Zusammenfassung

Bezugnehmend auf die derzeit relevanten Diskurse der deutschsprachigen Armutsforschung zeigt sich, dass diese nach wie vor jeweils nur eine theoretisch verengte Perspektive zulassen. Demgegenüber lässt sich die Vielseitigkeit von Armut in Familien nur erkennen, wenn man den Blick auf die Bedeutung von Armut im Lebensvollzug ausweitet und unterschiedliche Sichtweisen mit einbezieht. Erst dadurch wird in vollem Umfang erkennbar, dass sich Armut in Familien zwar sozial reproduzieren kann, dies aber auf der Grundlage teils konträrer Familiengeschichten und -traditionen und immer in Abhängigkeit von einer Vielzahl an Strukturaspekten. Erst wenn diese Mehrdimensionalität und biografische Relevanz von Armut mit berücksichtigt wird, können sozialstaatliche Programme fruchten. Eine solche Perspektive benötigt allerdings deutlich mehr Zeit und Einfühlungsvermögen, als insbesondere den Jobcentern und Arbeitsagenturen zur Verfügung stehen. Derzeit werden daher noch vor allem die Familien selbst verantwortlich gemacht, wenn die schematisch geplanten und teils lebensfremden Arbeitsmarktmaßnahmen nicht greifen.

6. Fazit

Ebenso wie sich die lebensgeschichtlichen Zusammenhänge, die eine intergenerationale soziale Reproduktion von Armut bedingen, nicht auf einen einzelnen Aspekt zurückführen lassen, kann am Ende dieser Arbeit nicht bloß ein einziges zentrales Ergebnis stehen. Das Kernstück der Ergebnisdarstellung besteht vor allem in der Beschreibung der rekonstruierten Struktur-Aspekte. Deren charakteristische Merkmale werden ebenso herausgestellt, wie die Beziehungen zwischen den einzelnen Aspekten. Im Anschluss daran wird auf die sich daraus ergebenden zentralen theoretischen Perspektiven hingewiesen. Diese werden entlang der zuvor benannten theoretischen Diskurse exemplifiziert. Den Abschluss dieser Arbeit bildet ein allgemeiner Ausblick, in dem mögliche Anknüpfungspunkte an die hier vorgestellten Ergebnisse benannt werden.

6.1 Strukturaspekte eines Lebens in Armut

Anhand der komparativen Analyse des Interviewmaterials und unter Berücksichtigung externer Studien konnten insgesamt fünf Strukturaspekte herausgearbeitet werden, die sich für die Lebens- und Familiengeschichten von Menschen in Armut als zentral erwiesen haben. Im Folgenden werden diese pointiert zusammengefasst.

- Als grundlegend für die Beantwortung der Frage, ob eine Person über längere Zeit in Armut verbleibt, hat sich im Rahmen der Untersuchung die persönliche sowie die familial vorgelebte *Erwerbsorientierung angesichts von Erfahrungen der Erwerbslosigkeit* herausgestellt. Als Reaktion auf dauerhaft geringe Beschäftigungschancen im Erwerbsssektor bilden einige Personen des Samples eine Kosten-Nutzen-Orientierung im Hinblick auf Erwerbsarbeit aus. Reproduziert sich diese über Generationen hinweg, so kann es zu einer Verfestigung von Armut kommen. Zugleich dient eine Kosten-Nutzen-Orientierung als Selbstschutz der Familien vor den Zumutungen prekärer Beschäftigungsverhältnisse. Für andere Personen des Samples wiederum wird Erwerbsarbeit auch nach Jahren der Erwerbslosigkeit als größte Chance eines sozialen Aufstiegs und eines erneuten Staterwerbs angesehen. Erwerbslosigkeit wird hierbei als persönliches Scheitern interpretiert und ist stark schambesetzt. Für die nachfolgende Generation kann dies zu einer tiefen Verunsicherung führen, die eine eher diffuse Erwerbsorientierung nach sich zieht. Dennoch kann Erwerbsarbeit auch für Kinder aus eher statusorientierten Familien

in Armut ein wichtiger Strukturgeber sein, sofern es zu einem dauerhaften Beschäftigungsverhältnis kommt. Hier zeigt sich, dass von dem individuellen Umgang mit der eigenen Erwerbslosigkeit immer auch Impulse auf die nachfolgenden Generationen ausgehen.

- Als zweiter relevanter Strukturaspekt erwiesen sich *Erfahrungen sozialer Exklusion und sozialräumlicher Segregation*. Für die einen erweist sich das Leben im marginalisierten Quartier als die einzige Möglichkeit sozialer Teilhabe. Obwohl die Familien durchaus darum wissen, dass sie an den Rändern der Gesellschaft leben, nutzen sie die sozialen Netzwerke, die sich ihnen an ihrem Wohnort bieten, über Generationen hinweg und erfahren diesen als Dreh- und Angelpunkt ihrer Alltagsorganisation. Für die anderen wiederum manifestiert sich die Erfahrung sozialer Exklusion derart massiv anhand des Lebens im segregierten Quartier, dass dieses zum Gegenhorizont des eigenen Lebensentwurfs stilisiert wird. Die Distinktion gegenüber anderen Familien in Armut und die Scham, als Teil der Armutsbevölkerung betrachtet zu werden, können letztendlich zur Selbstexklusion und zum Rückzug in die Kernfamilie führen. Den nachfolgenden Generationen bleibt angesichts dessen oftmals nur noch die Wahl sich ebenfalls auf die Sozialkontakte innerhalb der Familie zu beschränken oder aber alternative Formen der Zugehörigkeit zu suchen, die quer liegen zu den Trennungslinien sozialer Ungleichheit (wie z.B. in Religionsgemeinschaften, im Kneipenkontext oder in Sport- und Kulturvereinen).
- Obwohl der *Zusammenhang zwischen geringem Sozialstatus und Problemen der Anerkennung* in der Armutsforschung bislang kaum Beachtung findet, stellt er einen zentralen Strukturaspekt des Lebens von Familien in Armut dar. Angesichts einer nach wie vor hohen sozialen Wertschätzung der Mutterrolle, lässt sich ein geringer sozialer Status zumindest von den weiblichen Familienmitgliedern teilweise über diese kompensieren. Im Gegensatz zu männlichen Erwerbslosen ist es ihnen trotz geringer Chancen einer Eingliederung in den ersten Arbeitsmarkt möglich, soziale Wertschätzung zumindest als „gute Mutter“ zu erfahren. Personen, denen diese Möglichkeit nicht offen steht, oder die in ein anderes Familienmodell einsozialisiert wurden, sind hingegen weitaus stärker an einem Staterwerb durch Erwerbsarbeit orientiert. Ebenso zeigen die interviewten Erwerbslosen Bemühungen, soziale Wertschätzung aufgrund ihrer kulturellen Bildung, ihres Engagements oder anderer alternativer Betätigungsfelder zu erlangen. Die Suche nach solchen alternativen Anerkennungskontexten war in einigen der rekonstruierten Fälle von zentraler Bedeutung. Welche Aspekte anerkennungsrelevant werden, steht in all

diesen Fällen in einem engen Zusammenhang mit der familialen Sozialisation sowie den Anerkennungskontexten, die sich aus den strukturellen gesellschaftlichen Bedingungen ergeben.

- Das jeweilige *Familienmodell angesichts der heutigen Erosion familialer Orientierungen* scheint ebenfalls großen Einfluss auf die generationale Weitergabe und den Umgang mit Armut zu haben. Die meisten der untersuchten Familien orientieren sich am Modell der kleinbürgerlichen Familie mit einer geschlechtsspezifischen Rollenverteilung zwischen einem männlichen Alleinverdiener und einer mit Haushalt und Kindererziehung befassten Mutter. Der Wegfall des männlichen Hauptversorgers führte dadurch fast immer zu einem sozialen Abstieg der gesamten Familie. In einigen Fällen behielten die weiblichen Familienmitglieder diese Rollenverteilung bei, selbst nachdem es zur Trennung von ihrem Partner gekommen war. In solchen Fällen übernahm der Sozialstaat die finanzielle Absicherung, welche zuvor dem männlichen Ernährer oblag. Zugleich kann eine erweiterte Großfamilie als Unterstützungs- und Orientierungszusammenhang dienen. Als funktionales Äquivalent dazu bieten sich jedoch auch soziale Kontexte mit einer familienähnlichen Gemeinschaftsstruktur an. Lassen sich keine weiteren Formen der Vergemeinschaftung finden, so können die Mitglieder der Kernfamilie als einzig verbleibender Orientierungsrahmen dienen.
- Zuletzt lässt sich feststellen, dass die Familien- und Lebensgeschichten von Menschen in Armut von *Erfahrungen massiver biografischer Diskontinuität* gekennzeichnet sein können, zu denen sie sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen verhalten müssen. Für die einen ist es gerade die ansonsten so bedeutsame Familie, welche angesichts veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen von Beziehungswechseln und anderen Formen der Diskontinuität gekennzeichnet ist. In den rekonstruierten Fällen gelang es jedoch jeweils, die Erfahrungen familialer Diskontinuität durch das Ausweichen in familienähnliche soziale Kontexte zu kompensieren. Für die anderen wiederum bleiben angesichts überwältigender Erfahrungen biografischer Diskontinuität nur noch die Resignation und der soziale Rückzug. In solchen Fällen, in denen sich Armut zunächst als Verlaufskurvenpotenzial aufschichtet, um daraufhin über die Familien hereinzubrechen, wird Armut zur Bedrohung für die gesamte Lebensführung und kann sich über Generationen hinweg fortsetzen. Eine Möglichkeit, erneut handlungsfähig zu werden, kann darin liegen, die Verantwortung an externe Strukturgeber abzugeben, die Sicherheit und Orientierung versprechen. Ob diese zu einer Stabilisierung der Lebensführung beitragen oder ebenfalls ein Verlaufskurvenpotenzial in sich bergen, muss jeweils am Einzelfall entschieden werden.

Einzel aufgelistet lassen sich die rekonstruierten Strukturaspekte zwar gut veranschaulichen, ihre Stärke besteht jedoch vor allem darin, dass sie keine abgeschlossenen Erklärungsansätze bieten, sondern nur in ihrem Zusammenspiel ihre volle biografische Relevanz eröffnen. Es handelt sich eben nicht bloß um isolierte Aspekte, die in einer interdependenten Beziehung zueinander stehen, sondern um interdependente Aspekte, die sich erst in ihrer biografischen Verbindung miteinander ergeben. Es wäre möglicherweise naheliegend, den Gesamtzusammenhang all dieser Aspekte anhand übergeordneter Konzepte von Lebenslagen, Lebensstilen oder Milieus erklären zu wollen. Das komplexe Zusammenspiel von Erwerbsorientierung, sozialer Exklusion, Anerkennung, Familienmodell und kritischen Lebensereignissen lässt sich anhand solcher Ansätze jedoch jeweils nur unvollständig begründen. Demgegenüber gehen die an dieser Stelle ausformulierten Strukturaspekte nicht von dem Anspruch aus, lediglich einen zentralen sozialen Reproduktionsmechanismus aufzuzeigen. Zwar verweisen sie auf einige zentrale Aspekte der sozialen Reproduktion von Armut in Familien, die Stärke besteht jedoch gerade in der Offenheit des Konzepts interdependenter Strukturaspekte von Armut.

6.2 Theoretische Perspektiven

Im Anschluss an die zuvor ausformulierten theoretischen Schlussfolgerungen (vgl. Kap. 5.) sollen im Folgenden die sich daraus ergebenden theoretischen Perspektiven und mögliche zukünftige Anknüpfungspunkte aufgezeigt werden. Wie ersichtlich wurde, bieten alle kritisch diskutierten Theoriekontexte der Armutforschung lohnenswerte Erklärungsansätze für die einzelnen Themenbereiche, die in dieser Arbeit als bedeutsam herausgestellt wurden.

- Obwohl die Arbeiten von Oscar Lewis und seine Theorie einer *Kultur der Armut* bis in die 1950er Jahre zurückreichen, weisen sie doch eine große Ähnlichkeit mit der Ausrichtung dieser Untersuchung auf. Zwar fallen die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung vor dem Hintergrund eines weitaus differenzierteren theoretischen Erbes und veränderter gesellschaftlicher Vorzeichen anders aus, die dahinter stehenden Absichten decken sich jedoch weitgehend mit denen von Lewis. Vor allem im Hinblick darauf, die Familien- und Lebensgeschichten zum Ausgangspunkt der Überlegungen zu machen, können die Arbeiten von Lewis als Prototyp einer biografisch orientierten Armutforschung verstanden werden. Die Rede von einer Kultur der Armut darf jedoch nicht zu einer einseitigen Sichtweise auf die familialen Ursachen von Armut führen. Statt-

dessen verweisen die im Rahmen dieser Arbeit vorgestellten Struktur-
aspekte jeweils sowohl auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen als
auch auf die individuellen bzw. familialen Umgangsweisen mit diesen. Im
Ergebnis ergibt sich daraus eine Vielzahl an „Armutskulturen“, die sich
kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen, sondern vielmehr
auf die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung verweisen.

- Auch wenn das *Armutsfallentheorem* aus biografischer Sicht eine deutliche Verkürzung der Armutproblematik darstellt, so muss dennoch eingeräumt werden, dass eine Absenkung der Leistungshöhe manche der untersuchten Familien höchstwahrscheinlich zur Aufnahme einer Erwerbstätigkeit veranlassen würde. Insbesondere Personen mit einer Kosten-Nutzen-Erwerbsorientierung ließen sich möglicherweise durch eine Absenkung des Leistungsniveaus zur Arbeitsaufnahme bewegen. Zugleich zeigen die Ergebnisse dieser Untersuchung jedoch auch, dass eine solche Erwerbsorientierung biografisch betrachtet eine Reaktion auf Erfahrungen sozialer Exklusion und sozialräumlicher Segregation darstellt. Eine weitere Leistungskürzung würde angesichts dessen mit der Gefahr einhergehen, die soziale Ausgrenzung der Familien zu verstärken und die Reproduktion von Armut zu begünstigen. Zudem birgt eine Absenkung des allgemeinen Leistungsniveaus das Risiko, insbesondere solche Familien zu destabilisieren, die bereits unter den gegenwärtigen Bedingungen kaum dazu in der Lage sind, ihren Alltag zu bewältigen. Eine allgemeine Absenkung des Leistungsniveaus kann angesichts dessen die sozialen Probleme oftmals noch verschärfen, anstatt zu ihrer Behebung beizutragen. Letzteres bedarf stattdessen vor allem eines individuellen und biografisch sensiblen Vorgehens.
- Auch die unter dem Begriff *neue Armut* zusammengefassten und theoretisierten Veränderungen der deutschen Armutsbevölkerung haben nach wie vor eine Relevanz für die Lebensgeschichten der untersuchten Familien. Armut kann heute scheinbar Jede*n treffen. Dabei spielen die strukturellen Bedingungen des Arbeitsmarktes nach wie vor eine große Rolle. In fast allen Familien, die über Generationen hinweg in Armut leben, zeichnen sich die geringen Chancen auf ein respektables Beschäftigungsverhältnis als eine wichtige Ursache ab. Auch bedeutete die Massenarbeitslosigkeit der 1980er und 1990er Jahre für viele Familien den Ausgangspunkt eines sozialen Abstiegs, von dem sie sich bis heute nicht erholen konnten.
- Doch nicht nur die damaligen Veränderungen des Erwerbssektors erweisen sich als relevant für die von Armut Betroffenen. Auch die in der *Prekarisierungsdebatte* beschriebene Zunahme atypischer, unsicherer und gering entlohnter Beschäftigungsverhältnisse spiegelt sich in den Lebensgeschichten der Interviewten wider. In diesen lässt sich ganz konkret

nachvollziehen, wie eine geringfügige Beschäftigung an die nächste gereiht wird, ohne die Option auf eine wirkliche Verbesserung der Lebensumstände. Oftmals ist es nicht die Erwerbslosigkeit, die das Leben erschwert, sondern die Notwendigkeit atypische Beschäftigungsverhältnisse mit geringem Ansehen einzugehen und dennoch auf den Bezug von Sozialleistungen angewiesen zu sein. Angesichts dessen ist es nur nachvollziehbar, dass sich den nachfolgenden Generationen der Mehrwert einer von Unsicherheiten gekennzeichneten Erwerbstätigkeit kaum noch erschließt.

- Über den Lebensvollzug hinweg hat sich letztlich auch die *Dynamik von Armut* bestätigt. Phasen der Erwerbstätigkeit wechseln sich bei vielen der Interviewten mit solchen der Erwerbslosigkeit oder der prekären Beschäftigung ab. Die meisten der Familienmitglieder berichten in ihren Lebensgeschichten von Zeiten, in denen sie finanziell besser gestellt waren und die Beschäftigungssituation eine andere war. Zugleich lässt sich trotz aller Dynamik feststellen, dass nach einem längeren Verbleib in Armut deren Verfestigung zu beobachten ist. Insbesondere in Fällen, in denen eine zunehmende Destabilisierung der Lebensführung nachgezeichnet werden kann, Armut einer Verlaufskurve des biografischen Erleidens gleicht und sich in der nachfolgenden Generation fortsetzt, erscheint das Leben in Armut kaum noch als dynamisch.
- Da sich *soziale Exklusion und sozialräumliche Segregation* im Laufe der Untersuchung als eigenständiger Strukturaspekt herausgestellt haben, erscheint eine Bezugnahme auf die dazugehörigen Theorietraditionen naheliegend. Dabei zeigt sich allerdings, dass die Ursachen sozialer Ausgrenzung ebenso wie die Folgen sozialräumlicher Segregation in marginalisierten Quartieren je nach Familienkonstellation und -tradition ganz unterschiedlich ausfallen können. Soziale Ausgrenzung wird nicht von allen Betroffenen gleich erfahren, sondern kann zugleich mit einer Integration in alternative gesellschaftliche Kontexte einhergehen. Auch lässt sich feststellen, dass Exklusion in manchen Fällen zwar durch ökonomische Ursachen bedingt ist, in anderen Fällen jedoch durchaus selbst gewählt sein kann. Hieraus folgt, dass sich zwar Übereinstimmungen der Exklusionsdebatte mit den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung ergeben, letztere jedoch darüber hinaus geht und das Konzept der sozialen Exklusion als Teilaspekt einer biografischen Gesamtsicht interpretiert.
- Auch die wissenschaftliche Diskussion zum Thema *Kinderarmut* und *Bildungsarmut* erscheint in einigen Punkten als anschlussfähig. So können einerseits frühe Erfahrungen biografischer Diskontinuität, vermittelt durch krisenhafte Ereignisse, einen Einfluss auf die weitere Lebensführung haben, andererseits spricht einiges dafür, dass eine Sozialisation in von Armut gekennzeichneten Milieus eine soziale Reproduktion von

Armut begünstigt. Die Benachteiligung von Kindern aus armen Familien im Bildungssystem lässt sich zwar nicht direkt anhand der Ergebnisse dieser Untersuchung nachzeichnen, betrachtet man jedoch das Niveau der Bildungsabschlüsse der untersuchten Familien, so erscheint ein Zusammenhang wahrscheinlich. Zugleich erweisen sich die besten schulischen Chancen als nutzlos, sofern sich eine Person dazu entscheidet, diese nicht wahrzunehmen. In den untersuchten Fällen wurden derartige Bildungsentscheidungen in mancherlei Hinsicht durch die familiäre Sozialisation vorbereitet.

- Als weitgehend neu erscheint die große Bedeutung *anerkenntnistheoretischer Überlegungen* für das Verständnis der sozialen Reproduktion von Armut in Familien. Geht man mit Honneth (1994: 197f.) davon aus, dass soziale Wertschätzung vor allem aufgrund persönlicher Leistungen und Fähigkeiten erworben werden kann, dann scheint es nur konsequent, dass Menschen, denen die Gelegenheit fehlt, derartige Leistungen im Berufsleben zu erbringen, unter einem Mangel an sozialer Wertschätzung leiden. Auch die emotionale Zuwendung der Eltern, die Honneth in der Anerkennungsform der Liebe fasst, scheint durch die teilweise schwer belasteten Lebensumstände der Familien nicht immer gewährleistet zu sein. Selbst die rechtliche Anerkennung wird oftmals dadurch infrage gestellt, dass die Regelungen des ALG II mit Sanktionsandrohungen einhergehen, welche die rechtlichen Ansprüche der Betroffenen stark einschränken. Infolgedessen suchen die Betroffenen teilweise aktiv nach Anerkennung, was im Rahmen der Biografie zu einer treibenden Kraft werden kann.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass all diese Theorietraditionen zwar wichtige Aspekte des Lebens in Armut aufgreifen, dabei jedoch teilweise einen thematisch stark verengten Standpunkt vertreten. Dagegen kann eine biografische Perspektive, die sich an den Strukturen der Betroffenen orientiert, aufzeigen, dass Armut mehr ist als nur eine Kultur, eine Falle, ein Bildungsproblem oder ein Exklusionsphänomen. Armut ist nicht nur durch einen ökonomischen Mangel gekennzeichnet, sondern ist Kennzeichen komplexer Lebenslagen, zu denen sich die betroffenen Menschen entsprechend verhalten müssen. Die biografische Perspektive erlaubt es, die Komplexität des Ineinandergreifens verschiedener Aspekte aufzuzeigen, welche zentral dafür werden können, ob eine Familie (über Generationen hinweg) in Armut verbleibt und welche Handlungs- und Deutungsmuster sie im Umgang mit Armut entwickelt. Anhand des biografischen Ansatzes konnte aufgezeigt werden, dass grundlegende Annahmen unterschiedlicher theoretischer Strömungen in den Lebens- und Familiengeschichten der Betroffenen zusammenlaufen. Das Leben von Menschen im Leistungsbezug ist eben nicht nur von einem einzigen Strukturaspekt beeinflusst, sondern ist i.d.R. auf ganz ver-

schiedenen Ebenen von Armut gekennzeichnet. Die biografische Perspektive hilft, die Verwobenheit all dieser Phänomene im lebensgeschichtlichen Vollzug zu rekonstruieren. Die herausgearbeiteten Strukturaspekte überwinden dadurch einseitige Erklärungsversuche und verweisen auf die Komplexität und Ambivalenz von Armut für die von ihr Betroffenen. Zwar gibt es durchaus zahlreiche Arbeiten aus der Armutsforschung, die sich ebenfalls qualitativer Methoden bedienen, diese zielen jedoch in der Regel auf vorgegebene theoretische Überlegungen ab und gelangen daher zu recht einseitigen Erklärungsansätzen. Wichtig wäre demgegenüber ein Ansatz, der von den Biografien ausgeht und es dadurch erlaubt, etablierte Armutskonzepte infrage zu stellen. Dies könnte die Aufgabe einer eigenständigen biografisch orientierten Armutsforschung sein.²³³

Greift man die zu Anfang dieser Untersuchung formulierte Frage nach den Ursachen und Zusammenhängen der intergenerationalen sozialen Reproduktion von Armut in Familien auf, so lässt sich diese nicht pauschal beantworten. Wie es scheint, erhalten familiäre Einflüsse eine unterschiedliche Bedeutsamkeit, je nachdem mit welchen konkreten Aspekten des Lebens in Armut ein Mensch konfrontiert wird. Einer familialen Reproduktion von Armut können unterschiedliche und teilweise gegensätzliche Ursachen zugrunde liegen. Aus biografischer Sicht lassen sich diese nur nachvollziehen, sofern Individuum, Familie und Gesellschaft zusammen gedacht werden. Anhand der rekonstruierten Strukturaspekte lässt sich zumindest ein gewisses Spektrum an Ursachen, aber auch spezifischen Handlungs- und Deutungsmustern nachvollziehen, die für das Leben in Armut sowie die Reproduktion von Armut in Familien zentral werden können. Ersichtlich wird dabei, dass zwar all jene Strukturaspekte individuell bearbeitet werden müssen, dies aber immer vor dem Hintergrund gesellschaftlicher und familiärer Vorgaben. Eine abschließende Bestimmung der Rolle der Familie für die intergenerationale Tradierung von Armut kann daher nicht im Interesse dieser Untersuchung sein. Vielmehr geht es darum, das komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren aufzuzeigen und einige zentrale Eckpunkte anhand der rekonstruierten Strukturaspekte kenntlich zu machen.

233 Eine solche wurde schon zuvor, beispielweise von Hübinger (1989) gefordert. Bis auf einige in der vorliegenden Untersuchung ausformulierte Ausnahmen (vgl. Kap. 1.3), bleibt eine eigenständige biografisch orientierte Armutsforschung jedoch nach wie vor aus.

6.3 Ausblick

Das Ergebnis dieser Studie besteht im Kern aus der differenzierten Beschreibung von fünf zentralen Strukturaspekten. Eine Arbeit, die an der theoretischen Engführung anderer Theorietraditionen ansetzt, um diese zu überwinden, würde ihr Vorhaben jedoch ad absurdum führen, würde sie die eigene Konzeption als abgeschlossen betrachten. In der Rekonstruktion der Fälle deutete sich bereits an, dass eine ganze Reihe ähnlicher Aspekte biografisch relevant werden könnten.²³⁴ Auch gilt es zu betonen, dass die benannten Strukturaspekte individuell völlig gegensätzliche Relevanzen haben können. Von daher ist eine theoretische und praktische Bezugnahme nur sinnvoll, sofern deren jeweilige biografische Bedeutung mit einbezogen wird. Die benannten Aspekte können durchaus einem Verständnis der Reproduktion von Armut dienlich sein, welche konkreten biografischen Konsequenzen sich aus ihnen ergeben, muss jedoch jeweils am Einzelfall bestimmt werden.

Das Konzept der Strukturaspekte besticht vor allem durch seine prinzipielle Offenheit. Eine biografisch ausgerichtete Armutsforschung könnte es sich angesichts dessen zur Aufgabe machen, die Verbindungen, gegenseitigen Abhängigkeiten und Überlagerungen unterschiedlicher biografischer Strukturaspekte im Hinblick auf das Leben in Armut zu untersuchen. Zumindest deutet einiges darauf hin, dass die hier vorgestellten Aspekte einige wichtige Grundmuster der generationenübergreifenden Reproduktion von Armut beschreiben. Zukünftige Untersuchungen könnten möglicherweise dazu beitragen, weitere relevante Strukturaspekte zu identifizieren und diese miteinander in Verbindung zu setzen. Zu berücksichtigen wären dabei beispielsweise weitere räumliche Aspekte, wie etwa Differenzen zwischen Stadt und Land oder dem Osten und Westen Deutschlands. Auch könnte es sinnvoll sein, Geschlechterverhältnisse stärker in den Blick zu nehmen. So könnten es sich zukünftige Arbeiten beispielsweise zur Aufgabe machen die unterschiedliche Bedeutung familialer Armut im Kontext dominanter Geschlechterstereotype zu untersuchen.

Als ein Fundament solcher und ähnlicher Projekte würde sich eine biografische Vorgehensweise anbieten. Ziel sollte es dabei sein, das Leben von Menschen in Armut nicht allein anhand einer einzigen Perspektive erklären zu wollen, sondern die Ursachen und Auswirkungen von Armut ausgehend von den Betroffenen selbst zu denken. Eine solche biografische Armuts-

234 Ob ein einzelner Aspekt der Biografie strukturgebend für das gesamte Leben wird, zeigt sich vor allem am Einzelfall. Angesichts dessen sind zahlreiche weitere relevante Strukturaspekte des Lebens in Armut denkbar, die sich beispielsweise auf die körperliche Verfasstheit eines Menschen oder seine Wertvorstellungen, Sozialkontakte und Handlungsspielräume beziehen.

forschung könnte sich als Vermittlerin zwischen den bisherigen armuts-theoretischen Forschungstraditionen verorten und zugleich neue Perspektiven ermöglichen, die quer zu den bisher dominanten Standpunkten liegen.

Ein Ansatz, der sich primär an den Biografien der von Armut Betroffenen orientiert hat jedoch immer auch seine Grenzen. Die Kritik an einer theoretischen Engführung und thematischen Inselbildung der Armutsforschung darf nicht so weit gehen, dass dadurch die Notwendigkeit in sich geschlossener theoretischer Systeme übersehen wird. Eine biografische Begründung von Aspekten, die das Leben in Armut strukturieren, wie sie im Rahmen dieser Untersuchung vorgenommen wurde, ist für nachfolgende Studien möglicherweise schwieriger zu operationalisieren, als theoretisch enger gefasste Armutskonzepte. Letztendlich braucht es ein Miteinander unterschiedlicher armutstheoretischer Diskurse, möchte man ein plausibles Bild von den Ursachen und Folgen von Armut und deren Reproduktion zeichnen.

Neben der allgemeinen Aufgabe, armutstheoretische Diskurse anhand biografieanalytischer Ansätze zu integrieren, verweisen die rekonstruierten Strukturaspekte auf ganz konkrete Leerstellen der Forschungslandschaft. Wünschenswert erscheint beispielsweise eine genauere Betrachtung der Relevanz anerkennungstheoretischer Überlegungen für das Leben von Menschen in Armut. Der „Kampf um Anerkennung“ (vgl. Honneth 1994) drängt sich als eine zentrale biografische Aufgabe von Familien in Armut auf. Dabei sollten auch sozialpolitische Implikationen mit einbezogen werden. Die strengen Sanktionsregelungen des ALG II könnten beispielsweise aus anerkennungstheoretischer Sicht als eine Verweigerung rechtlicher Anerkennung interpretiert werden. Wichtig wäre demnach ein gesellschaftliches Klima, welches Menschen in Armut die nötige soziale Wertschätzung entgegenbringt. Möglicherweise können die authentischen Erzählungen der Familien, auf denen diese Untersuchung aufbaut, einen Beitrag dazu leisten.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz/König, Alexandra (2010): Sozialisation. Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen. Wiesbaden: VS.
- Achilles, Ilse (2005): „... und um mich kümmert sich keiner!“ Die Situation der Geschwister behinderter und chronisch kranker Kinder. 4. Aufl. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- Albrecht, Günter (1969): Die „Subkultur der Armut“ und die Entwicklungsproblematik. In: König, René/Albrecht, Günter/Freund, Wolfgang S./Fröhlich, Dieter (Hrsg.): Aspekte der Entwicklungssoziologie (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 13). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 430-471.
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Der Mensch als soziales und personales Wesen. Bd. 17. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 257-283.
- Alheit, Peter/Glaß, Christian (1986): Beschädigtes Leben. Soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher. Ein soziologischer Versuch über die „Entdeckung“ neuer Fragestellungen. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Allmendinger, Jutta/Leibfried, Stephan (2003): Bildungsarmut. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 21-22/2003, S. 12-18.
- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Anderson, Nels (1923): *The Hobo. The Sociology of the Homeless Man*. Chicago: University of Chicago Press.
- Andrä, Helgard (2000): Begleiterscheinungen und psychosoziale Folgen von Kinderarmut. In: Butterwegge, Christoph/L'Hoest, Raphael/Ruiss, Dirk (Hrsg.): Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 270-285.
- Andréasson, Sven/Engström, Ann/Allebeck, Peter/Rydberg, Ulf (1987): Cannabis and Schizophrenia: A Longitudinal Study of Swedish Conscripts. In: *The Lancet*, Jg. 330, H. 8574, S. 1483-1486.
- Auletta, Ken (1983): *The Underclass*. New York: Vintage Books.
- Baarda, Ben D./ Goede, Martijn de P.M./Frowijn, Anja P.M./Postma, Maureen E. (1990): Der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf Kinder. In: Schindler, Hans/Wacker, Ali/Wetzels, Peter (Hrsg.): Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Ergebnisse neuer europäischer Studien. Heidelberg: Roland Asanger, S. 145-170.
- Bäcker, Gerhard (1994): Ältere Arbeitnehmer zwischen Dauerarbeitslosigkeit und demographischem Umbruch. In: Montada, Leo (Hrsg.): Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 131-149.
- Bäcker, Gerhard (2002): Armut trotz Sozialhilfe? Zum Verhältnis von Einkommensarmut und Hilfe zum Lebensunterhalt. In: Sell, Stefan (Hrsg.): Armut als Heraus-

- förderung – Bestandsaufnahme und Perspektiven der Armutsforschung und Armutsberichterstattung. Berlin: Duncker & Humblot, S. 287-307.
- Bäcker, Gerhard (2006): Niedrig- und Kombilöhne: soziale Spaltung statt Abbau der Arbeitslosigkeit. In: Grasse, Alexander/Ludwig, Carmen/Dietz, Berthold (Hrsg.): Soziale Gerechtigkeit – Reformpolitik am Scheideweg, Festschrift für Dieter Eißel zum 65. Geburtstag. Wiesbaden: VS, S. 167-178.
- Bäcker, Gerhard/Neubauer, Jennifer (2012): Arbeitslosigkeit und Armut: Defizite von sozialer Sicherung und Arbeitsförderung. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.) Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 624-643.
- Bakke, Wight E. (1935): *The Unemployed Man*. London: Nisbet and Co.
- Bakke, Wight E. (1940): *Citizens without work. A Study of the Effects of Unemployment Upon the Workers' Social Relations and Practices*. New Haven: Yale University Press.
- Balsen, Werner/Nakielski, Hans/Rössel, Karl/Winkel, Rolf (1984): *Die neue Armut. Ausgrenzung von Arbeitslosen aus der Arbeitslosenunterstützung*. Köln: Bücher-gilde Gutenberg.
- Baum, Detlef (1998): *Armut durch die Stadt oder Urbanisierung der Armut*. In: Mansel, Jürgen/Brinkhoff, Klaus-Peter (Hrsg.): *Armut im Jugendalter. Soziale Ungleichheit, Gettoisierung und die psychosozialen Folgen*. Weinheim/München: Juventa, S. 60-75.
- Baumgart, Franzjörg (2008): *Theorien der Sozialisation*. 4. Aufl. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Baur, Jürgen/Braun, Sebastian (Hrsg.) (2003): *Integrationsleistungen von Sportvereinen als Freiwilligenorganisation (Sportentwicklung in Deutschland)*. Aachen: Meyer & Meyer Sport.
- Beck, Ulrich (2012): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. 21. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Behnen, Imbke/Mikota, Jana (Hrsg.) (2009): *Sozialisation, Biografie und Lebenslauf. Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa.
- Benz, Benjamin (2012): *Armut im Familienkontext*. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 434-452.
- Bernstein, Basil (1971): *Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten. Aufsätze 1958-1970*. Amsterdam: Contact-Press.
- Bertram, Hans/Bayer, Hiltrud/Bauereiß, Renate (1993): *Familien-Atlas: Lebenslagen und Regionen in Deutschland; Karten und Zahlen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, Walter/Weidacher, Alois (Hrsg.) (2004): *Leben neben der Wohlfahrtsgesellschaft. Familien in prekären Lebenslagen*. Wiesbaden: VS.
- Boeckh, Jürgen (2012): *Migration und soziale Ausgrenzung*. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.) *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 411-433.
- Böhnisch, Lothar (2002): *Drogengebrauch in der Jugendphase*. In: Arnold, Helmut/Schille, Hans-Joachim (Hrsg.): *Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte*. Weinheim/München: Juventa, S. 107-120.
- Böhnisch, Lothar/Schille, Hans-Joachim (2002): *Familienstruktur und Drogengebrauch*. In: Arnold, Helmut/Schille, Hans-Joachim (Hrsg.): *Praxishandbuch Dro-*

- gen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxis-schritte. Weinheim/München: Juventa, S. 199-208.
- Bohnsack, Ralf (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Eine Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. 8. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.
- Bormann, Cornelia (1992): Arbeitslosigkeit und Gesundheit. In: Sozialer Fortschritt, Jg. 41, H. 3, S. 63-71.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur, Bd. 1. Hamburg: VSA-Verlag.
- Braun, Sebastian/Finke, Sebastian (2010): Integrationsmotor Sportverein. Ergebnisse zum Modellprojekt „spin – Sport Interkulturell“. Wiesbaden: VS.
- Braun, Sebastian/Nobis, Tina (2011): Migration, Integration und Sport. Zivilgesellschaft vor Ort. Wiesbaden: VS.
- Breckner, Ingrid/Heonelt, Hubert/Krummacher, Michael/Oelschlägel, Dieter/Rommelspacher, Thomas/Schmals, Klaus M. (1989): Armut im Reichtum: Erscheinungsformen, Ursachen und Handlungsstrategien in ausgewählten Großstädten der Bundesrepublik. Bochum: Germinal.
- Brenke, Karl (2010): Aus der Krise zum zweiten Wirtschaftswunder? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 48/2010, S. 39-46.
- Brüsemeister, Thomas (2008): Bildungssoziologie. Einführung in Perspektiven und Probleme. Wiesbaden: VS.
- Büchner, Peter (2006): Der Bildungsort Familie. Grundlagen und Theoriebezüge. In: Büchner, Peter/Brake, Anna (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. Wiesbaden: VS, S. 21-48.
- Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. München: Carl Hanser.
- Bude, Heinz/Willisch, Andreas (2008a): Das Problem der Exklusion. In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: HIS, S. 7-23.
- Bude, Heinz/Willisch, Andreas (2008b): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Buhr, Petra (1995): Dynamik von Armut. Dauer und biographische Bedeutung von Sozialhilfebezug. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Buhr, Petra (2004): Armut und Armutsentwicklung in Deutschland. Status Quo und mögliche Folgen der Reformpolitik. ZeS-Arbeitspapier Nr. 4/2004. Bremen.
- Buhr, Petra/Huinink, Johannes (2011): Armut im Kontext von Partnerschaft und Familie. In: Berger, Peter A./Hank, Karsten/Tölke, Angelika (Hrsg.): Reproduktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS, S. 201-233.

- Bundesagentur für Arbeit (2015): Arbeits- und Ausbildungsmarkt in Deutschland – Monatsbericht, Dezember und das Jahr 2015. Nürnberg.
- Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz (BEEG) (2006) i.d.F. vom 5. Dezember 2006 (BGB1. I S. 2748), zuletzt geändert durch Artikel 10 des Gesetzes vom 23. November 2011 (BGBl. I S. 2298).
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (BMAS) (2001): Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Bonn.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) (2008): Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) (2013): Lebenslagen in Deutschland. Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Bonn: Hausdruckerei BMAS.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2012): Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Achter Familienbericht. Deutscher Bundestag. Berlin.
- Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (BMGS) (2005): Lebenslagen in Deutschland – Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (BMWA) (2005): Vorrang für die Anständigen – Gegen Missbrauch, „Abzocke“ und Selbstbedienung im Sozialstaat. Ein Report vom Arbeitsmarkt im Sommer 2005. Berlin.
- Bundesregierung (2004): Agenda 2010. Deutschland bewegt sich, aktualisierte Neuauflage. Berlin.
- Bundessozialhilfegesetz (BSHG) i.d.F. vom 23. März 1994 (BGB1. I S. 646, ber. S. 2975), geändert durch Art. 18 Gesetz zur sozialen Sicherung des Risikos der Pflegebedürftigkeit – PflegeVG – vom 26.5.1994 (BGB1. I S. 1014), Art. 32 Gesetz zur Reform der agrarsozialen Sicherung (Agrarsozialreformgesetz 1995 – ASRG 1995) vom 29.7.1994 (BGB1. I S. 1890), Art. 9 Abs. 1 Schwangeren- und Familienhilfeänderungsgesetz (SFHÄndG) vom 21.8.1995 (BGB1. I S. 1050), Art. 4 Erstes SGB XI-Änderungsgesetz – 1. SGB XI-ÄndG vom 14.6.1996 (BGB1. I S. 830), Art. 3 Achtzehntes Gesetz zur Änderung des Bundesausbildungsförderungsgesetzes (18. BAföGÄndG) vom 17.7.1996 (BGB1. I S. 1006) und Art. 1 Gesetz zur Reform des Sozialhilferechts vom 23.7.1996 (BGB1. I S. 1088).
- Burkart, Günter (1998): Die Attraktoren der Armut. Eine sozialökologische Untersuchung der wohnräumlichen Verteilung von Armut in der Stadt Offenbach. Aachen: Shaker.
- Butterwegge, Christoph (2000): Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Campus.
- Butterwegge, Christoph/Kluntz, Michael/Belke-Zeng, Matthias (2008): Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Butterwegge, Christoph (2014): Krise und Zukunft des Sozialstaates. 5. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Butterwegge, Christoph (2015): Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik? Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Castel, Robert (2008): Die Metamorphose der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. 2. Aufl. Konstanz: UVK.

- Chassé, Karl August/Zander, Margherita/Rasch, Konstanze (2010): *Meine Familie ist Arm: Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Claus, Frieder (2008): *Hartz IV – Strategie zur Armutsbekämpfung?* In: Sanders, Karin/Weth, Hans-Ulrich (Hrsg.): *Armut und Teilhabe: Analysen und Impulse zum Diskurs um Armut und Gerechtigkeit*. Wiesbaden: VS, S. 147-182.
- Coser, Lewis A. (1992): *Soziologie der Armut: Georg Simmel zum Gedächtnis*. In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hrsg.): *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32)*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 34-47.
- Deckl, Silvia (2013): *Einkommensungleichheit, Armut und materielle Entbehrung*. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn, S. 158-167.
- Der Paritätische Gesamtverband (2015): *Die zerklüftete Republik. Bericht zur regionalen Armutsentwicklung in Deutschland 2014*. Berlin.
- Dietz, Barbara (1997): *Jugendliche Aussiedler. Ausreise, Aufnahme, Integration*. Berlin: Verlag Arno Spitz.
- Domentat, Tamara (1998): *Hallo Fräulein. Deutsche Frauen und amerikanische Soldaten*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Dörre, Klaus/Scherschel, Karin/Booth, Melanie/Haubner, Tine/Marquardsen/Schierhorn, Karen (2013): *Bewährungsproben für die Unterschicht? Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Drerup, Heiner (1997): *Mütterlichkeit als Mythos*. In: Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl (Hrsg.): *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*. Weinheim/München: Juventa.
- Durkheim, Emile (1984): *Erziehung Moral und Gesellschaft. Vorlesung an der Sorbonne 1902/1903*. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ecarius, Jutta (2007): *Familienerziehung*. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): *Handbuch Familie*. Wiesbaden: VS, S. 137-156.
- Ecarius, Jutta (2008): *Generation, Erziehung und Bildung. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ecarius, Jutta/Köbel, Nils/Wahl, Kathrin (2011): *Familie, Erziehung und Sozialisation*. Wiesbaden: Springer VS.
- Edelstein, Wolfgang (2006): *Bildung und Armut. Der Beitrag des Bildungssystems zur Vererbung und zur Bekämpfung von Armut*. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, Jg. 26, H. 2, S. 120-134.
- Eisenberg, Philip/Lazarsfeld, Paul F. (1938): *The psychological effects of unemployment*. *Psychological Bulletin*, Jg. 35, H. 6, S. 358-390.
- Elder, Glen H. (1998): *Children of the Great Depression. 25th Anniversary Edition: Study in Social Structure and Personality*. Boulder: Westview Press.
- Elkeles, Thomas/Seifert, Wolfgang (1992): *Arbeitslosigkeit und Gesundheit. Langzeitanalysen mit dem Sozio-ökonomischen Panel*. In: *Soziale Welt*, Jg. 43, H. 3, S. 278-300.
- EL-Mafaalani, Aladin (2011): *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkischstämmigen*. Wiesbaden: Springer VS.

- Emerson, Robert M./Fretz, Rachel I./Shaw, Linda L. (2007): Participant Observation and Fieldnotes. In: Atkinson, Paul A./Delamont, Sara/Coffey Amanda/Lofland, John/Lofland, Lyn H. (Hrsg.): *Handbook of Ethnography*. Los Angeles/London/New Delhi: SAGE Publications Ltd., S. 352-368.
- Farwick, Andreas (2001): Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern. Opladen: Leske + Budrich.
- Fehr, Sonja/ Vobruba, Georg (2011): Arbeitslosigkeitsfalle vor und nach der Hartz-IV-Reform. In: *WSI-Mitteilungen*, Jg. 64, H.5, Frankfurt am Main: Bund, S. 211-217.
- Fergusson, David M./Horwood, L. John/Swain-Campbell, Nicola R. (2003): Cannabis dependence and psychotic symptoms in young people. In: *Psychological Medicine*, Jg.33, H.1, S. 15-21.
- Filipp, Sigrun-Heide (2010): *Kritische Lebensereignisse*. 3. Aufl. Weinheim: Beltz PVU.
- Filipp, Sigrun-Heide/Aymanns, Peter (2009): *Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fischer, Wolfram (1982): *Time and Chronic Illness. A Study on the Social Constitution of Temporality*. Berkeley. Habilitationsschrift Universität Bielefeld.
- Fischer, Wolfram/Kohli, Martin (1987): *Biographieforschung*. In: Voges, Wolfgang (Hrsg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 25-49.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1996): *Strukturelle Analyse biographischer Texte*. In: Brähler, Elmar/Adler, Corinne (Hrsg.): *Qualitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren*. Gießen: Psychosozial, S. 147-208.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): *Warum Biographieanalyse und wie man sie macht*. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, Jg. 17, H. 4, S. 405-427.
- Flick, Uwe (Hrsg.) (2007): *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. 6. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Franz, Norbert/Jilge, Wilfried (2012): *Rußland, Ukraine, Weißrußland, Baltikum (Lettland, Estland)*. In: Kotowski, Elke-Vera/Schoeps, Julius H./Wallenborn, Hiltrud (Hrsg.): *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa*. 2. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 167-227.
- Friese, Marianne (2008): *Kompetenzentwicklung für junge Mütter. Förderansätze der beruflichen Bildung*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Gahleitner, Silke B. (2011): *Biografiearbeit und Trauma*. In: Miethe, Ingrid (Hrsg.): *Biografiearbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis*. Weinheim/München: Juventa, S. 142-152.
- Gans, Herbert (1982): *The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans*. 2. Aufl. New York: Macmillan Co.
- Garz, Detlef/Zizek, Boris (Hrsg.) (2014): *Wie wir zu dem werden, was wir sind: Sozialisations-, biographie und bildungstheoretische Aspekte*. Wiesbaden: Springer VS.
- Geiger, Udo (2005): *Leitfaden zum Arbeitslosengeld II. Der Rechtsratgeber zum SGB II*. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.
- Geißler, Heiner (1976): *Die Neue Soziale Frage. Armut im Wohlfahrtsstaat. Die Übermacht der Organisierten. Rentner haben keine Lobby*. Freiburg: Herder.

- Geißler, Rainer (2011): Die Sozialstruktur in Deutschland. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung. 6. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Gestrich, Andreas (1999): Die Geschichte der Familie im 19. Und 20. Jahrhundert. München: Oldenbourg.
- Geulen, Dieter (2000): Zur Konzeptualisierung des Verhältnisses von externen und internen Bedingungen im Prozeß lebenslanger Sozialisation. In: Hoerning, Erika M. (Hrsg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 187-208.
- Geulen, Dieter (2009): Subjektorientierte Sozialisationstheorie. In: Behnken, Imbke/Mikota, Jana (Hrsg.): Sozialisation, Biografie und Lebenslauf. Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa, S. 11-32.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3. Aufl. Bern: Hans Huber.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1977): Anguish: The Case History of a Dying Trajectory. San Francisco: Sociology Press.
- Glinka, Hans-Jürgen (2009): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. 3. Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- Glutz, Peter (1984): Die Arbeit der Zuspitzung. Über die Organisation einer regierungsfähigen Linken. Berlin: Goebel.
- Goetze, Dieter (1971): „Culture of Poverty“ und soziale Wirklichkeit. Nachruf auf eine Theorie. In: Sociologia Ruralis, Jg. 11, H. 3, S. 223-246.
- Goetze, Dieter (1989): Bauerngesellschaften. „Subkultur der Armut“ und Marginalität. In: Giordano, Christian/Hettlage, Robert (Hrsg.): Bauerngesellschaften im Industriezeitalter. Berlin: Reimer, S. 69-96.
- Goetze, Dieter (1992): „Culture of Poverty“. Eine Spurensuche. In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 88-103.
- Graf, Alexander (2007): Mobbing. Theoretische und empirische Untersuchung von Konflikten im Bereich des Berufsschulwesens und Ableitung von Handlungsempfehlungen für Schule und Individuum. Kassel: Kassel University Press.
- Grau, Andreas/Gross, Eva/Reinecke, Jost (2012): Abgehängte Sozialräume. Die Bedeutung von Jugendarbeitslosigkeit für Orientierungslosigkeit und Fremdenfeindlichkeit. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 10. Berlin: Suhrkamp, S. 129-149.
- Grundmann, Matthias (2006): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz: UVK.
- Gurwitsch, Aron (1959): Beitrag zur phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung. In: Zeitschrift für philosophische Forschung, Jg. 13, H. 3, S. 419-437.
- Gurwitsch, Aron (1974): Das Bewußtseinsfeld. Berlin/New York: De Gruyter.
- Habermas, Tilman/Paha, Christine (2001): Frühe Kindheitserinnerung und die Entwicklung biographischen Verstehens in der Adoleszenz. In: Behnken, Imbke/Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Seelze-Velber: Kallmeyersche, S. 84-99.
- Hackenberg, Waltraud (1992): Geschwister behinderter Kinder im Jugendalter – Probleme und Verarbeitungsformen. Berlin: Spiess.
- Hackenberg, Waltraud (2008): Geschwister von Menschen mit Behinderung. Entwicklung, Risiken, Chancen. 7. Aufl. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

- Hanesch, Walter (1994): Armut in Deutschland – Der Armutsbericht des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hanesch, Walter/Krause, Peter/Bäcker, Gerhard (2000): Armut und Ungleichheit in Deutschland. Der neue Armutsbericht der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hartmann, Boris (2007): Mutismus. Zur Theorie und Kasuistik des totalen und elektiven Mutismus. 5. Aufl. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess.
- Hartmann, Helmut (1981): Sozialhilfebedürftigkeit und „Dunkelziffer der Armut“: Bericht über das Forschungsprojekt zur Lage potentiell Sozialhilfeberechtigter. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hauser, Richard/Cremer-Schäfer, Helga/Nouvertné, Udo (1981): Armut, Niedrigeinkommen und Unterversorgung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Hauser, Richard/Neumann, Udo (1992): Armut in der Bundesrepublik Deutschland. Die sozialwissenschaftliche Thematisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237-271.
- Hauser, Richard (1997): Vergleichende Analyse der Einkommensverteilung und der Einkommensarmut in den alten und neuen Bundesländern 1990 bis 1995. In: Becker, Irene/Hauser, Richard (Hrsg.): Einkommensverteilung und Armut. Deutschland auf dem Weg zur Vierfünftel-Gesellschaft? Frankfurt am Main: Campus, S. 63-82.
- Herwartz-Emden, Leonie (1995): Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung. Weinheim/München: Juventa.
- Hildenbrand, Bruno (2011): Einführung in die Genogrammarbeit. 3. Aufl. Heidelberg: Auer Verlag.
- Hildermeier, Manfred (1998): Geschichte der Sowjetunion. 1917-1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München: C. H. Beck.
- Hilkes, Peter (1999): Rußlanddeutsche in Westsibirien: Bildung, Kultur und Identität. In: Schmidt, Gerlind/Krüger-Potratz, Marianne (Hrsg.): Bildung und nationale Identität aus russischer und russlanddeutscher Perspektive. Münster: Waxmann, S. 93-133.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, H. 2, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 339-372.
- Hollederer, Alfons (2003): Arbeitslos – Gesundheit los – chancenlos? In: IAB-Kurzbericht, Nr.4/2003. URL: <http://doku.iab.de/kurzber/2003/kb0403.pdf> [Zugriff: 17.08.2015].
- Holz, Gerda (2006): Lebenslagen und Chancen von Kindern in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 26/2006, S. 3-10.
- Holz, Gerda (2008): Armut verhindert Bildung – Lebenslagen und Zukunftschancen von Kindern. In: Sanders, Karin/Weth, Hans-Ulrich (Hrsg.): Armut und Teilhabe. Analysen und Impulse zum Diskurs um Armut und Gerechtigkeit. Wiesbaden: VS, S. 69-95.
- Holz, Gerda (2010): Frühe Armutserfahrungen und ihre Folgen – Kinderarmut im Vorschulalter. In: Zander, Marherita (Hrsg.): Kinderarmut. Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Praxis. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 88-109.

- Holz, Gerda/Skoluda, Susanne (2003): Armut im frühen Grundschulalter. Vertiefende Untersuchung zu Lebenssituation, Ressourcen und Bewältigungshandeln von Kindern. Frankfurt am Main: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
- Holzkamp, Christine/Rommelspacher, Birgit (1995): Fremdheit als sozialer Unterschied. Sozialisation zur Dominanz. In: Rommelspacher, Birgit (Hrsg.): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. 2. Aufl. Berlin: Orlanda Frauenverlag, S. 55-173.
- Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung – Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Horn, Gustav/Logeay, Camille/Stapff, Diego (2007): Viel Lärm um nichts? Arbeitsmarktreformen zeigen im Aufschwung bisher kaum Wirkungen. In: IMK-Report Nr. 20. Düsseldorf.
- Hoerning, Erika M. (Hrsg.) (2000): Biographische Sozialisation. Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 17. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hradil, Stefan (2005): Soziale Ungleichheit in Deutschland. 8. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Hübinger, Werner (1989): Zur Lebenslage und Lebensqualität von Sozialhilfeempfängern. Eine theoretische und empirische Armutsuntersuchung. In: Sozialer Fortschritt, Jg. 38 H.8, S. 172-180.
- Hurrelmann, Klaus (1994): Sozialisation und Gesundheit. Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf. 3. Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorie, 9. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz.
- Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (2012): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 12. Aufl. Weinheim/Basel: Juventa.
- Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (2012): Armut und soziale Ausgrenzung – Ein multidisziplinäres Forschungsfeld. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 13-42.
- Ingenhorst, Heinz (1997): Die Rußlanddeutschen. Aussiedler zwischen Tradition und Moderne. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul/Zeisel, Hans (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jureit, Ulrike/Wildt, Michael (Hrsg.) (2005): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs. Hamburg: Hamburger Edition.
- Kaelble, Hartmut (1979): Geschichte der sozialen Mobilität. In: Kaelble, Hartmut/Matzerath, Horst/Rupieper, Hermann-Josef/Steinbach, Peter/Volkman, Heinrich (Hrsg.): Probleme der Modernisierung in Deutschland. Sozialhistorische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 235-328.
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata. In: Wagner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalyse. Hamburg: Buske, S. 159-274.
- Kantel, H.-Dieter (2008): Grundsicherungsarbeit. Armuts- und Arbeitsmarktpolitik nach Hartz IV. Wiesbaden: VS.

- Keim, Rolf/Neef, Rainer (2000): Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete. In: Harth, Annette/Scheller, Gitta/Tessin, Wulf (Hrsg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen: Leske + Budrich, S. 248-273.
- Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2007): „Sozialhilfeadel oder Unterschicht?“ Sieben Einwände gegen eine „neue Unterschicht“. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Ziegler, Holger (Hrsg.): Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die „neue Unterschicht“. Wiesbaden: VS, S. 97-101.
- Kieselbach, Thomas (1994): Arbeitslosigkeit als psychologisches Problem - auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. In: Montada, Leo (Hrsg.): Arbeitslosigkeit und soziale Gerechtigkeit. Frankfurt/Main: Campus, S. 233-263.
- Kiphard, Ernst J. (1995): Mototherapie – Teil I. Dortmund: Verlag modernes Lernen.
- Klein, Thomas (1987): Sozialer Abstieg und Verarmung von Familien durch Arbeitslosigkeit. Eine mikroanalytische Untersuchung für die Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Klocke, Andreas/Hurrelmann, Klaus (1995): Armut und Gesundheit. Inwieweit sind Kinder und Jugendliche betroffen? In: Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften, 2. Beiheft, S. 138-151.
- Knabe, Bernd (1985): Der Kampf gegen die Trunksucht in der UdSSR. Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, H. 1. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 1-29.
- Komarovsky, Mirra (1940): The Unemployed Man and His Family: The Effect of Unemployment upon the Status of the Man in Fifty-Nine Families. New York: Dryden Press.
- Krämer, Ralf (2010): Aufschwung und Krise 2000 bis 2009: Eine Bilanz der Beschäftigungsentwicklung. In: Soziale Sicherheit, Jg. 59, H. 6/7, S. 211-218.
- Kronauer, Martin/Vogel, Berthold/Gerlach, Frank (1993): Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kronauer, Martin (1996): „Soziale Ausgrenzung“ und „Underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: SOFI-Mitteilungen, Nr. 24, S. 53-69.
- Kronauer, Martin (1999): Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. In: Herkomm, Sebastian (Hrsg.): Soziale Ausgrenzung. Gesichter des neuen Kapitalismus. Hamburg: VSA-Verlag, S. 60-72.
- Kronauer, Martin (2010): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. 2. Aufl. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Krüger, Heinz-Hermann/Deppe, Ulrike (2010): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Frieberthäuser, Barbara/Langer, Antje/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. 3. Aufl. Weinheim/München: Juventa, S. 61-72.
- Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.) (1999): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Krüger, Helga/Born, Claudia/Scholz, Maria (1991): Statussequenzen von Frauen zwischen Erwerbsarbeit und Familie. In: Sonderforschungsbereich 186 (Hrsg.):

- Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien. Bremen.
- Kuhlmann, Carola (2012): Bildungsarmut und soziale „Vererbung“ von Ungleichheiten. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 342-364.
- Kurella, Stefan (1992): Arbeitslosigkeit und Gesundheit – Literaturstudie für die Jahre 1985-1991, Arbeitsgruppe Public Health. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Lamnek, Siegfried/Krell, Claudia (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 5. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz.
- Lampert, Thomas/Thamm, Michael (2007): Tabak-, Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, Jg. 50, H. 5/6, Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 600-608.
- Lange, Björn (2010): Hartz IV und der Tag gehört dir. Über das Schicksal Langzeitarbeitsloser, den Zerfall unseres Sozialsystems und das Milliardengrab AR-GE/Jobcenter. Norderstedt: Books on Demand.
- Lazarus, Richard S./Folkman, Susan (1984): Stress, Appraisal and Coping. New York: Springer.
- Leibfried, Stephan/Leisering, Lutz/Buhr, Petra/Ludwig, Monika/Mädje, Eva/Olk, Thomas/Voges, Wolfgang/Zwick, Michael (1995): Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (1992): Vom Ende einer Ausgrenzung? – Armut und Soziologie. In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-33.
- Leisering, Lutz (2008): Dynamik von Armut. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung. Wiesbaden: VS, S. 118-132.
- Lewis, Oscar (1959): Five Families. Mexican Case Studies in the Culture of Poverty. New York: Basic Books.
- Lewis, Oscar (1971): La Vida – eine puertoricanische Familie in der Kultur der Armut. Düsseldorf/Wien: Econ.
- Lingnau, Susanne (2000): Erziehungseinstellungen von Aussiedlerinnen aus Russland. Ergebnisse einer regionalen empirischen Studie. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.
- Loch, Ulrike/Rosenthal, Gabriele (2002): Das narrative Interview. In: Schaeffer, Doris/Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Hans Huber, S. 221-232.
- Loch, Ulrike (2008): Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 9, H. 1, Art. 54. URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0801544> [Zugriff: 02.12.2015].
- Lompe, Klaus (1987): Die Realität der neuen Armut. Analysen der Beziehungen zwischen Arbeitslosigkeit und Armut in einer Problemregion. Regensburg: Transfer.
- Lüders, Christian/Rosner, Siegfried (1990): Arbeitslosigkeit in der Familie. In: Schindler, Hans/Wacker, Ali/Wetzels, Peter (Hrsg.): Familienleben in der Ar-

- beitslosigkeit. Ergebnisse neuerer europäischer Studien. Heidelberg: Roland Asanger, S. 75-98.
- Lüders, Christian (2005): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. 4. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 384-401.
- Ludwig, Monika (1996): *Armutskarrieren. Zwischen Abstieg und Aufstieg im Sozialstaat*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lüscher, Kurt/Liege, Ludwig (2003): *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Lutz, Ronald (2012): Soziale Erschöpfung - Erschöpfte Familien. In: Lutz, Ronald (Hrsg.): *Erschöpfte Familien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 11-70.
- Mädje, Eva/Neusüss, Claudia (1996): *Frauen im Sozialstaat. Zur Lebenssituation alleinerziehender Sozialhilfeempfängerinnen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Mannheim, Karl (1964): *Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk*. Berlin/Neuwied: Luchterhand.
- Mansel, Jürgen/Rosenthal, Gabriele/Tölke, Angelika (Hrsg.): (1997): *Generationenbeziehungen, Austausch und Tradierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Martin, Claude (1996): French Review Article: The Debate in France over "Social Exclusion". In: *Social Policy & Administration*, Jg. 30, H. 4, S. 382-392.
- Massing, Almuth/Reich, Günther/Sperling, Eckhard (1992): *Die Mehrgenerationen-Familientherapie*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Matthes, Joachim (1985): Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“, neu gelesen. Generationen- „Gruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“? In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 14, H. 5, Stuttgart: F. Enke Verlag, S. 363-372.
- Mayer, Susan E./Jencks, Christopher (1989): Growing Up in poor Neighborhoods: How much does it matter? *Science*, Nr. 243, S. 1441-1445.
- Mead, George Herbert (1991): *Geist, Identität und Gesellschaft – Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. 8. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meier-Gräwe, Uta (2004): *Prekäre Lebenslagen Alleinerziehender und sozialstaatlicher Interventionen- Erfahrungen beim Praxistransfer kommunaler Armutsberichterstattung und praxisbezogener Armuts- und Lebenslagenforschung*. In: Deutsches Jugendinstitut München (Hrsg.): *Dokumentationen zum Workshop am 16.6.2004 in Nürnberger/Zwischenbilanz zum DJI-Projekt*.
- Merkle, Tanja/Wippermann, Carsten (2008): Eltern unter Druck – Die Studie. In: Henry-Huthmacher, Christine/Borchard, Michael (Hrsg.): *Eltern unter Druck: Selbstverständnisse, Bedürfnisse und Befindlichkeiten von Eltern in verschiedenen Lebenswelten*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 25-241.
- Metz, Marina (2015): *Biographische Erfahrungen als Ressource im Migrationsprozess. Eine empirische Untersuchung am Beispiel der Migrantinnen und Migranten aus der (ehemaligen) Sowjetunion*. Gießen: Dissertation.
- Meyer, Thomas (2011): *Private Lebensformen im Wandel*. In: Geißler, Rainer (Hrsg.): *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*. 6. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 331-357.
- Miethe, Ingrid (2010): *Forschungsethik*. In: Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prenzel, Annedore (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft*. 3. Aufl. Weinheim/München: Juventa, S. 927-937.

- Miethé, Ingrid (2011): Politik, Bildung und Biografie. Zum Zusammenhang von politischer Gelegenheitsstruktur und individuellem Bildungsaufstieg. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 12, H.2, Art. 8. URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs110287> [Zugriff: 2.12.2015].
- Miethé, Ingrid (2014): Neue Wege in der Biografieforschung. Der Ansatz der theorieorientierten Fallrekonstruktion. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, Jg. 15, H. 1-2, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 163-179.
- Miethé, Ingrid (2015): Theorieorientierte Fallrekonstruktion und Grounded Theory. In: Equit, Claudia/Hohage, Christoph (Hrsg.): Handbuch Grounded Theory – von der Methodologie zur Forschungspraxis. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa, S. 258-272.
- Miethé, Ingrid/Soremiski, Regina/Suderland, Maja/Dierckx, Heike/Kleber, Birthe (2015): Bildungsaufstieg in drei Generationen. Zum Zusammenhang von Herkunftsmilieu und Gesellschaftssystem im Ost-West-Vergleich. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (2009): Werkstattjahr in Nordrhein-Westfalen. Ihre Chance für den Berufseinstieg. Düsseldorf.
- Mohr, Katrin (2009): Von „Workfare to Welfare“? Der radikale Wandel der deutschen Arbeitsmarktpolitik. In: Bothfeld, Silke/Sesselmeier, Werner/Bogedan, Claudia (Hrsg.): Arbeitsmarktpolitik in der sozialen Marktwirtschaft: vom Arbeitsförderungsgesetz zum Sozialgesetzbuch II und III. Wiesbaden: VS, S. 49-60.
- Mutz, Gerd/Ludwig-Meyerhofer, Wolfgang/Koenen, Elmar/Eder, Klaus/Bonß, Wolfgang (1995) Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Opladen: Leske + Budrich.
- Myers, David G. (2013): Denken und Sprache. In: Myers, David G. (Hrsg.): Psychologie. 3. Aufl. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 367-397.
- Nahnsen, Ingeborg (1975): Bemerkungen zum Begriff und zur Geschichte des Arbeitsschutzes. In: Osterland, Martin (Hrsg.): Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktbereitschaft. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, S. 145-166.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013a): Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte theoretische Ansätze und empirische Befunde. 3. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013b): Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des bürgerlichen Familienideals in Deutschland. In: Krüger, Dorothea Ch./Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa, S. 18-35.
- Neufeld, Olga (2007): Fromm in der fremden Heimat: Identitätssuche bei russlanddeutschen Baptisten in Folge der Konfrontation mit der Dominanzkultur Deutschland. Frankfurt am Main: IKO.
- Neurath, Otto (1931): Empirische Soziologie. In: Frank, Philipp/Schlick, Moritz (Hrsg.): Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung. Wien: Julius Springer.
- Nordmann, Anja (2008): Zwischen Fremd- und Selbstbestimmung. Gesellschaftliche Ambivalenzen im Leben von Mädchen und Frauen. In: Bingel, Gabriele/Nordmann, Anja/Münchmeier, Richard (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihre Jugend. Strukturbedingungen jugendlicher Lebenslagen. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 53-69.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilmann/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungs-

- logische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, S. 352-434.
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth (1980): Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. In: Heinze, Thomas/Klusemann, Hans-W./Soeffner, Hans-G. (Hrsg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bernsheim: Päd Extra Buchverlag, S. 15-69.
- Oswald, Ingrid (2006): Neue Migrationsmuster. Flucht aus oder in »Überflüssigkeit«? In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: HIS, S. 200-224.
- Os, Jim van/Bak, Maarten/Bijl, Rob V./Graaf, Ron de/Verdoux, Hélène (2002): Cannabis Use and Psychosis: A Longitudinal Population-based Study. In: American Journal of Epidemiology, Jg. 156, H. 4, S. 319-327.
- Park, Robert E./Burgess, Ernest (1925): The City. Chicago: Chicago University Press.
- Parsons, Talcott (1979): Sozialstruktur und Persönlichkeit. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Fachbuchhandlung für Psychologie.
- Paugam, Serge (1998): Von Armut und Ausgrenzung. Wie Frankreich eine neue soziale Frage lernt. In: Voges, Wolfgang/Kazepov, Yuri (Hrsg.): Armut in Europa. Wiesbaden: Chmielorz, S. 117-136.
- Peirce, Charles D. (1958): Collected Papers of Charles Sanders Peirce. Edited by Arthur W. Burks. Cambridge: Harvard University Press.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Aufl., Opladen: Leske + Budrich.
- Pichaud, David (1992): Wie misst man Armut? In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hrsg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32). Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 63-87.
- Promberger, Markus (2010): Hartz IV im sechsten Jahr. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 48/2010, S. 10-17.
- Rauschenbach, Thomas (1998): Generationenverhältnisse im Wandel. Familie, Erziehungswissenschaft und soziale Dienste im Horizont der Generationenfrage. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationenbeziehungen und Generationenverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 13-39.
- Rausch, Ulrich/Schüssler, Ute (1998): Zeugen Jehovas. Dokumente, Daten, Hintergründe. Frankfurt am Main: Verlag Josef Knecht.
- Reissig, Birgit (2010): Biographien jenseits von Erwerbsarbeit. Prozesse sozialer Exklusion und ihre Bewältigung. Wiesbaden: VS.
- Richter, Antje/Holz, Gerda/Altgeld, Thomas (Hrsg.) (2004): Gesund in allen Lebenslagen. Förderung von Gesundheitspotenzialen bei sozial benachteiligten Kindern. Frankfurt am Main: Institut für Sozialarbeit und Sozialpagogik.
- Rommelspacher, Birgit (Hrsg.) (1998): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. 2. Aufl. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Rommelspacher, Thomas (1989): Kultur – Subkultur – Kultur der Armut? Kritische Überprüfungen einer Konzeption. In: Breckner, Ingrid/Heinelt, Hubert/Krummbacher, Michael/Oelschlägel, Dieter/Rommelspacher, Thomas/Schmals, Klaus M. (Hrsg.): Armut im Reichtum. Erscheinungsformen, Ursachen und

- Handlungsstrategien in ausgewählten Großstädten der Bundesrepublik. Bochum: *Geminal*, S. 93-110.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*. Frankfurt am Main: Campus.
- Rosenthal, Gabriele (1997): Zur interaktionalen Konstitution von Generationen. Generationenabfolge in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In: Mansel, Jürgen/Rosenthal, Gabriele/Tölke, Angelika (Hrsg.): *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 57-73.
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaften*. H. 4/2002, S. 204-227.
- Rosenthal, Gabriele (2008): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 2.Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- Rosenthal, Gabriele/Stephan, Viola/Radenbach, Niklas (2011): *Brüchige Zugehörigkeiten. Wie sich Familien von „Russlanddeutschen“ ihre Geschichte erzählen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Rowntree, Seebohm (1901): *Poverty. A Study of Town Life*. New York: Macmillan & Co.
- Ryback, Tomothy W. (1990): *Rock Around the Bloc. A History of Rock Music in Eastern Europe and the Soviet Union*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Sander, Tobias (2014): Soziale Ungleichheit und Habitus als Bezugsgrößen professionellen Handelns. In: Sander, Tobias (Hrsg.): *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schäfer, Gerhard K. (2008): Geschichte der Armut im abendländischen Kulturkreis. In: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*. Wiesbaden: VS, S. 221-242.
- Schäfers, Bernhard (2012): *Sozialstruktur und sozialer Wandel in Deutschland*. 9. Aufl. Konstanz: UVK.
- Schiek, Daniela (2010): *Aktivisten der Normalbiographie. Zur biographischen Dimension prekärer Arbeit*. Wiesbaden: VS.
- Schindler, Hans/Wacker, Ali/Wetzels, Peter (Hrsg.) (1990): *Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Ergebnisse neuer europäischer Studien*. Heidelberg: Roland Asanger Verlag.
- Schlack, Robert/Hölling, Heike/Kurth, Bärbel-M./Huss, Michael (2007): Die Prävalenz der Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Erste Ergebnisse aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS). In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, H. 5/6. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 827-835.
- Schleiermacher, Friedrich (1983): *Pädagogische Schriften I. Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein.
- Schmidbauer, Wolfgang (1987): *Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schmitt, Lars (2010): *Bestellt und nicht abgeholt. Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium*. Wiesbaden: VS.
- Schönig, Werner (2000): *Langzeitarbeitslosigkeit und Kinderarmut*. In: Butterwegge, Christoph (Hrsg.): *Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Campus, S. 197-219.

- Schüller, Frank/Wingerter, Christian (2013): Arbeitsmarkt. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn, S. 113-126.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln. Gemeindeforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München: Fink, S. 159-260.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld. Fakultät für Soziologie. Bielefeld.
- Schütze, Fritz (1981): Prozessstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, Joachim (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, S. 67-156.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Jg. 12, H. 3, S. 283-293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: Metzler, S. 78-117.
- Schütze, Fritz (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 116-157.
- Schütze, Fritz (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biografieforschung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 205-237.
- Segalman, Ralph/Basu, Asoke (1981): Poverty in America. The Welfare Dilemma. Westport Conn.: Greenwood Press.
- Seifert, Manfred (2009): Prekarisierung der Arbeits- und Lebenswelt. Kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Karriere und Potenzial eines Interpretationsansatzes. In: Götz, Irene/Lemberger, Barbara (Hrsg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 31-53.
- Seiler, Signe (1985): Die GIs. Amerikanische Soldaten in Deutschland. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Sieder, Reinhard (1998): Besitz und Begehren, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich. In: Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/ Zonabend, Françoise (Hrsg.): Geschichte der Familie. Bd. 4: 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 211-284.
- Silbereisen, Rainer K./Walper, Sabine/Albrecht, Helfried T. (1990): Family Income Loss and Economic Hardship: Antecedents of Adolescents' Problem Behavior. In: McLoyd, Vonnie/Flanagan, Constance A. (Hrsg.): Economic Stress: Effects on Family Life and Child Development. San Francisco/Oxford: Jossey-Bass Inc., Publishers.

- Sinus-Institut (1998): Die Sinus Milieus und ihre Anwendung. Heidelberg.
- Sozialgesetzbuch II (SGB II) – Grundsicherung für Arbeitsuchende – i.d.F. vom 24. Dezember 2003 (BGBI. I S. 2954) zuletzt geändert durch Art. 2 G zur Ermittlung von Regelbedarfen und zur Änderung des Zweiten und Zwölften Buches Sozialgesetzgebung v. 24.3.2011 (BGBI. I S. 453).
- Sozialgesetzbuch XII (SGB XII) – Sozialhilfe - i.d.F. vom 27. Dezember 2003 (BGBI. I S. 3022) zuletzt geändert durch Art. 3 G zur Ermittlung von Regelbedarfen und zur Änderung des Zweiten und Zwölften Buches Sozialgesetzgebung v. 24.3.2011 (BGBI. I S. 453).
- Sparschuh, Vera (2008): Auf dem Land und im Norden – ländliche Peripherie als Armutsregion? In: Bach, Maurizio/Sterbling, Anton (Hrsg.): Soziale Ungleichheit in der erweiterten Europäischen Union. Beiträge zur Osteuropaforschung. Bd. 14, Hamburg: Krämer, S. 173-193.
- Sparschuh, Vera (2013): Ländliche Milieus: Familiengenerationen und Armutstraditionen. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, Jg. 14, H. 2: Rekonstruktive Milieuforschung. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 243-260.
- Statistisches Bundesamt (2013): Datenreport 2013. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Statistisches Bundesamt (2015): Arbeitsmarkt, Arbeitslosenquote Deutschland. URL: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/Konjunkturindikatoren/Arbeitsmarkt/arb210.html> [Zugriff: 26.08.2015].
- Steffens, Gerd (2008): Soziologische Konzepte von Exklusion und die politische Debatte um Mindestlöhne. In: Kirchhöfer, Dieter/Weiß, Edgar (Hrsg.): Jahrbuch für Pädagogik 2007. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 13-24.
- Strang, Heinz (1987): Effektivitätsprobleme der Sozialhilfe. In: Zeitschrift für Sozialreform, Jg. 33, H. 11/12, Berlin/New York: De Gruyter, S. 719-726.
- Strobl, Rainer (2006): Chancen und Probleme der Integration junger Aussiedler aus der früheren Sowjetunion. In: Ipsen-Peitzmeier, Sabine/Kaiser, Markus (Hrsg.): Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland. Bielefeld: Transcript, S. 87-107.
- Tölle, Rainer/Windgassen, Klaus (2014): Psychiatrie. 17. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin.
- Toman, Walter (2011): Familienkonstellationen. Ihr Einfluß auf den Menschen. 9. Aufl. München: C. H. Beck.
- Träger, Jutta (2009): Familienarmut: Ursachen und Gegenstrategien. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 17/2009, S. 33-38.
- Trautmann-Sponsel, Rolf D. (1988): Definition und Abgrenzung des Begriffs „Bewältigung“. In: Brüderl, Leokadia (Hrsg.): Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung. Weinheim/München: Juventa: 14-24.
- Tyrell, Hartmann (1990): Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz/Wehrspau, Michael (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. 2. Aufl. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, S. 145-156.
- Vester, Michael/Oertzen, Peter von/Geiling, Heiko/Hermann, Thomas/Müller, Dagmar (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vogelgesang, Waldemar (2006): Religiöse Segregation und soziale Distanzierung – Dargestellt am Beispiel einer Baptistengemeinde zugewanderter Spätaussiedler.

- In: Ipsen-Peitzmeier/Kaiser, Markus (Hrsg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: Transcript, S. 151-169.
- Vogelgesang, Waldemar (2008): *Jugendliche Aussiedler. Zwischen Entwurzelung, Ausgrenzung und Integration*. Weinheim/München: Juventa.
- Voges, Wolfgang (Hrsg.) (1987): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Volker, Ehrlich (1997): *Arbeitslosigkeit und zweiter Arbeitsmarkt. Theoretische Grundlagen, Probleme und Erfahrungen*. Sozialökonomische Schriften. Bd. 14. Frankfurt am Main/New York: Peter Lang.
- Völter, Bettina (2003): *Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Helma, Lutz/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (2005): *Biographieforschung im Diskurs. Theoretische und methodologische Verknüpfungen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Vonderach, Gerd/Siebers, Ruth/Barr, Ulrich (1992): *Arbeitslosigkeit und Lebensgeschichte. Eine empirische Untersuchung unter jungen Arbeitslosen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Walper, Sabine (1988): *Familiäre Konsequenzen ökonomischer Deprivation*. München/Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Walper, Sabine (1997): *Wenn Kinder arm sind. Familienarmut und ihre Betroffenen*. In: Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl (Hrsg.): *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*. Weinheim/München: Juventa, S. 265-281.
- Walper, Sabine (2001): *Ökonomische Knappheit im Erleben ost- und westdeutscher Kinder und Jugendlicher: Einflüsse der Familienstruktur und Auswirkungen auf die Befindlichkeit*. In: Klacke, Andreas/Hurrelmann, Klaus (Hrsg.): *Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen*. 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 169-187.
- Weiß, Edgar (2008): *Die Zukunft der Arbeit und die pädagogische Perspektive auf Arbeitslosigkeit*. In: Kirchhöfer, Dieter/Weiß, Edgar (Hrsg.): *Jahrbuch für Pädagogik 2007*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 87-116.
- Weisser, Gerhard (1956): *Wirtschaft*. In: Ziegenfuß, Werner (Hrsg.): *Handbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke, S. 970-1101.
- Werner, Melanie (2003): *Ich kündige als Mutter. Soziale Lebenslagen allein erziehender Sozialhilfeempfängerinnen in Trier-West*. Lage: Verlag Hans Jacobs.
- Werth, Beate (1991): *Alte und neue Armut in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- White, Stephen (1996): *Russia Goes Dry. Alcohol, State and Society*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Whyte, William F. (1943): *Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum*. Chicago: Chicago University Press.
- Williams, Christopher (1996): *Abortion and women's health in Russia and the Soviet successor states*. In: Marsh, Rosalind (Hrsg.): *Women in Russia and Ukraine*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 131-155.
- Wilson, William J. (1987): *The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Wirth, Louis (1928): *The Ghetto*. Chicago: Chicago University Press.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1999): *Konversion zum Islam in Deutschland und den USA*. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz (BEEG) i.d.F. vom 5. Dezember 2006 (BGBl. I S. 2748), zuletzt geändert durch Artikel 10 des Gesetzes vom 23. November 2011 (BGBl. I S. 2298).

Zobel, Martin (2008): Die Situation der Kinder in alkoholbelasteten Familien. In: Zobel, Martin (Hrsg.): Wenn Eltern zu viel trinken. Hilfen für Kinder und Jugendliche aus Suchtfamilien. Bonn: BALANCE buch + medien Verlag, S. 42-57.

Anhang

Abkürzungsverzeichnis

ADHS	Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung
AGH-MAE	Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung
ALG I	Arbeitslosengeld I
ALG II	Arbeitslosengeld II
ARGEn	Arbeitsgemeinschaften (heute als Jobcenter bezeichnet)
BAE	Berufsausbildungen in außerbetrieblichen Einrichtungen
BEEG	Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz
BMAS	Bundesministerium für Arbeit und Soziales
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BVJ	Berufsvorbereitungsjahr
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DGB	Deutscher Gewerkschaftsbund
Hartz IV	Viertes Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt
HLU	Hilfe zum Lebensunterhalt
KdU	Kosten der Unterkunft
NATO	North Atlantic Treaty Organization
PISA	Programme for International Student Assessment
SGB II	Sozialgesetzbuch II – Grundsicherung für Arbeitssuchende
SGB III	Sozialgesetzbuch III – Arbeitsförderung
SGB XII	Sozialgesetzbuch XII – Sozialhilfe
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
USA	United States of America

Transkriptionszeichen

Beispiel	=	Beschreibung
(3)	=	Dauer einer Sprechpause in Sekunden
,	=	kurzes Absetzen
Natür-	=	Wortabbruch
((lacht))	=	Kommentar
/	=	Einsetzen des kommentierten Phänomens
Ja	=	betont gesprochen
NEIN	=	laut gesprochen
`wieso`	=	leise gesprochen
[...]	=	Auslassung im Transkript
/warum?	=	fragend
()	=	Äußerung ist unverständlich
(sagte sie)	=	unsichere Transkription
[Mhm]	=	kurzer Sprecher*innenwechsel bzw. Einschub
[=	parallel gesprochen

Beispiel:

In: Wenn Sie möchten [können Sie au-

AB: [Was ich noch sagen wollte

Übersichtstabellen

Tabelle 1: Übersicht der Interviewpartner*innen

Name	Geburt	Schulabschluss	Letztes Beschäftigungsverhältnis	Aktuell im ALG II-Bezug?
Derya Esen (Mutter)	1972	unbekannt	Montage in einer Fabrik	Ja
Yesim Esen (Tochter)	1987	Hauptschule	Aushilfstätigkeit im Einzelhandel	Nein
Mert Esen (Sohn)	1993	Hauptschule	Aushilfstätigkeit bei einem Paketdienst	Ja
Hannelore Lotz (Mutter)	1951	Sonderschule	Aushilfstätigkeit in Kantine	Ja
Janina Lotz (Tochter)	1980	Hauptschule	Kombiniert drei Aushilfstätigkeiten	Nein
Maria James (Mutter)	1967	Hauptschule	Reinigungskraft bei zwei Arbeitgebern	Nein
Celina James (Tochter)	1986	Realschule	Ausbildung im Einzelhandel	Ja
Jennifer James (Tochter)	1988	Hauptschule	Ausbildung in einem Hotel (abgebrochen)	Ja
Irene Michel (Mutter)	1971	polytechnische Mittelschule	Einzelintegrationskraft in einem Kindergarten	Ja
Anton Michel (Sohn)	1990	Realschule	Ausbildung Pharmazeutisch-technischer Assistent	Nein
Christina Auer (Tochter)	1988	unbekannt	Reinigungskraft (geringfügig beschäftigt)	Ja
Renate Hahn (Mutter)	1935	unbekannt	Näherin	Ja
Paul Hahn (Sohn)	1964	unbekannt	Straßenbau	Ja
Andrea Bauer (Mutter)	1953	Realschule (abgebrochen)	Aushilfskraft im Hotelgewerbe	Ja
Katja Bauer (Tochter)	1991	Hauptschule (abgebrochen)	Ausbildung zur Lackiererin (in Maßnahme)	Ja
Daniela Müller (Mutter)	1975	Hauptschule	Arzthelferin	Ja
Jason Müller (Sohn)	1993	Hauptschule	Weiterbildungsmaßnahme des Jobcenters	Ja

Table 2: Übersicht der Strukturaspekte

Erwerbslosigkeit und Erwerbsorientierung	Soziale Exklusion und sozialräumliche Segregation	Statusverlust und soziale Anerkennung	Erosion familiärer Orientierungen und Familienmodell	Umgang mit Erfahrungen biografischer Diskontinuität
(Nicht-) Erwerbsarbeit als Teil einer Kosten-Nutzen-Kalkulation	Der Wohnort als unterstützendes Netzwerk	Soziale Wertschätzung und Status als gute Mutter	Orientierung an der modernen (klein-) bürgerlichen Familie	Umgang mit familiärer Diskontinuität
Erwerbsarbeit als Möglichkeit des Statuserwerbs	Der Wohnort als Gegenhorizont	Sozialer Status durch berufliches Prestige, Besitz und Kultur	Familie als Mutterschaft	Resignation angesichts überwältigender Strukturen
Erwerbsarbeit als Strukturgeber	Der Wohnort als Ursache sozialer Exklusion	Alternative Formen der Anerkennung	Familie als Orientierungs- und Unterstützungszusammenhang	Orientierungssuche angesichts kritischer Lebensereignisse
Diffuse Erwerbsorientierung	Soziale Exklusion als Folge von Migration und Suche nach Zugehörigkeit		Glaubensgemeinschaft als Familienersatz	Biografische Kontinuität durch Aufrechterhalten kultureller Bezüge trotz Migration